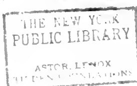


Amerika-wanderungen eines Deutschen

Johannes Wilda







Chilenin.

Amerika-Wanderungen eines Deutschen

Von

Johannes Wilda

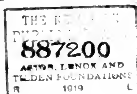
III.

Im Süden des Kontinents der Mitte

Mit 26 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen und einer Karte



Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1907



6909. Maschinensatz und Druck der Deutschen Buch- u. Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 68.

Inhalt

Vorwort

Kurz gefaßt, geleite ein solches auch diesen dritten Band. Wer den „Wanderungen" bis zum Ende gefolgt ist, wird wissen, was sie gewollt haben. Möge die Form die geeignete sein, um das Buch an das nationale Fühlen unseres Volkes heranzubringen. Ein treffliches Wort von anderer Seite drückt meine Wünsche noch vollkommener aus. Es steht in der Schrift des kommandierenden Generals Kolmar Frhr. v. d. Goltz, „Von Jena bis Preußisch-Eylau" und lautet: „So hat die Furchtlosigkeit noch immer von den Gewaltmenschen in der Geschichte mehr erlangt, als feige Unterwerfung."

Lübeck, am 1. Juli 1907.

Johannes Wilda.



In Lima.

Das uralte Peru. — Die Hochländer. — Einteilung des Landes. — Reisende Südamerikaner. — Die Hafenstadt Callao. — Fahrt nach Lima. — Lage der Hauptstadt und allgemeine Eindrücke. — Gebäude und Straßen. — Klimatisches. — Pferdedressur. — Der Vorort Chorillos. — Ursachen der Regenlosigkeit. — Bekanntschaft mit Herrn v. Hassel. — Überfall und Verwundung Herrn v. Hassels in der Montaña. — Spaziergang mit ihm und Dr. Michahelles auf den Cerro San Cristóbal. — Geschleifte Befestigung. — Befestigungsprojekt für Callao. — Klubs und Sonstiges. — Die Peruvian Corporation. — Eine japanische Linie.

Kein Land der südlichen Westhalbkugel zeigt so die anziehende Patina des Alters wie Peru; wohl keines ist ein fruchtbarerer Boden für Poesie und Sage gewesen, wie gerade dieses seltsame Stück Erde. In welch altersgraue Zeiten sich seine dahingeschwundenen Kulturperioden verlieren, wissen wir noch nicht, wir ahnen es nur. Das vielbekannte Inkareich hat seine rätselhaften Vorgänger längst früher gehabt, deren Spuren wir auf den Hochländern von Peru und Bolivien finden, auf ungeheurer Höhe. Um so rätselhafter, weil diese Senken zwischen den Kordilleren, deren eine den mächtigen Titicaca-See umschließt, so grenzenlos öde und ungeeignet zur Entwicklung von arbeits- und kunstfrohen Menschen erscheinen und wir keinen Anhalt dafür haben, daß die Natur hier

jemals verschwenderischere Gaben bot. Und dennoch in Resten genialer Bauten diese unumstößlichen Beweise des Wohnsitzes eines großen und edlen Volkes! Erst neuerdings glaubte Dr. Max Uhle feststellen zu können, daß diese untergegangenen Kulturen der südamerikanischen Hochländer ihren Weg über Mexiko und Zentralamerika, und zwar von der Küste aus, genommen hätten. Wo aber wäre ihr Ursprung?

Leider haben die Regierungen blitzwenig zur Erhaltung der Reste der alten Baudenkmäler getan, wie durch Prof. Dr. Hauthal festgestellt wurde. Von jeher waren die Hochländer von Ecuador, Peru und Bolivien mit ihren vulkanischen Bergkolossen dem Forscher von besonderem Interesse. Seit Humboldt hat die deutsche Forschung sich lebhafter dabei beteiligt, bis in die neueste Zeit hinein, die namentlich den Wirkungen der Eiszeit nachging und am Gletscherstudium die Gleichzeitigkeit der glazialen Erscheinungen auf dem ganzen Erdball sowie deren kosmischen Ursprung feststellen zu können glaubte.

Doch meine Aufgabe führt mich nicht zu diesen mit Ehrerbietung aufzunehmenden Arbeiten der Wissenschaft; meine Reise brachte mich nicht einmal geographisch jenen, neuerdings freilich immer mehr der Industrie und den handelspolitischen Interessen zugänglich gemachten Gebieten sehr nahe. Ich wende mich daher den bescheidenen Beobachtungen meiner mich rasch weiter tragenden Küstenfahrt zu und wollte meine Landsleute, deren politischem Verständnis in erster Linie ich Nahrung zuführen möchte, nur kurz wieder daran erinnert haben, wie vielseitig und dankbar ein Studium der genannten Ländergebiete der südamerikanischen Hochkordillere sein kann, ganz abgesehen auch von der, ebenso außerhalb meines

Themas liegenden, äußerst dramatischen Geschichte der letzten Inkakämpfe mit den spanischen Eroberern.

Die Republik Peru übertrifft das Deutsche Reich über dreimal an Umfang, besitzt aber nur eine geringe Bevölkerung. Von West nach Ost zerfällt sie in drei Teile. Diese sind: das regenlose Küstenland, die gewaltige Sierra mit den öden Punas (Hochebenen) und die fast zwei Drittel des Landes bildende Montaña, diese meist von tropischem Urwald bedeckten Provinzen, die sich östlich der Anden hinabsenken und dann die Quellflüsse des Amazonenstromes umfassen. Hier liegt die Zukunft Perus!

* * *

Die reichen Südamerikaner, vorwiegend vornehme Grundbesitzer, reisen gern. Ihr Ideal in Europa ist heute noch immer Paris. In Deutschland sehen sie sich außer Hamburg und ein paar anderen Städten höchstens einige Modebäder näher an. Allein es gibt Ausnahmen, und die Ausnahmen mehren sich, die gründlicheres vom Deutschen Reich kennen lernen wollen. Diese Wißbegierigen und Vorurteilsloseren kommen, in Überwindung der nationalen Indolenz, auch längere Zeit nach Berlin. Es wäre nur vorteilhaft für Berlin als Fremdenstadt, wenn man solche ausländischen Elemente möglichst wenig mit ihnen unbekannten Formalitäten behelligen und ihnen etwa geplante Steuerprojekte vom Leibe halten wollte, mit denen man nichts als das Gegenteil des beabsichtigten Zweckes erreicht.

Doch dies nebenbei.

Ein Hauptstädter pflegt im allgemeinen gern der Ansicht abhold zu sein, daß hinterm Berge auch noch

Leute wohnen. Allein der moderne deutsche Hauptstädter reist viel; er weiß in den europäischen und einigen überseeischen Hauptstädten Bescheid und weiß, daß auch bei uns nicht alle Hotels die besten, nicht alle Preise die billigsten, nicht alle Kutscher die angenehmsten sind usw. Kommt aber das Gespräch auf sogenannte „Raubstaaten", dann denkt auch wohl der Binnendeutsche, der Paris, Rom, Kairo, Kopenhagen, und vielleicht New York, Chicago und St. Louis usw. besucht hat — „was kann es da geben? Spanischer Verfall, Ungeziefer, Erdbeben, Fieber — viel mehr ist da nicht zu holen, das kann mich wenig locken!"

Etwas Wahrheit läge dieser verbreiteten Anschauung zugrunde, doch andrerseits sind ihr so positive, ja überraschende Momente gegenüberzustellen, daß wir bei ihrer Hervorhebung plötzlich finden, die bisherige deutsche Literatur über Südamerika sei keineswegs schon so reichhaltig, wie wir denken, oder auch deren Kenntnisnahme durch ein größeres deutsches Publikum müsse bisher nicht erheblich gewesen sein. Vielleicht mag beides der Wahrheit nahe kommen, und deshalb erlaube ich mir, dem Leser hier, wie später, einige kurze, ungeschminkte Züge aus einer der südamerikanischen Hauptstädte mitzuteilen.

Die erste, die ich, zur See vom Norden kommend, sah, war Lima. Mit der Ankunft in Callao schloß der zweite Band meiner „Amerikawanderungen".

Lima! Schon der Name — wie einige annehmen, nur eine Verdrehung des Flußnamens Rimac — besticht: es liegt etwas weich Tropisches in dem Klange, man denkt an balsamische Nächte mit Mondschein und Palmengefieder. Lima hat auch entzückte Schilderer gefunden, die es als einen Glanzpunkt der Erde priesen. Ihr altspanischer Cha-

rakter verleihe der Stadt ein interessanteres Gepräge, als es sich die anderen südamerikanischen Städte bewahrt hätten.

Ja, Lima hat wirklich seine Schönheit, seine sehr interessanten Seiten, aber doch vielleicht nichts, was man als Eigenschaft ersten Ranges bezeichnen könnte, die ein für ewig unvergeßliches Bild vor die Seele zaubert; obwohl auch dies bei besonders wirkungsvoller Stimmung von Licht und Atmosphäre der Fall sein mag. Die Stadt liegt vor den fast kahlen, braunen Küstenbergen elf Kilometer landein, auf einer Hochfläche hinter ihrer Hafenstadt und ungefähr 130 Meter höher als diese. Callao, lebhafter Hafen, d. h. überwiegend nur südlich durch die Punta und die kleine Insel Lorenzo geschützte Reede, und Sitz großer Firmen, bietet wenig Anziehendes. Immerhin mutet es schon viel europäischer an als die nördlichen Häfen, Guayaquil nicht ausgeschlossen. Am Hafen treibt sich viel Gesindel umher, vor dem der Fremde gewarnt wird. Die Einwohnerzahl soll jetzt etwa 40000 betragen. Der Handel, der über Callao herein und hinaus geht, ist sehr bedeutend, so daß es als der im allgemeinen wichtigste Hafen nach Valparaiso an der Westküste angesehen werden muß. Nach Fertigstellung des Panama-Kanals dürfte sich dies Verhältnis nach und nach noch weiter zugunsten Callaos verschieben. Zucker, Minenprodukte, Wolle, Häute, Coca-Blätter usw. wandern hinaus, und Industriewaren aller Art sowie Kohle gehen ein. Nachdem die Guano-Ausfuhr ihre Bedeutung verlor, kam es zurück; seit den letzten friedlichen Jahren gelangt es wieder zur Blüte. Nächst dem englischen Handel war der deutsche bisher der ansehnlichste. Wie überall bilden die deutschen Häuser mit die Spitze; doch wie überall gewinnen

Nordamerikaner auch hier, systematisch von ihrem Staate unterstützt, im zähen Vorwärtsdringen an Boden. Auf diese allerwichtigste Erscheinung im heutigen Peru komme ich nachher noch zurück. Das alte Callao, das weiter südlich stand, ward durch eine vom Erdbeben erzeugte Flutwelle im 18. Jahrhundert verschlungen, das jetzige ist als Seefestung wiederholt ruhmreich verteidigt worden. Auf der recht hübschen Plaza (sprich Plaça), dicht am Hafen, erhebt sich das Standbild des Admirals Grau. Rostren und plumpe Reliefdarstellungen aus seinen Seekämpfen finden sich daran angebracht. Über dem deutschen Konsulat sah ich wohl die Kosmosflagge, aber nicht die des Reiches wehen. Der angesehene kaufmännische Konsul sowie der ebenfalls kaufmännische in Lima erwiesen sich ganz liebenswürdig. Nähere Anteilnahme schenkte mir in erfreulichem Maße unser Gesandter Dr. Michahelles, auch ein Hanseate.

In der Nachbarschaft von Callao befinden sich besuchte Badeorte. Man kann mit der großen, über die Anden führenden Staatsbahn, der Oroya-Bahn, und auf einer elektrisch betriebenen Linie nach der Hauptstadt gelangen. Ich benutzte zunächst die erste. Die Wagen waren reinlich und zeigten zum Teil äußerlich viel Vergoldung. Die Fahrt gibt sogleich einen Einblick in den geordneten Ackerbau, der sich überall trefflich entwickeln kann, wo, wie hier, Bewässerung durch Flußläufe vorhanden ist. Besonders bemerkte ich Zuckerrohr und dann wie Rapssaat im Blühen aussehende Felder, die im Fluge nicht näher bestimmbar waren. Da und dort neigten sich Palmenkronen und sonstige tropische Baumformen über Mauern aus großen, getrockneten Lehmblöcken, ähnlich wie die in Mexiko. — Zwischendurch

blinkte der Wasserlauf des Rio Rimac, und unerfreulich machten sich Unordnung und Verwahrlosung und von zahllosen Aasgeiern durchstöberte Müllhaufen — die Abfuhr der Hauptstadt — breit. Am tieferen Wasser, zwischen grünenden Büschen wuschen fleißige Weiber. Der Beginn der von Pizarro gegründeten „Ciudad de los Reyes" (Stadt der Könige) erwies sich wenig anziehend. Aber auch die von Bahnen durchschnittenen Anfänge unserer Städte geben gewöhnlich zuerst nur Rückseiten, also ein enttäuschendes Bild. Das neuerdings sich aufraffende Lima hat bald hundert und zwanzigtausend Einwohner. Dies bedingt freilich nicht die doch gleichmäßige Ordnung einer großen europäischen Stadt, wenigstens nicht, was die Peripherie betrifft, und diese, mit elenden Straßen und immer weiter verstreuten unansehnlichen Häusern, fängt in Lima schon ziemlich nahe dem Zentrum an. Dennoch sieht man jenseit des Rimac, oben auf dem „Cerro de San Cristóbal" stehend, etwa dort, wo ein großes Kreuz von diesem Bergzuge über die Stadt weg nach dem blauen Ozean und der Insel San Lorenzo grüßt, ein bedeutendes Stadtbild sich zu Füßen der Berge schmiegen, das durch Kirchenkuppeln und Türme sowie durch einen überbrückten Flußlauf und verstreute, belaubte Gärten einen florentinischen Zug erhält. Die einzelnen Palmen sorgen wieder für die tropische Beimischung. Das von der Andenhöhe sich herabsenkende und die Stadt mehr tangierende als schneidende Flußbett des Rimac führt zwischen wildem Geröll, über das da und dort recht malerische grüne Weiden sich neigen oder gedrängte Gruppen bunter, alter Häuser sich erheben, in der Regel wenig Wasser. Zuweilen vermag es furchtbar anzuschwellen.

Dieser Fluß mit dem gezackten Kordilleren-Hintergrund bietet wohl die malerischsten Ansichten der Stadt. Auch in einigen Handelsvierteln, um alte Kirchen herum, findet das Künstlerauge viel Anziehendes. Dasselbe gilt, ungeachtet beginnender moderner Ausgestaltung, für den Mittelpunkt der Hauptstadt, die Plaza Mayor sowie für einige Teile des ihr benachbarten Weichbildes. Um die Plaza herum findet man außer dem erzbischöflichen Palaste nebst der anstoßenden, mit großer Freitreppe geschmückten Kathedrale und außer den Laubengängen, hinter denen Ladengewölbe sich verstecken, noch mehrere altspanische Steinbauten, so den Regierungspalast, in dem einst Franz Pizarro ermordet wurde. Dazwischen beginnen moderne, aber nicht sehr schöne Häuser, meist Geschäftsgebäude, sich zu erheben. Sehr hoch gebaut ward bisher nicht, denn Lima ist schon 25 mal durch furchtbare Erdbeben erschüttert worden. Auch hier nimmt man bei neueren großen Bauten das gegen Erschütterungen und Brand sich am besten bewährende Stahlgerüst mit Zementausfüllung. In der Nähe des Zentrums, gegenüber dem deutschen Klub, liegt das ansehnliche Postgebäude. Am reizvollsten wirken immer die alten Häuser mit den umlaufenden oder erkerartig angeklebt erscheinenden und loggienartig mit Glasfenstern versehenen Balkons, zumal, wenn jene durch Schnitzwerk und Kappen verziert und die Mauern blau, rot, braun usw. gestrichen wurden. Überwiegend sind die Häuser ein- bis zweistöckig, indem sie hübsche, oft von Blumen strotzende Patios umschließen. Die ja praktischen, üblichen flachen Dächer geben natürlich auch hier zu einer gewissen Gedrücktheit und zur Unansehnlichkeit des Stadtbildes Anlaß. — In den schmalen Straßen herrscht in der Nähe der Plaza reges Treiben, dann verliert es sich

bald. Die Pferde- oder Maultierbahnen und die nach einigen Vororten gehenden elektrischen Bahnen pflegen gut besetzt zu sein und gelten daher für sehr ertragreich. Der Reiter- und Wagenverkehr ist ziemlich stark. Man sieht auch sonst wohl interessante Typen, namentlich von Landvolk, Priestern und den in schwarze Kopf- und Schultertücher, die Mantas, gehüllten Frauen; allein in größerer Zahl bemerkt man europäische Tracht und Art. Der „bessere Herr“ geht mit Vorliebe, trotz der Tropen, in Gehrock und hohem Hut, wenigstens mit hohem Kragen und in Lackstiefeln. Chinesen und Neger sieht man kaum, im Volk viele Italiener. Ein Chinesenviertel ist indessen vorhanden. Auf den Firmenschildern sind häufig deutsche Namen zu lesen. Man hat sehr bedeutende deutsche und französische Ladengeschäfte. Offiziere und Soldaten, nach französischem Muster gekleidet, machen guten Eindruck, besonders die unter tüchtigen französischen Instrukteuren stehenden Militärschüler.

Die Stadt verfügt nur in den inneren Teilen über ordentliche Pflasterung; die Straßen werden hier ziemlich sauber gehalten und elektrisch beleuchtet. Die Kanalisierung war noch nicht durchgeführt, das Leitungswasser mit Vorsicht zu genießen. In den Vorstädten herrschte furchtbare Unsauberkeit; das spanisch-indianische Volk neigt eben von Natur fast unausrottbar zum Schmutz. Man empfindet das am ärgerlichsten an jenem Schwarm zerlumpter Männer und Jungen, die sich auf den Haltestellen ungehindert in Eisenbahnwaggons als Gepäckträger oder Verkäufer drängen dürfen.

Die mit spiegelnden Mosaikplatten gepflasterte, mit hübschen tropischen Gewächsen bepflanzte Plaza ist gut gepflegt. Leider haben kluge Väter der Republik und

Stadt sehr viel schöne Bäume entfernen lassen, damit die Aussicht auf die Gebäude nicht verdeckt werde, besonders wohl auch, um bei einer Revolution den Platz übersehen und das Regierungsgebäude besser vor einem Überfall schützen zu können. Ungeniert toben die Kinder dort umher, auch während der zwei- bis dreimal wöchentlich stattfindenden Promenadenkonzerte. Daß man bei diesen viele elegante Toiletten und schöne Frauengesichter sieht, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden. Die Peruaner rühmen sich besonderer Vornehmheit im Gegensatz zu Chile, das seinerzeit durch viele Soldaten und Arbeiter besiedelt wurde. Das Spanische der Peruaner (desgleichen der Bolivianer) gilt auch für wohlklingender als das der Chilenen, und die peruanischen Umgangsformen werden häufig gepriesen. Sträflich vernachlässigt erscheinen die an sich sehr sehenswerten Anlagen des botanischen und zoologischen Gartens, trotz recht netter Villennachbarschaft an breiter, moderner Alameda, die übrigens auch manche Fassadenattrappen aus der Ausstellungszeit enthält. Da stößt man, wie immer in diesen Ländern, auf spanische Unbegreiflichkeiten und Widersprüche. Alles wird heiß begonnen und dann läßt man es liegen und verfallen. Die Sterblichkeit ist, ungeachtet eines gar nicht unangenehmen Klimas, infolge der vorher erwähnten Ursachen recht hoch. Wenn man der ungenauen Statistik einigermaßen trauen darf, betrug auf 1000 Einwohner im Jahre 1901 die Sterbeziffer 41, gegen 36,5 Geburten.

Ich schätze Lima, weit über San José de Costarica stehend, etwa zwischen Mexiko-Hauptstadt und Guatemala-Hauptstadt ein.

Mein Hotel, das Haus eines Italieners, wie es hieß,

das beste (ein einfacheres ward von einem Deutschen geführt), erschien in seiner Holzkonstruktion erheblich feuergefährlich. — Auch hier fand sich wieder das eigentümliche System mit teilweise nur nach den Gängen geöffneten Zimmern, halb Schiffskabinen, halb Zellengefängnis. Ich erhielt u. a. gute frische Erdbeeren. Der gewöhnliche einheimische Rotwein wurde zu 60 bis 70 Pfennig die halbe Flasche verkauft. Ferner gab es Señoritas, eine recht schmackhafte rötliche Austernart. Im Tropenhut darf man nicht ausgehen, dann wird man angestaunt. Auf einer Fahrt mit der elektrischen Bahn nach Callao fror ich förmlich im Winde. Die Winde sind meist kühl, sowohl die feuchten, über den kalten Peru- oder Humboldtstrom streichenden vom Pacific, als auch die trockenen, die von den Anden wehen; daher die Kühle trotz der Äquatornähe! Das hindert natürlich nicht, daß die Äquatorialsonne unbändig auf den Zylinder herunterbrennen kann. Aber abends auf den Bänken der Plaza mußte man sich vor Erkältung hüten. — Das Plaza-Publikum benutzt zur Erholung gern die Stufen der Kathedrale. Diese ist eine dreischiffige Hallenkirche, bunt und nicht unbehaglich, wie es die Regel ist. Draußen unruhiger Stuck, Uhrtürme, deren Uhren still standen. Spaß machten mir Reiter vom Lande oder vielmehr ihre Pferde. Der Mann springt herunter und schreitet in einen Laden hinein, ohne sich nach seinem Rosse auch nur umgesehen zu haben! Dieses bleibt stockstill im Straßengewühle am Platze stehen; nicht einmal ist der sonst wohl übliche Riemen um die Vorderbeine gelegt.

An der ganz stattlichen Avenida 9 De Decembre, die ihre Fortsetzung in der Avenida Grau findet, fuhr ich südlich mit einer elektrischen Linie nach dem Badeort

Chorillos. Die Wagen haben erfreulicherweise zwei Klassen, so daß man sich von den größten Schmutzfinken trennen kann. In dieser Stadtrichtung liegen die meisten öffentlichen Gärten. Hier sah ich zum ersten Male die wunderbar schönen, leuchtendblau blühenden Jacarandas, wohl mit das Schönste, was die Natur an blühenden Bäumen hervorbringt.

An Spiel- und Sportplätzen ging es vorbei.

Gut stehende Maisfelder, von ungebrannten Lehmblockmauern umfriedete Viehweiden und Eukalypten, die fast überall in Südamerika heimisch gemacht sind, bildeten Züge der Landschaft; dahinter die kahlen Berge in mannigfaltiger Gestaltung fern und ferner. Alles ziemlich dürr, wo die Bewässerung nicht eingreift; alles etwas Mexiko-Umgebung, doch nicht so eindrucksvoll, dafür mit Ausblicken auf den Ozean. Wie kräftig der Tau wirken muß, bemerkte ich in der Frühe an der starken Nässe meiner Balkonbrüstung im Hotel. In der Tat wäre dieser regenlose Erdstrich ohne ihn verloren! Eine gewisse Vegetation erhält sich also auch in der sogenannten Winterzeit ohne Bewässerung. Woher aber diese Trockenheit? Die vom Atlantik meist vom Südosten über den südamerikanischen Kontinent streichenden Winde langen schon ziemlich ausgetrocknet an den Hochketten der Cordillera de los Andes an und stürzen als ganz trockene, kalte Fallwinde über die Schneegipfel kurz hinab zur erwärmten Pacificküste. Die hier aufsteigende Meeresfeuchtigkeit nun findet nicht so ausreichende Kälte, daß sie zu Regen kondensiert würde, ist aber beschwert genug, um sich, über dem Lande an der gigantischen Felsmauer schwebend, als Nebel, d. h. als Wolkendecke zu halten, welche in einem großen Teile des Jahres die Sonnenstrahlen abhält, aber schließlich sich

doch verflüchtigt, ohne mehr als Nebelfeuchtigkeit abgegeben zu haben. Die über 500 Meter hohen Landstriche der peruanischen Küste haben allerdings häufiger Regenfälle. Wir werden jene eigentümliche Erscheinung der Trockenheit noch später in den „Salpetergebieten" würdigen.

Ferner führte der Weg nach Chorillos an einem großen Gefängnis — aus roten, auf Lehm gelegten Backsteinen — und an der einer gewaltigen Lehmburg gleichenden Militärschule vorbei. Die französischen schwarzen Uniformen mit blauen Aufschlägen, die ich hier sah, erinnern etwas an braunschweiger Muster, das französischen Ursprungs sein dürfte.

Chorillos, eine Kleinstadt wie Coyoacan bei Mexiko, nur langweiliger, scheint als Badestadt ziemlich besucht zu sein. In einem großen, wieder höchst zellengefängnisartigen Hotel traf ich dort mit einer mir als interessant empfohlenen Persönlichkeit zusammen. Es war dies ein Landsmann, der als Ingenieur in peruanischen Diensten tätig war, aber seine Staatsangehörigkeit sowie in jeder Beziehung sein Deutschtum sich gewahrt zu haben schien. Er hieß von Hassel, wohnte sonst in Iquitos — unterhalb des Zusammenflusses vom Marañon und Ucayali — wo er eine Reparaturwerft und irgendwo auch Minenanteile und Gummibesitz hatte, ohne bisher wohl viel Reichtümer dabei gewonnen zu haben. Augenblicklich erholte er sich von Verwundungen durch Pfeilschüsse, die er sich bei einer Vermessungsexpedition im Urwaldgebiete des oberen Amazonenstromes zugezogen hatte. Offenbar befand er sich in noch recht leidendem Zustande. Wäre das nicht der Fall gewesen, würde ich wahrscheinlich mit ihm in die Wälder gegangen sein. Manche Auskunft verdanke

ich ihm. Bei der unglücklichen Expedition, die der Grenzfeststellung dienen sollte, hatten sich acht Mitglieder, Peruaner und einige Deutsche, befunden. Da ein paar Peruaner entflohen waren, wollte Herr von Hassel auf eine andere Flußseite hinübersetzen, wobei das Floß fortgerissen wurde und die Expedition von feindlichen Indianern überrascht ward. Herr von Hassel sagte mir, daß er manche Indianer-Idiome kenne, und auch über diese geschrieben habe, hier aber wäre er auf Wilde gestoßen, mit denen er sich nicht hätte verständigen können. Im Auftrage der Regierung hat er übrigens schon zuvor Expeditionen in das obere Gebiet des Amazonenstromes ausgeführt, ebenso ist er im Orinoco-Gebiete gewesen. Er war etwa vierzig Jahre alt, klein und mager und besaß sehr lebhafte Augen. Seine Erziehung hat er im preußischen Kadettenkorps genossen. — Gemeinsam mit Herrn von Hassel und dem Gesandten Dr. Michahelles machte ich einen Spaziergang auf den ungefähr 400 Meter hohen Cerro San Cristóbal. Wie ich schon sagte, bot sich von dieser rattenkahlen Höhe ein anziehender Blick, westlich und nördlich auf das grüne, angebaute Tal und einen Teil Limas, mit einem durch mächtiges Tonnengewölbe ausgezeichneten Kloster, ebenso östlich in überraschender Weise durch eine Felsenge. Eine Kette hinter der anderen, kultivierte Talböden und das steinige Rimacbett dazwischen; ganz wie ich es in Schantung oder sonst in China gesehen. Dann streifte der Blick wieder hinunter zum Zentralfriedhofe und südlich über die weite Stadt bis zur Insel San Lorenzo vor Callao. Lima lag leider schon etwas dämmerhaft zu unseren Füßen. Mir kam unwillkürlich das Wort aus dem Matthäus-Evangelium ins Gedächtnis: „Wiederum führte ihn der Teufel

mit sich auf einen sehr hohen Berg, und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit. Und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Eine eindrucksvolle Abendstimmung breitete sich über das fremde Stück Erde. Der Himmel ob uns erschien in tiefdunkler Bläue, die nach dem Horizonte zu heller und schließlich weißblau und nebelhaft ward. Einzelne blitzende Sterne und die liegende Mondsichel traten heraus. Über der Kimm des Stillen Ozeans ward der Himmel nun in Gelb und rosigen Duft getaucht. Zu der Ebene vor dem Meere, auf der die Stadt im imponierenden Halbkreise unseren Standpunkt umzog, sanken dichtere graue und rosa Schleier. Die einzelnen Gebäude blieben nicht mehr erkennbar, doch die vielen, in langen Zeilen ziehenden Glühlampen und elektrischen Lichter der Straßen funkelten schärfer und vereinigten sich an Hauptverkehrspunkten, wie an der alten Brücke ‚Puente Viejo' und der Plaza Mayor, zu geschlossenem weißen Glanze auf dunklem Grunde, aus welchem die Silhouetten der Türme sich abhoben. Wir Deutschen genossen dieses Bild in schweigendem Betrachten. Selbst der gebildete Peruaner findet sich selten zu solchem Spaziergange bereit.

Für Wege in der Umgebung dieser Städte wird demnach herzlich wenig getan. Der Serpentinenweg auf den Cerro befindet sich leidlich imstande; er ist erst im chilenischen Kriege hergestellt worden, um Geschütze nach oben bringen zu können. Man gedachte von hier aus, die in Chorillos gelandeten Chilenen zu bombardieren. Es wurde aber nichts daraus. Die Chilenen schleiften nach der Eroberung die Befestigungen der Höhe, von denen noch einiges erkennbar geblieben ist. Rings auf dem

Plattengeröll liegen die schweren gezogenen Vorderlader, vom Feinde abgesprengte Rohre, um das hohe kupferne Kreuz, das sich in der Mitte auf einem Steinsockel erhebt. Fromme Leute stifteten es. Es zeigt durch Ausbesserungen nicht ganz beseitigte Spuren der Beschädigung durch das vor mehreren Monaten stattgefundene große Erdbeben. Auch der Boden des Gipfels weist tiefe Risse auf, die damals entstanden sind.

Die Frage der Neubefestigung Callaos bewegte das Tagesinteresse. Die französischen Offiziere hatten ein Projekt zum Fortbau an der Rimacmündung ausgearbeitet. Allein die Finanzlage schien dem Plane nicht günstig zu sein, um so weniger, da zu einer umfassenden Fortifikation die Insel San Lorenzo mit einbezogen werden müßte. Diese ist übrigens nicht durch Hebung gebildet, sondern bei der schon erwähnten älteren Katastrophe durch Zerreißung der Landverbindung, auf der das alte Callao stand.

In dem fashionablen Union-Klub, in dem ich mit dem Minister speiste, wunderte ich mich über die mangelhafte Tischwäsche, die offenbar sehr lieblos bei der Reinigung behandelt wurde. Im deutschen Klub, der einfache, doch recht nette Räumlichkeiten besitzt, fand ich in diesen Tagen wenig Verkehr und keine Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen.

Mit Herrn von Hassel besuchte ich noch den ziemlich unbedeutenden zoologischen Garten, den sehenswerten, doch etwas vernachlässigten botanischen Garten sowie das höchst verwahrloste Ausstellungsgebäude, in dem hauptsächlich Maschinen zurückgeblieben waren. In das hohe Schätze bergende Museum gelangte ich leider nicht mehr. Über Peru zu schreiben, ohne auf Inka-Altertümer einzugehen,



Straße in Lima.



Anden-Straße in Peru.

mag allerdings als Lücke erscheinen, allein hundert andere Reisebeschreibungen füllen sie aus, und ich habe mich hier auf andere Aufgaben zu beschränken. Das Hauptereignis meines kurzen Besuches in Peru blieb eine Fahrt mit der Oroya-Bahn, dieser bisher höchsten Bahn der Erde. Ich werde ihr ein neues Kapitel widmen. Die „Peruvian Railways and Development Corporation" bildete sich mit englischem, dann auch nordamerikanischem Kapital zur Ausbeutung Perus. Sie erhielt gegen Regelung der Staatsschulden ein Privilegium für sämtliche Bahnbauten. Die „Central Railway of Peru" ist ihre Tochtergesellschaft; sie übernahm den Fortbau der Bahn bis Oroya 1890. Noch heute gehören oder unterstehen alle Bahnen von Bedeutung, fast alle Hafenanlagen, Piers und Molen und viele Minen der „Peruvian Corporation", die damit sich ungeheuren Einfluß gesichert hat. — Neuerdings haben die Japaner über Nordamerika eine subventionierte Dampfschifflinie nach Callao errichtet.



Fahrt über die Anden. Allerlei Wirtschaftspolitisches aus Peru und Weiterreise nach Chile.

Die Montaña. — Reklameschrift der Regierung. — Die durch die Oroya-Bahn eröffneten Gebiete und die Pichis-Zone. — Durchquerung des Kontinents. — Abfahrt von Lima. — Staffage des ersten Anstiegs. — Verrugas- und Chalappa-Viadukt. — Station Matucana. — Die ersten Lamas. — Station San Mateo. — Bergwerksort Casapalca. — Eine Herzprobe. — Gelinde Siroche. — Gesteinsfärbungen und Farbenfreudigkeit der Indianer. — Der höchste Punkt im Galera-Tunnel. — Östlich abwärts. — Yauli. — Im Hotel Junin in Oroya. — Der Talkessel von Oroya. — Rückfahrt auf dem Trittbrett. — Großartige Natureindrücke. — Wieder in Lima. — Besuch beim Präsidenten Pardo. — Filiale der Deutschen Überseebank. — Eine allgemeine wirtschaftspolitische Betrachtung über Peru. — Nordamerikanischer Einfluß. — Französische Instrukteure. — Die Gruben von Cerro de Pasco und andere Minen. — Bahnprojekte. — Zukunft von Paita und der Provinz Piura. — Ein Trockendock. — Pizarro in Tumbez. — Gummigewinnung in Peru. — Wirkung schlechter Landkarten. — Zukunft der Baumwolle durch Bewässerung. — Haus Gildemeister und die Roland-Linie. — Industrieaussichten. — Zweifelloser Aufschwung und die deutsche Beteiligung. — An Bord des Kosmos-Dampfers „Radames". — Ein klerikaler Freund des „Kosmos". — In Pisco. — Eine Schule. — Die Chincha-Inseln, ein Wahrzeichen der Inkas, und der segelnde Schoner. — Humboldt als Guano-Entdecker. — La Paz-Bahn. — Aufgabe von Projekten. —

Mollendo und seine Bedeutung. — Weniger angenehme Eindrücke. — Ein peruanisches Seebad. — Besuch aus Arequipa. — Eine Reisegefährtin aus La Paz. — Abschied von Peru.

Die Erschließung des Waldlandes, der Montaña, war natürlich für Peru von höchster Bedeutung. Die französischen Forscher Carey und Sohn sagten: „Es ist die fruchtbarste Gegend Perus und vielleicht der ganzen Erde." Humboldt wird der Ausspruch zugeschrieben: „Früher oder später wird dieses Land der Mittelpunkt der Zivilisation sein." Monnier berichtete über die Ebene von Sacramento: „Dies ist zweifellos der Punkt, in welchem die Fruchtbarkeit der Tropen ihre höchste Stufe erreicht. Keine Gegend von Indien, Ceylon oder des malaiischen Archipelago übertrifft an Pracht dieses Kleinod des peruanischen Amazon." Und Agassiz erklärte: „Sollte nicht ein mächtiger Strom von Kolonisten nach diesem Lande fließen, das von der Natur so reich bedacht wurde und nahezu menschenöde ist?" Und schließlich spricht der nordamerikanische Forscher Orton über das Amazongebiet: „Kein anderes Land der Welt besitzt 6000 Meilen Wasserwege, die für große Schiffe schiffbar sind. Der Hauptstrom des Landes hat auf einer Strecke von 2000 Meilen nicht weniger als 7 Klafter Wasser . . . Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, was wohl die Zukunft dieses großartigen Systems der Binnenschiffahrt sein wird?"

Ich entnehme diese Notizen einer in deutscher Sprache durch den peruanischen Konsul E. Higginson in Southampton vertriebenen geschickten Reklameschrift zur Heranziehung der Einwanderung. Das hat die Zusammenstellung beeinflußt; allein die Tatsachen bleiben auch nach einigen Einschränkungen in der Hauptsache bestehen.

Etwas Geheimnisvolles zieht den Blick rückwärts gen Osten, wo die Küstenkordillere im starren, endlosen Wellenschlage ihre kahlen braunen Kulissen neidisch vor die über die Schneegrenze ragenden Riesen der Binnenkordillere von Peru schiebt. Dort unten im Tal des Rimac-Flusses wohltuend gegen das nackte Bergbraun abstechende saftgrüne Maisfelder und Niederungsgestrüpp; dort windet sich die „Central von Peru" durch die Täler aufwärts zum weltberühmten Oroya-Paß, bis zu fünftausend Metern über dem Meere!

Sie wurde zur Erschließung des Departements Junin von Engländern begonnen. Sie hätte auch eine deutsche sein können, wenn deutscher Unternehmungsgeist das ihm angebotene Werk übernommen haben würde.

Die Oroya-Bahn oder vielmehr deren Abzweigung führt vom Passe weiter zu den reichen Silber- und Kupfergruben von Cerro de Pasco.

Die von Lima bis Oroya ungefähr 208 Kilometer lange Bahn eröffnet den Zugang in das gewaltige Gebiet des oberen Amazonas, das uns beim Blick auf die Karte noch so wild und unentdeckt vorkommt, wie das frühere Innerafrika. Wenige Tagesritte führen dann aber schon zu Häfen am Pachitea. Von diesen aus gelangt man in den Ucayali und dann unterhalb des wichtigen Iquitos in den oberen Amazonenstrom und diesen hinunter zum Atlantischen Ozean. Von dort ist, bis fast an den Fuß der Kordilleren, vor einigen Jahren — weiter als irgend ein Kriegsschiff je zuvor — unser Kreuzer „Falke" vorgedrungen. Herr v. Hassel erzählte mir, mit welcher Bewunderung alle erfahrenen Stromschiffer die geschickten Manöver des von dem damaligen Korvettenkapitän Musculus geführten deutschen Schiffes beobachtet

hätten. Die Hamburg-Amerika-Linie ließ früher einen Dampfer bis Iquitos laufen, hat diese Verbindung dann aber nach Vereinbarung zwei Liverpooler Linien übergeben.

Es ist die alte zentrale Straße Perus, Via Central oder die „Pichis-Zone", welche die Bahn verfolgt, und die von Callao bis Puerto Bermudez führt. Die ganze Entfernung von Lima bis Iquitos beträgt ca. 2050 Kilometer. Sie kann angeblich hin in 17, zurück in 22 Tagen erledigt werden und zwar: Von Oroya über die ansehnliche Stadt Tarma, Merced, San Luis de Shuaro, Tambo, Puerto Yessup (von hier auch im Boote) bis Puerto Bermudez in 9 Tagen, im Sattel oder zu Wagen; dann von Bermudez über Puerto Victoria mit dem Dampfschiff nach Iquitos in 7 Tagen. Man kann den ganzen südamerikanischen Kontinent auf diesem Wege, also die Dampferfahrt nach Manáos und Pará eingeschlossen, in wenigen Wochen durchqueren.

Die Handels- und Verkehrsrichtung des gigantischen Stromsystems des inneren Südamerika drängt zum Atlantik, da nichts große Schwierigkeiten bietet, außer der Länge des Weges. Umgekehrt trachtet Peru mittels der Oroya-Bahn, nebst sonstigen Projekten, die der deutsche Ingenieur und Finanzmann aufmerksam studieren sollte, mit anderen Schwierigkeiten kämpfend, aber unterstützt durch die Kürze des Weges, einen wesentlichen Teil des künftigen Handels zur Pacific-Seite abzulenken. Neuerdings soll hier ein deutsches, noch mehr aber nordamerikanisches Vorgehen stattgefunden haben. Dabei wird einst ein starker nordamerikanischer Bundesgenosse erwachsen: der Panama-Kanal! — — —

Um 5 Uhr war ich am 15. November aus den Federn.

Wecken gab es natürlich nicht, darauf darf man sich in diesen Ländern nie verlassen. Auch Stiefelputzen wird nur ausnahmsweise von den braunen Burschen, die als Zimmerkellner und Hausknechte walten, übernommen. Vorsichtigerweise hatte ich mich in dickes Unterzeug gekleidet, in welchem ich natürlich den längsten Teil der Fahrt weidlich zu schwitzen hatte. Meine einfache Fahrkarte nach Oroya — Hin- und Rückfahrkarten gibt es nicht — kostete für die erste Klasse 39 Mark. Nicht zu viel für eine ganze Tagesfahrt auf der Gebirgsbahn! Freilich saß man in alten Wagen und unsauberen Abteilen. Zur Entschuldigung der Engländer darf man die Schwierigkeit, mit schmutzigem Personal arbeiten und oft recht schmutzige Fahrgäste befördern zu müssen, hervorheben; nichtsdestoweniger könnte die Gesellschaft in diesem Punkte erheblich Erfreulicheres leisten. Der Zug war recht besetzt; ich selber sah mich zwischen weidlich spuckenden nordamerikanischen Bergleuten eingeklemmt, glücklicherweise am Fensterplatz.

Nebel verhüllten noch das graue Tal; dann traten aus erwachender Klarheit die geschichteten, mit Geröll bedeckten Felsen der Südseite nach und nach heraus, während auf der anderen Seite die grüne Talsohle sich weiter und weiter entwickelte, um sich später wieder zu verengern.

Eine Zuckerfabrik, die mit modernen Maschinen, sogar mit Dampfpflügen arbeitet, scheint hier sehr ausgedehnte Kulturen von Zuckerrohr zu besitzen; dann kamen wieder Maisfelder; überwiegend aber umstand das Kiesgeschiebe des da und dort in schmalere Arme sich teilenden Flusses hohes Schilf mit mächtigen weißgelblichen Blütenwedeln; vielleicht nicht der Kultur unter-

stehendes Zuckerrohr, jedenfalls diesem verwandt erscheinende Gramineen. Den steinigen Bänken entsprossen Kakteen, niedrige Laubhölzer mit schirmartiger, horizontal streichender Krone und Gruppen wundervoller Weiden, die ihre langen, gelbgrünen Fahnen wie fließende Glocken über das klare, hüpfende, schäumende Wasser neigten. Streckenweise fühlte ich mich an unser Lauschan-Gebirge bei Tsingtau erinnert, wo ebenfalls der Gegensatz zwischen dem nackt gegen den Himmel ragenden, braunen Felsgrat zu der freundlichen Vegetation der bewässerten Talsohlen ästhetisch über das Bedrückende einer überwiegenden Unfruchtbarkeit hinweghebt.

Höher werden die Berge und die Täler enger, schluchtartiger. In terrassenförmigen, sich nach innen verjüngenden grünen Flecken scheinen sich die Felder in dem Einschnitte vor uns, in dem der Schienenweg ansteigt, förmlich hineinzuklemmen. Elende Lehmhütten und schmutziges Landvolk bilden gelegentliche Staffage. Wir haben auch schon ein paar Stationen passiert, die nicht viel besser aussehen, wenngleich die Bahnhöfe selbst ordentlicher sind. Der meist gelbliche oder braune Poncho verleiht den Männern einen malerischen Zug. Männer und Frauen befördern reitend große Milchgefäße. In Buden werden Lebensmittel feilgeboten, davor stehen Soldaten in grünbesetzten Uniformen, wahrscheinlich einer Jägertruppe. Das terrassenförmige Tal verbreitert sich wieder. Mais- und Alfalfa-Felder (Luzerne) bieten freundlichen Wechsel; an den Zäunen leuchten rote Blütentrauben einer kleinen Akazienart. Dann wieder gelbgraue Wände über dem zur Linken schäumenden Fluß; ein Lehm- und Steincañon, und abermals der Eingang zu breiterem Tal, fruchtbar, wenn auch teilweise steinbeschüttet. Ich sehe

gelbblühende Bäume, und weidende Pferde, die über die Wiese rasen. Die Geländeformation erweckt mir Erinnerungen an das obere Rhonetal. Wir befinden uns jetzt in der Höhe von etwa 1100 Metern, und noch immer gewahre ich das vom Winde eingerissene Blatt der Banane. Die nächste größere Station heißt San Bartolome. Einige hübsche, doch noch mehr häßliche Weiber stürmen heran mit Getränken und Eßwaren, die uns nicht locken. Vielleicht sind die Früchte besser? Die Weiber haben Pfirsiche, Alligatorbirnen oder Butterfrüchte, Apfelsinen usw. Ich kaufe mir für teures Geld einige Orangen und finde sie unsäglich sauer. Mit Südfrüchten ist es hier nichts mehr!

Jetzt beginnt die Bahn ganz energisch zu steigen. Auf fast 1600 Meter gewahre ich noch immer Orangen und Bananen kümmerlichen Wuchses. Die Temperatur aber nimmt zu, von 23 Grad Celsius in Lima auf 25 Grad Celsius. Wir durchdröhnen einen größeren und zwei kleinere Tunnels. Immer unfruchtbarer wird es; an vertrockneten Kakteenhängen stehen blätterlose Büsche, von denen einige rot blühen. Bei ungefähr 1711 Meter kommt von rechts eine Schlucht mit tiefem Absturz nach links; auf einer Brücke rollen wir über sie fort, wobei sich ein Tiefblick auf den unten ziehenden Rimac öffnet. Es ist der 175 Meter lange, bereits einmal eingestürzte Verrugas-Viadukt, den wir passieren; er hat nur drei Bögen. Und wieder folgen grüne Terrassenfelder, steile Felswände, ein paar Tunnels und noch immer Orangen, grau-grüne, genial-unordentlich belaubte Eukalyptusgruppen und sonstiger Baumwuchs. 1800 Meter und 28 Grad Celsius. — In der wilden und angebauten Flora zeigen sich nestartige Yuccas, hohe

gelbblühende Disteln, Sträucher mit blauen Blümchen, Rizinusstauden, holunderartige Büsche, Akazien und stets wieder Mais- und Alfalfafelder. Die hohen Berge sind mit trachytischen Kegelspitzen besetzt. Auf 2000 Meter entdecke ich bei der Station Sureo krüppelige Bananen und kräftigere Eichen. — „All aboard!" schreit der englische Kondukteur, wenn es weitergehen soll, unbekümmert, ob er sich im Lande von Leuten befinde, die durch die Bank nichts als spanisch verstehen. Würde ein deutscher Beamter in solchem Falle je auf den Gedanken kommen, deutsch „Einsteigen" zu rufen?

Wir überfahren den fast 99 Meter langen Chaluppa-Viadukt. Ich sehe Agaven und gelbblühenden Kaktus; wir kreuzen den Fluß, der ganz nahe neben dem Bahnkörper fließt und dann in Kaskaden über Absätze springt; eine malerische kleine Hängebrücke überspannt ihn. Wieder Alfalfa auf Lehmboden; Eukalypten, langschäftige Agaven; zwischen dem weidenden Vieh kleine Eselchen. Nach einem Tunnel Rückblick auf die Brücke unten, und abermals eine Reihe von Tunneln und Tiefblicke auf Ortschaften des Tales. In etwa 2200 Meter Höhe klimmen wir in einem Cañon empor — d. h. Klimmen bedeutet nur allmähliches Steigen, denn wir befinden uns auf einer Gebirgsbahn; nicht auf einer mit künstlicher Hebung (Zahnrad, Drahtseil) arbeitenden Bergbahn. Wiederholt haben wir auch schon Kehren überwunden, die keine Schleifen bilden, sondern zu spitzen Winkeln in Drehscheiben auslaufen. Wir durchdampfen ein grünendes Tal mit Pappeln und Kakteen, scheinbar grünem Getreide und Kartoffeln. Zwischen Einfriedigungen aus mauerartig geschichteten Steinen, die ähnlich wie in Istrien und Dalmatien die Hänge quadratisch

teilen, weidet viel Vieh, darunter häufig die Ziege. Unter den Futterkräutern bemerke ich unsere Wicke. Kühler Wind, aber auf 2400 Meter immer noch fast 28 Grad Celsius.

Auf der Station des größeren Ortes Matucana gibt es bei längerem Aufenthalt in der ziemlich sauberen Bahnwirtschaft ein gutes Frühstück, eigentlich ein Mittagessen, mit mehreren warmen Gerichten, besonders einer vorzüglichen Graupensuppe. Die spanischen Leute begnügen sich morgens freilich mit Kaffee und Brötchen (meist trocken) wie wir, verlangen sonst aber zwei warme Mahlzeiten. Das bedeutet sehr oft zwar weniger Fleischgenuß als der des Angelsachsen, aber — der landläufigen Annahme entgegen — reichlicheren als bei uns Deutschen. Ein unendlich liebenswürdiger Infanterieoffizier, in blauer, rot und schwarz verzierter Uniform französischen Schnittes, tat mir in gutem, peruanischem Rotwein, Vino de la Huacca, Bescheid. Zum Danke dafür photographierte ich ihn in martialischer Pose mitten auf der recht hübschen Plaza von Matucana, aus deren etwas weitläufiger Bepflanzung sich stattlich einige junge Araucarien erhoben. Der übliche Musiktempel jeder spanischen Plaza fehlte auch hier nicht, leider zurzeit die Schar der kreislaufenden schönen Señoritas.

Weiter auf 2500 Meter. Steilwand und Brücke, und rechts hellfleckig an der dunkleren Wand hinabwandelnd, mit hoch und erstaunt getragenem Haupte und feierlichen Schrittes, der erste Zug beladener Lamas. Das erst bedeutete richtige Andenstaffage!

Auf den Hochplateaus der Anden sind die Lamas (Guanacos und Alpaccas) oder Kamelziegen, sowie Vicuñas, die kleineren Kamelschafe, beheimatet. Eine Kreuzung,

das Paco-Vicuña, vereinigt die guten Wolleigenschaften beider. Sehr geschätzt sind übrigens die Felle der kleinen Chinchilla-Ratten.

2970 Meter. Endlose Tunnelfolge, mehr gelbes Gestrüpp als grüne Wiesen; doch noch schöne Weidenkronen am Flusse, den wir bald rechts, bald links haben. Wir fauchen durch einen großartigen Cañon, den der brausende Fall sich gebahnt hat, und freuen uns in Einschnitten bei den Wellblechhäusern der Stationen nicht nur über frisches Gras, sondern auch über frischen Salat und Kohl. Hinten und vorn schieben und ziehen uns die Lokomotiven aus dem spitzen Winkel der Kehren bergan. Auf 3200 Meter erlaben wir uns noch immer an 24 Grad, und es wächst im schmalen Vegetationsstreifen reichlich Alfalfa. Auf den Stationen haben wir übrigens große, viereckig gepreßte Ballen getrockneten, hartstengligen Heues gesehen, die als Futter den vegetationslosen Gegenden zugeführt werden. Sie bilden einen ganz bedeutenden Handelsartikel, besonders auch weiter im Süden, in der Salpeterpampa, in der kein Halm sprießt.

Wir erreichen den recht ausgebreiteten Gebirgsort San Mateo, an dem, nebst vielen anderen Reisenden, auch mein Leutnant den Zug verläßt. Sehr schön ist der Rückblick später auf die über den grünen Plan in der Tiefe sich duckenden Häuschen. Unter ähnlichen Eindrücken — von denen ein langer, heißer Tunnel mißliebig dem Gedächtnis einverleibt wird — geht es nun länger weiter. Ich erstaune, wie hoch noch Kulturen und Baumwuchs steigen; Vögel und weiße Schmetterlinge sind desgleichen bemerkbar. Tunnel — Tunnel — Tunnel! Auf 3400 Meter noch immer Baumwuchs, die Berge scheinen sogar mehr Grasnarbe zu haben. Ich bemerke, daß die

Schienen zum Teil recht abgenutzt sind. Mächtige Schutthalden voll abgestürzter Trachytblöcke und — der erste Schnee! Darum hört der Feldbau aber nicht auf, wenngleich die Bäume krüppelhafter werden. 3800 Meter. — Chicla wird erreicht. Die Wellblechdächer sind mit Steinen beschwert. Ein Zeichen für die Macht der Stürme. Chicla war einst größer. Man bemerkt einen einsamen Kirchhof zwischen Steinen und Geröll sowie eine im chilenischen Kriege zerstörte Silberschmelze. Die letzten Bäume; doch Alfalfa und Kartoffeln begleiten uns noch immer, und dann eine Art Heidekraut. Häufige Kehren mit Drehscheiben; rosa gefärbter Kalk oder Ton an den Bergen zwischen olivengrünen Streifen — Nagelfluhe. Bei dem bedeutenden Bergwerksorte Casapalca messe ich immer noch 24 Grad Celsius und 4200 Meter. Aber vegetatives und animalisches Leben erstirbt nicht; Lamazüge folgen einander, menschliche Wohnungen befinden sich zum Teil in höhlenartigen Häusern. Der Fluß ist zum Bache mit gelbrötlichem Wasser geworden.

Nach einem anstrengenden Marsche im glühend heißen mexikanischen Salina Cruz hatte ich, wie ich im zweiten Bande der Amerikawanderungen erzählte, unangenehme Herzbewegungen bei mir bemerkt, die noch nicht verschwunden waren. In Lima sagte man mir, man dürfe die Oroyabahn nur mit taktfestem Herzen befahren. Ich dachte, da kannst du eine praktische Probe machen. Geht alles glatt, brauchst du wegen der Herzfunktion nicht mehr in Sorge zu sein. Nun fühlte ich allerdings bei Annäherung an die 5000 Meter die Vorboten der Siroche, der Bergkrankheit: benommenen Kopf und Unbehagen im Leibe. Hauptsächlich ihr sollen die zahlreichen Opfer an Menschenleben, welche der Bahnbau gefordert hat, etwa

7000, zuzuschreiben sein. Ich suchte meine Gedanken nach außen abzulenken und betrachtete die eigenartig grün und rotgerippten Hänge, zwischen denen weiße Pflanzengruppen nestartig wuchsen, die roten Ravinen, die vereinzelten Steinhäuser mit rundem Grasdach, und verfolgte den Flug eines braunen Habichts, den ich gern zu einem Kondor aufgebauscht hätte. Abermals wird mir schlechter: Schwere in den Gliedern mit ausbrechendem Schweiß machte sich bemerkbar. Die Landschaft wurde bei etwa 4800 Meter wunderbar schön — eine nackte Steinwüste, aber ergreifend in ihren Formen und vor allem in ihrer Farbenpracht, die weit das Kolorit überbot, welches ich vor einigen Jahren in der mongolischen Steppe bewunderte. Das ist der Zauber der Anden! Später fand er noch durch die gebrochenen Strahlen des Sonnenunterganges besondere Erhöhung. Sollte der tief in die Indianerseele eingewurzelte Hang zu kräftiger Färbung der Kleidung und Geräte eine unbewußte Erinnerung an die Wiege der Rasse auf den Hochsteppen der Anden sein? Oder entstand er schon auf vulkanisch gefärbtem Boden in Mexiko und weiter nordwärts oder gar westwärts im Orient, und wurde dann auch hier nach dem Süden getragen? Hauptsächlich sind Gesteinfärbungen durch anorganische Verbindungen die Ursache, zum Teil mögen es auch Gräser, Moose und Flechten sein. Diese bunten Höhen umgaben im weiten Kreise die Talmulden; davor ein kleiner, runder, grüner See mit blauem Schatten darüber, dahinter die aus rauhen Kristallen zusammengesetzt erscheinenden, aufgesetzten Kegelspitzen des Kordillerenrückens, und dazwischen Schneefelder, von weißummantelten Hörnern überragt. Wir befanden uns auf der Station vor dem Galera-Tunnel, in welchem die Bahn

mit über 5000 Meter (peruanische Angabe 15 655 Fuß engl.) ihren Höhepunkt erreicht. Ich maß im Tunnel, der in etwa drei Minuten durchfahren wird, nur annähernd 5000 Meter, doch sah ich später, daß die Korrektur einschließlich eines zurzeit nicht feststellbaren Fehlers meines Aneroidbarometers 120 Meter betragen müsse, die meinen bisherigen Höhenangaben, die freilich keine wissenschaftlich genauen sind, sondern nur der Vorstellung des Lesers zu Hilfe kommen sollen, hinzuzurechnen wären. Die Angabe der Vermessung lautet für den Tunnelscheitelpunkt 4760 Meter, gegen 4810 des Montblanc. Die Meiggsspitze — Meiggs war der erste von der Regierung beauftragte Erbauer der Bahn — erhebt sich noch ungefähr 600 Meter höher. Die Grenze des ewigen Schnees ist auf 5000 Meter.

Als ich beim Aussteigen auf dieser Station über die Drehscheibe ging, um einige Aufnahmen zu machen, schwankte ich fast wie ein Betrunkener; doch eine Tasse warmen Kaffees machte mich bald standhafter als Andersens Zinnsoldaten, und im Zuge fühlte ich mich wieder völlig wohl. Die Herzprobe war leidlich überstanden; auch das gelegentliche Rumoren meines beargwöhnten Lebensregulators, das sich besonders nach dem Niederlegen einstellte, verschwand in einigen Wochen.

Abwärts ging es. Der Schnee lag dicht am Geleise: trotzdem noch 22 Grad Celsius am offenen Fenster. Die Farben über den Hochebenen hielten an, die Nester weißer Wollpflanzen, die ich erst für Kalknester ansah, mehrten sich; Grünstein und Tonschiefer in aufgerichteten Bänken und Bändern, und ein hüpfendes Bächlein, als Nebengewässer, der erste zur Atlantik-Seite abströmende Fluß! Dunkle Wolken, die ich lange nicht gesehen, ballten sich

kontrastreich über voransliegenden Schneebergen. Eine spitzwinkelige Kehre folgte der anderen, der Bach durchschnitt schon als brausendes Bergwasser zur Rechten eine tiefe Felsenklamm; dann wieder ein weiter Talkessel, Steineinfriedigungen und weidende Lamas. Wir nähern uns dem größeren Orte Yauli, wo wir gelbrauchende Schornsteine, Bergwerke und Kupfer- und Silberschmelze feststellen, ferner Reste einer Wasserleitung, und, wie es scheint, die Steinruine eines Klosters. Nun sehen wir Pachachaca. Kühe, Pferde und Lamas grasen; Reiter kommen zum Bahnhof gesprengt. Wir sind zu etwa 4350 Meter hinabgestiegen.

Die Berge zur Rechten haben das Aussehen gewaltiger Basteien; sie zeigen Risse, die den Höhlenwohnungen am unteren Bodensee gleichen. Elegant und lang geschwungene Hänge schrägen sich, unten gefältelt, als Fußbildung von jenen Naturmauern ab. Den breiter fließenden Fluß begleiten rötlich gefärbte Schlammränder und später tuffsteinartige Uferbildungen. Wir fahren nun dicht unterhalb steiler, schieferiger Felswände entlang, deren Platten und Blöcke mit gefährlichem Absturz drohen. Endlich erreichen wir den Talkessel von Oroya, den der Rio Mantaro im tiefen Einschnitte kreuzt, und fahren gegen sechs Uhr abends in den mit Palisaden abgezäunten Bahnhofsbezirk ein.

Das dem Bahnhof gegenüberliegende Hotel Junin ist ziemlich groß, aber einfach und ungebührlich ländlich-sittlich geführt. Es gehört der Bahngesellschaft, die nichts zu tun scheint, der Unsauberkeit entgegenzuarbeiten. Die Kellner sind Indianerjungen in schmutzstarrenden Lumpen, von denen man sich nur mit Widerwillen bei Tische bedienen läßt. Ich ward mit zwei anderen Leuten in einem

Zimmer einquartiert; zufälliger- und erfreulicherweise gehörten sie nicht zu der einheimischen und fremden ungebildeten Menge der Reisenden, die meist nach Cerro de Pasco wollten, sondern waren reinliche Gentlemen. Der eine, mit dem ich bekannt wurde, war ein Deutschamerikaner, besaß Herden in Argentinien, der andere, ein Engländer, geruhte nur mit uns zu schlafen, ohne ein einziges Wort mit uns zu sprechen. Wir hatten uns in ein Waschbecken und einen Handtuchfetzen zu teilen. Essen schlecht! Das Haus hat wieder den üblichen Stil der Zellengefängnisse, alles Holz und feuergefährlich. Auf Dielen und im Schenkzimmer trieb sich viel Volk umher, darunter Soldaten in groben, dunklen Uniformen, immerhin gestiefelt und unzerlumpt. Draußen regnete es, drinnen roch es; es war heidengemütlich! Die Höhenlage 3700 Meter (ohne Korrektur). Ich fand abends die Temperatur 20 Grad Celsius, morgens nur 13,6 Grad Celsius, also „bannig" kalt. Nachts hatte ich ein wenig Kopfweh und konnte nicht schlafen, ein Schicksal, das ich mit vielen zu teilen schien. In aller Frühe besichtigte ich den nicht übel gelegenen, sonst aber traurigen Ort ein wenig. Am Abend hatte übrigens bei Sonnenuntergang eine so sonderbare gelbe Beleuchtung geherrscht, daß ich vom Zimmer aus erst auf gelbes Fensterglas schloß. Außer einigen unschönen Häusern der Bahn gibt es nur Hütten, die meist stallartig aus Lehm gemacht und teils mit Gras, teils mit Wellblech, das mit Steinen beschwert wird, gedeckt sind. Darin oder davor hockten zigeunerartig, an Feuern ein erwärmendes Frühmahl bereitend, und meist in Ponchos gehüllt, schmutzige Indianerfamilien, kleine, braune, grobknochige Menschen, ähnlich den Alaska-Indianern. Viele magere



Am Prona-Paß in den Anden von Peru.

Hunde lungern umher, aus dem Nebel taucht eine sich drängende Schar von Last-Lamas auf.

Im Gegensatz zur Unkultur führt eine Eisenbahnbrücke über den schäumenden Fluß, während mehrere Lokomotiven Dampf aufmachen. Die hohen Kesselwände des Tales sind recht steil; es scheint hier zu endigen. Seitwärts führt die Cerro de Pasco-Bahn über die erwähnte Brücke weiter. Die Landschaft soll bis dorthin nichts Neues mehr bieten. Das scheint mir fraglich, zumal jene noch einem mächtigen See, dem Lago Junin, nahe kommt. Die Kohle zur Erzverhüttung wird teuer herbeigeschafft. Man vermutet viele Lager guter Kohle auch in der Provinz Junin, sie konnte aber noch nicht ausgebeutet werden. In der Provinz Huanuco gibt es eine deutsche Kolonie Pozuzo, die aber nicht sonderlich blüht.

Auf der Rückfahrt bekam ich im vollgestopften Zuge (nur dreimal wöchentlich verkehren die Züge) keinen Fensterplatz mehr; dafür saß ich, zum ersten Male die Mitnahme des Winterüberziehers preisend, fast immer auf dem Trittbrett der hinteren Plattform. Wie freut man sich dann, daß man hier nicht weggeschnauzt wird, sondern es sich nach seiner Fasson bequem machen darf! Ich habe einen sehr großen Teil meiner Reisen so auf Trittbrettern zurückgelegt. Auch heute konnte ich die großartigen Eindrücke der Anden viel eindringlicher auf mich wirken lassen, als im geschlossenen Abteil. Die basteiartigen Bänke stürzten unter der grünen Krönung und über den grünen Hängen fast wie Festungsmauern ab, gebildet aus gigantischen Quadern. Wieder fielen die Höhlen auf, die teilweise, den weidenden Tieren nach zu schließen, auch von Menschen bewohnt waren.

Die Rückblicke auf die Felsen wurden gerade jetzt

genußreich. Das braungelbe Gebirge war schieferartig horizontal, teilweise auch steil aufrecht stehend, geschichtet, gleich rauhen, gewaltig aus dem Boden ragenden Rippen. Oben die ausgewitterten, phantastischen Zacken und Zäckchen, zuweilen auch Felsblöcke auf säulenartigem Lehmfuß. Die gelbbrausende Jaucha vertiefte allmählich ihr Bett zwischen den schieferigen Bänken zu einer Ravine, die oben sogar in einen förmlichen Cañon überging; dann wieder floß sie bachartig dicht links am Bahnkörper. Nun standen die gewaltigen Schneezacken des Paßgipfels abermals vor uns, sich klar spiegelnd in rundlichen, teichartigen Gewässern, die ich beim Vorausspähen auf der Talfahrt nicht so in ihrem einsam malerischen Reiz bemerkt hatte. Eigentümlich sind die ringartigen Ummauerungen alter Schmelzen und viereckig eingefriedigte Stücke, die nicht nur eine Art Kral sind, sondern die auch als Feld bebaut erscheinen. Allerdings sah ich nur in einigen einen grünen Schimmer und Leute bei der Arbeit. Da und dort weideten Lamas, Ziegen, Schafe oder Rindvieh und wenige Pferde. Lama-Karawanen wanderten öfter daher.

Schrecklich öde, diese Ansiedlungen von getrocknetem Lehm, die oft schwer, manchmal gar nicht vom Boden zu unterscheiden waren!

Der englische Schaffner sagte mir immer zuvor Bescheid, wo ich photographieren müsse. Diesmal ward ich nicht unwohl, dagegen erging es anderen ebenso schlecht, wie auf der Hinreise; so einem Engländer, mit dem ich hinaufgefahren war. Die Bergkrankheit packte ihn wie die heftigste Seekrankheit.

Die Freude an der gewaltigen Felsenauftürmung und am Farbenspiel wiederholte sich immer wieder. Auch die Indianerweiber bringen durch blaue und rote Röcke

Farbe in das Bild; mir ist es z. B. noch deutlich erinnerlich, wie eigenartig sich das orangefarbene Kleid einer an einem Vorsprung dem Zuge nachspähenden Indianerin vom braunen Felsgrunde abhob. Häufig befanden sich Familien, mit Kindern auf dem Rücken umgebündelt, auf der Wanderschaft. Die Frauen tragen Umschlagetücher statt der Ponchos, aber oft Männerhüte, unter denen der rabenschwarze Zopf herunterhängt. Die Männer hatten zuweilen noch über den Poncho ein Tuch herumgenommen. Bei 4000 Metern die ersten Bäume im Rimac-Tal. Mächtig wirkte die Bergauftürmung hinter San Mateo. Dort stieg mein Leutnant wieder ein; allein über die Gesellschaft einer holden Weiblichkeit schien er den früheren Enthusiasmus seiner Freundschaft für mich völlig vergessen zu haben.

Die Steilheit der grünen Kulturen zwischen den sterilen Felsen rief mir lebhaft den dachartigen Gemüsebau im Tenggergebirge Ost-Javas ins Gedächtnis. Mit Appetit verzehrten wir unser Mittagsmahl auf der bereits unter 900 Meter gelegenen Station La Chosiea. Bei Santa Clara erreichten wir die Ebene wieder. Ungeheure Hitze und ungeheurer Staub — Lehmmauern, reicherer Baumwuchs, ein Park und Friedhof, die fürchterlich kümmerlichen Vorstadtstraßen der Hauptstadt! Beim ersten Bahnhof ein Anstürmen von Scharen ekelhaft schmutziger Jungen mitten hinein in das Publikum des ohnehin vollgestopften Wagens; einfach mitfahrend, kämpfen sie um das Gepäcktragen — auch eine „reine Freude", die der Toleranz der Bahn gegen die Landessitten zu danken ist. — Jetzt winken die Kathedraltürme! Der zweite Bahnhof — ich bin aus den erhabenen Eisregionen der Anden wieder bei den Palmen Limas an-

gelangt — hochbefriedigt, aber in Wolle und Winterüberzieher fürchterlich schwitzend. Ich schätze die Luftwärme auf über 32 Grad Celsius. — Ins Hotel — ins Bad! Darüber hinaus gab es heute keine höhere Wonne.

* * *

Während der letzten Tage meines Aufenthaltes in Lima hatte ich die Ehre, in dem recht nett, doch nicht auffallend eingerichteten Regierungspalaste durch unseren Gesandten dem Präsidenten, Herrn Pardo, vorgestellt zu werden. Herr Pardo war ein erst eben in den Dreißigern befindlicher junger Herr von lebhaftem, liebenswürdigem Wesen, mit klugen, freundlichen Augen und kleinem, schwarzem Schnurrbart. Er spricht etwas französisch, doch legt er Wert darauf, nur spanisch zu sprechen. Die peruanische Vorliebe für Frankreich wird er vermutlich teilen; fast jeder Peruaner von Erziehung sieht nach wie vor in Paris den Mittelpunkt des Kulturlebens. Durch seine Heirat besitzt der Präsident deutsche Beziehungen und, wie ich annehme, auch deutsche Sympathien. Seine Gemahlin stammt väterlicherseits aus der Hamburger Familie Heeren (ein Zweig jener Familie, welcher der Historiker sowie auch der bekannte Chemiker, so viel ich weiß, angehören). Durch diese Heirat ward Herr Pardo zugleich mit dem deutschen Unterstaatssekretär Zorn von Bulach verschwägert.

Herr Pardo amtierte erst seit wenigen Monaten, und zwar ans Ruder gebracht von der Zivilistenpartei. Sein Vater war gleichfalls Präsident, Gründer derselben Partei, während die übrigen Präsidenten Perus Militärs gewesen waren. Seinen Anhang schien er hauptsächlich

in den einflußreichen geschäftlichen Kreisen Limas zu finden; das übrige Land sollte im ganzen ihm weniger geneigt sein. Herr Pardo bekleidete zuvor den Direktorposten einer Spinnerei, in die Politik hatte er sich, soweit es bekannt, nie eingemischt, weshalb seine Wahl für viele überraschend kam. Allerdings war er bereits zuvor ins Kabinett berufen worden zur Unterstützung seines seinerzeit einstimmig gewählten Vorgängers, der in höherem Alter einer Krankheit erlag. Der Präsident schien hohen Wert auf die Filialgründung der Deutschen Überseeischen Bank zu legen, dagegen weniger Vorliebe für Handelsverträge zu besitzen. Nur Italien hatte zurzeit einen solchen; doch, wie es hieß, genössen wir ohnedem ziemlich die gleichen Vorteile.

Im Verhältnis zu manchen anderen der spanisch-amerikanischen Staaten erweckte mir Peru zunächst den Eindruck, auf einer wesentlich höheren Organisationsstufe zu stehen. Bei näherem Zusehen wird dieser günstige Eindruck, den man zumal in Lima und Callao empfängt, indessen abgeschwächt. Der Grundartikel der peruanischen Verfassung: „Niemand ist verpflichtet, etwas zu tun, was nicht ausdrücklich durch Gesetz verordnet ist. Niemand darf gehindert werden, etwas zu tun, was nicht durch Gesetz verboten ist," findet nicht immer heilsame Anwendung. Verwaltung und Kulturstand lassen, selbst wenn man die großen Schwierigkeiten dabei in Betracht zieht, noch viel zu wünschen übrig. Strohfeuerbegeisterung einerseits, wie Oberflächlichkeit und Indolenz der Rasse andererseits gleichen nur zu häufig die Fortschritte wohlgemeinter und auch wohldurchdachter Pläne zur Förderung des Landes aus. Die Interessen mancher wichtigen Punkte gravitieren mehr nach Europa und den Vereinigten

Staaten, als zum eigenen Staat, im zukunftsreichen Becken des oberen Amazonas mehr nach Brasilien.

Zu den Feinden ringsum, deren gefährlichster das militärisch bisher weit überlegene Chile bekanntlich ist, gesellen sich sonstige Bestrebungen, die sich um Peru nicht Perus halber kümmern. Das Deutsche Reich hält sich hierbei vollkommen fern, und das ist auch sicher richtig, wennschon es nicht richtig war, daß wirtschaftliche deutsche Mitwirkung hinter der anderer Nationen zurückblieb. Politisch kann freilich nichts unglücklicher sein, als den wohlberechneten Aussprengungen über deutsche Annexions- oder Protektoratspläne, die das Mißtrauen im ehemaligen spanischen Amerika gegen uns erwecken sollen und tatsächlich erweckt haben, neue Nahrung zuzuführen, wie dies zuweilen in Peru und anderswo durch übel vermerkte deutsche Privatauslassungen geschehen ist. Wer unsere wahren Interessen erkennt, unsere Machtverhältnisse richtig abschätzt, weiß, daß eine die Unabhängigkeit anderer Staaten bedrohende Politik eine Dummheit wäre, deren irgend eine verantwortliche Stelle bei uns zu beschuldigen auch niemals der leiseste Grund vorlag. Aber wirtschaftliche Interessen schwerwiegendster Bedeutung besitzen wir in Südamerika, die wir zur Erhaltung unserer Existenzbasis uns nicht verkümmern lassen dürfen, und gerade, um diese Verkümmerung herbeizuführen, ist das politische Gespenst von unseren guten Freunden erfunden worden. Für diese Interessen heißt es allerdings, energisch einzutreten, nötigenfalls von staatlichem Einfluß unterstützt, und sich durch Zuschiebung des bösen Scheins nicht beirren zu lassen! Das gilt auch für Peru.

Der Zahl nach hat das italienische Element die meiste Bedeutung in Peru gewonnen; immer mehr Italiener

schwingen sich von kleinen Leuten zu finanziell leistungsfähigen Persönlichkeiten auf. Es bildet aber keinen entscheidenden Faktor. Der alte englische Einfluß hat erheblich nachgelassen. Was bestehen bleibt, ist die hergebrachte persönliche Sympathie für Frankreich, und was entscheidet, ist: die Haltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika!

Die Berücksichtigung, welche die Regierung in Washington sich zu erzwingen weiß, wird bestens unterstützt durch den wirtschaftlichen Unternehmungsgeist der eingewanderten Nordamerikaner. Viele sind es noch nicht, sehr wohl könnte ihnen heute noch der Deutsche die Spitze bieten; allein, das Wenige, was bisher an großen Unternehmungen entwickelt ist, zeigt mehr und mehr ihre Beteiligung, und schon heute wird die peruanische Regierung, wenn sie zwischen einem Nordamerikaner und einem Deutschen bei Erteilung einer Konzession zu wählen hat, ersterem den Vorzug geben. Ich glaube, nicht aus Sympathie, und deshalb könnte noch immer sich manches für uns bessern. Doch zu sonstigem kommt die Wirkung der Verdächtigung deutscher Absichten und die bekannte Schwierigkeit des deutschen Charakters, im Vergleiche zu dem nordamerikanischen, mit in Betracht.

Daß die peruanische Regierung trotzdem bei dem ungeheuren unbearbeiteten Entwicklungsfelde, das noch zur Verfügung steht, die aus Deutschland kommende Mithilfe gern sieht, ist erklärlich. Gewiß würde man auch gern eine deutsche Einwanderung in großem Maßstabe sehen. Dieser möchte sich in der Tat der Boden zu einer gedeihlichen Existenz in Peru bieten, allein mir scheint, daß selbst beim Gelingen einer solchen Zuleitung manche be-

denkliche innere wie äußere Folgen entstehen dürften. Eine solche Frage könnte ja auch erst bei Wiederanschwellung deutscher Auswanderung auf die Tagesordnung kommen.

Wie Chile seine Armee nach deutschem Muster organisiert hat, und auch Ecuador (wo die allgemeine Wehrpflicht nach kühnem Vorsatz durchzuführen versucht werden soll) damit den Anfang machte, so hat Peru sich seine Muster und Instruktoren aus Frankreich geholt. Die allgemeine Wehrpflicht besteht ebenfalls dem Namen nach. Der arme Bursche muß für den reichen heran, und weiter drin im Lande fängt man allerlei Volk ein. Auch die Polizeimannschaften genießen nicht den besten Ruf. Von der von Franzosen geleiteten Militärschule in Chorillos sprach ich schon. Was man in und bei der Hauptstadt an Militär sieht, macht einen leidlich militärischen Eindruck; Offiziere sehen zuweilen sehr gut aus. Weiter im Lande nimmt die Reinlichkeit der Erscheinung ab, obwohl ich in den Bergen Soldaten sah, die noch immer über den Durchschnitt der kolumbianischen oder venezolanischen sich erhoben. Freilich soll die kampffrohe Schneidigkeit, die man selbst bei manchen der zerlumpten Burschen Kolumbiens und Zentralamerikas trifft, dem peruanischen Vaterlandsverteidiger durchschnittlich nicht eigen sein. — Von der Marine, die sich unter fremder Führung ja tapfer schlug, ist kaum noch zu reden. Allerdings werden Zöglinge ausgebildet. Derzeit bestand gerade die Absicht, einen kleinen modernen Kreuzer bauen zu lassen. Um den Bau bewarb sich zumal ein Agent Armstrongs. — Die Absichten sind gut, leider fehlt immer die Basis zur Ausführung. — Wie ich hörte, hegte man in Bolivien, wo bisher deutsche Instruktoren ganz

Leidliches geleistet hatten, die Absicht, ebenfalls zu französischen Mustern überzugehen.

Das sind alles Spielereien. Als ernst zu nehmende Machtfaktoren an der Westküste südlich der nordamerikanischen Union bleiben einstweilen nur: Mexiko und Chile. Peru gehört nicht dazu. Aber Peru bietet ungeheuer reiche Zukunftsschätze; wenn der deutsche Unternehmungsgeist sich nicht mehr als bisher regt, um sich an Entwicklung und Gewinn mit zu beteiligen, so wird auch hier alles mit der Zeit Uncle Sam anheimfallen. Wie mir aus einer Äußerung des Präsidenten hervorzugehen schien, hegte man in Peru übertriebene Hoffnungen auf die Wirkungen des Panama-Kanals, gerade so, wie man diese bei uns zu unterschätzen pflegt. Aber zweifellos wird die Wirkung bis zu dem wichtigen Gebiete von Piura mit dem Ausfuhrhafen Paita — den Nordamerikaner unlängst durch ein Angebot von 8 Millionen Dollars vergeblich in ihre Hände zu bringen versucht hatten — eintreten. Vielleicht noch weiter südwärts. Auch aus diesem Gesichtspunkte heraus sollten wir in Peru unablässig auf dem Posten sein.

Was ich auf meinen „Amerikawanderungen" sah, blieb immer das alte Thema: Kecke nordamerikanische Initiative und deutsches überbedenkliches Zurückweichen! Das war in Zentralamerika das Charakteristische und leider auch schon auf dem südlichen Kontinent. Zumal in Peru hätte es anders sein können. So manche gute Unternehmung wurde deutscher Intelligenz und deutschem Kapital direkt angeboten, die heute in englischen und nordamerikanischen Händen sich befindet. Der deutsche Kaufmann, der noch immer — heute noch — seine große Stellung im ganzen zu wahren weiß, sagte namentlich

bei Minen-Unternehmungen: Um Gottes willen, nur nicht das! Das ist das reine Lotteriespiel mit viel Nieten! Und von seinem Standpunkte aus mochte er recht haben. Aber für Leute, die mit genügender Sachkenntnis und, unterstützt von freiem Kapital, die Möglichkeit haben, selbst dem Unternehmen vorzustehen, liegt die Sache anders. Gleichzeitig gilt es, häufigere Verkehrsmittel zu schaffen, ohne welche die Produkte nicht nutzbar zu machen sind. Da gestaltet sich freilich das meiste zu einer großen Aufgabe, die nur durch starke Vereinigungen zu lösen ist. So war es mit den berühmten Silber- und Kupfergruben von Cerro de Pasco. Nach Ablehnung von deutscher Seite gingen sie in englisch-nordamerikanische Hände über. Diese Kompagnie vollendete dann die Anden-Bahn nach Oroya. Allerdings sagt man, sie habe für die Höhe des hineingesteckten Kapitals — ich glaube 40 Millionen Pesos — die Gruben viel zu teuer erworben. Allein dies steht noch dahin, und der Vermehrung der Machtfaktoren der Angelsachsen in Peru ist durch die Erwerbung ein großer Dienst geleistet worden. Ernten wird schließlich wohl der nordamerikanische Geschäftsfreund, da der britische Einfluß von dem nordamerikanischen ganz in den Hintergrund gedrängt wird. Wenn deutscher Unternehmungsgeist nicht jetzt noch mit schneller Entschlossenheit arbeitet, werden auch die übrigen Gebiete, die als künftige Minenzentren gelten, in nordamerikanische Hände übergegangen sein; von diesen wurde mir besonders die Gegend von Huancavelica genannt, sowie das benachbarte Lirgay. Es handelt sich um Silber, Gold, Wolfram und Quecksilber. Häfen, mit denen Verbindung zu schaffen wäre, sind Pisco und Tambo de Mora im Departement Huancavelica. Auch

im südlichen Peru, bei dem altberühmten Cuzco u. a., wird ein großes künftiges Minengebiet erwartet. Mit Ausnahme von Wolfram sind die obigen Erze dort gleichfalls vorhanden. Über Mollendo kommt viel Borax. Die Boraxgruben hier und, wie ich meine, auch in Chile wurden von einem Deutschen, einem Berliner, der damit viel Geld erwarb, aufgekauft, dann aber einzelnen Gesellschaften überlassen, in denen wiederum die Nordamerikaner zumeist vertreten waren. Die Konzession für Marienglas soll die peruanische Regierung, nachdem zunächst eine nordamerikanische Gesellschaft solche erhalten, nicht mehr erteilen wollen. Verbürgen kann ich mich für diese und manche folgenden Einzelheiten nicht; sie beruhen indessen auf Mitteilungen landeskundiger Männer und mögen daher wohl deutschen Interessenten geeignete Winke geben.

In Morropon, in der nördlichen Provinz Piura, ist Eisen und Kohle zu holen. Dies ist um so wichtiger, da hier sehr wichtige Bahnprojekte in Frage kommen, bei denen das deutsche Kapital zum mindesten erkundigend vorgehen sollte. Zunächst handelt es sich um Ausbau der Paita—Piura-Bahn über die Anden in das Gebiet des oberen Amazonenstromes (Marañon). Die Kordillere senkt sich hier, wie nirgends im Lande; Herr von Hassel sagte mir, daß nach seinen an Ort und Stelle gewonnenen Studien der Bau dieser Bahn durchaus nicht auf nennenswerte Schwierigkeiten stoßen werde und von der Regierung eine große Konzession, wenn auch kein Kapital, zu erwarten sei. Die Regierung von Peru hoffte, gerade hier eine Atlantic-Pacific-Verbindung herzustellen, die imstande wäre, den zum Marañon usw. abströmenden Verkehr über die Kordillere zum Pacific abzulenken. Sie

rechnet dabei, wie gesagt, auf die Wirkung des Panamá-Kanals, der Paita auch sicher beeinflussen wird. Der Präsident erhofft große Handelsentwicklung, Baumwoll-, Zuckerexport, Besuche reicher Nordamerikaner usw. Paita, das ich mit wenigen Strichen im zweiten Bande der „Amerikawanderungen" schilderte, ist schon jetzt ein bedeutender Verkehrsort und, wie ich selbst gesehen, ein sehr guter Hafen. Eine staatliche Bahn (Peruvian Corporation), der auch die größere Mole gehört, verbindet Paita mit der Provinzhauptstadt Piura, von wo eine private Kleinbahn noch nach Catacaos führt. Die Regierung hat sogar den Gedanken eines großen, festen Trockendockbaues dort erwogen. Doch Trockendocks pflegen ein Heidengeld zu kosten. In seiner Unterhaltung mit mir meinte der Präsident, das sei etwas für eine deutsche Gesellschaft. Sie würde Grund und Boden und allerlei Konzessionen bekommen. Für eine Subvention schien er aber keine günstige Meinung zu hegen. — Salz, Petroleum, Baumwolle und manche andere Produkte kommen noch aus dieser scheinbar so öden Provinz. Englische Firmen sind an der Ausbeutung besonders beteiligt. Nördlich von dem zukunftreichen Paita liegt der Hafenort Tumbez. Dort sah Pizarro zuerst die Indianer, deren schöngefärbte und gestickte Wollgewänder und kostbarer Metallschmuck ihn so reizten, und die ihm erzählten, daß Gold und Silber in den Inka-Palästen häufig wie Holz sei.

In Frage käme ferner der Ausbau der Bahn Oroya-Huancayo durch das Mantero-Tal. Diese Strecke bildet einen Teil des panamerikanischen Bahnprojektes. Rentabel würde sie sich zunächst kaum erweisen, aber politisch bedeutsam. Dann plane man eine Linie von Sicuani nach Cuzco als Fortsetzung der Mollendo-Bahn zum Titicaca-

See. — Eine weitere Atlantic-Pacific-Verbindung, für die deutsches Kapital in Frage kommen könnte, wäre die zwischen dem Ucayali mit der Küste.

Was Lokalbahnen anbetrifft, so hat man auch hier auf deutscher Seite keine Initiative gezeigt. Den Eisenbahnlinien bei Lima wird durch elektrische Bahnen, bei denen Einheimische und Fremde beteiligt sind, mächtig Abbruch getan. Die elektrische Bahn nach Chorillos hat in zehn Monaten Bestehens glänzende Geschäfte gemacht und sollte nach weiteren zehn Monaten ihr Aktienkapital heraus haben. Die Lima-Pferdebahn gab, wie ich hörte, 28 Prozent Dividende! — Die ganze elektrische Anlage für Lima: Beleuchtung, Bahnen usw., hätte bei mehr Mut deutsch sein können; jetzt, so hieß es, säßen die Nordamerikaner, wie in Mexiko, im Geschäft wie der Hahn im Korbe.

Ich komme nun zu einem sehr wichtigen Punkte, dem Gummi. Wie es scheint, liegt aber gerade hier gegründeter Anlaß vor, rechtzeitig vor Enttäuschungen zu warnen. Der meiste peruanische Gummi gilt in den Augen von Sachverständigen für minderwertig. Es ist der wildwachsende Gummibaum, der in Massen auf dem Atlantic-Abhang der Anden, aber in Peru überwiegend zu hoch wächst. Erst nach den Flußniederungen zu gewinnt er an Güte, und gerade hier ist das peruanische Gebiet sehr beschränkt worden; wie z. B. durch den Anfall des Acre-Distrikts an Brasilien. Die ersten Familien Perus haben aber einen großen Teil ihres Besitzes in dem oberen Gummiwaldbestande und sind nun natürlich eifrig bemüht, fremdes Kapital zur Ausbeutung zu gewinnen. So war erst unlängst einer nordamerikanischen Kompagnie eine

Konzession gern bewilligt worden, an der sie, wie man glaubte, wenig Freude erleben wird. In Iquitos, dem Hauptmarkt für Gummi und sonstigem Handel nach dem Atlantic zu, unterscheidet man den minderwertigen, durch Mineralbestandteile (Eisen) dunkel gefärbten Gummi, der dort englisch „weak fine“, portugiesisch „Urco cheringa“, spanisch „Yebe debil“ genannt wird, von der besseren Sorte, „Yebe fino“. Dieser Gummi ist hell. Der Baum liefert in 6 Monaten 5 Kilo, und der Preis für 15 Kilo stellte sich in Iquitos auf ca. 50 Sols (über 100 Mark); der minderwertige Baum erzeugt in derselben Zeit nur 3 Kilo, und 15 Kilo von ihm bewerten sich auf etwa 38 Sols. Man rechnet hier bei Konzessionen nach einer „Estrada“, die 80 bis 150 Bäume umfaßt. Orte, wo feiner Gummi wächst, sind am Yavari, Rio Blanco, Purus, Yuruá, Acre, Papidre usw. Das Ansiedlertum im unteren Ucayali-Gebiet fühlt überwiegend brasilianisch. Selbst die Peruaner dort neigen aus persönlichen Interessen mehr zu Brasilien, finden mehr Beziehungen zu den Atlantic-Ländern und Europa, als zu ihrem eigenen, durch eine ungeheure Gebirgswelt geschiedenen Landesmittelpunkt.

Die unaufhörlichen Grenzstreitigkeiten im Bereiche des oberen Amazonas und seiner Nebenflüsse haben auch noch lange kein Ende gefunden. Die Interessen von Peru, Ecuador, Kolumbien, Bolivien und Brasilien stoßen hier zusammen. Die Streitigkeiten entstanden nach der Lostrennung von der spanischen Herrschaft, bei der beschlossen ward, die altspanischen Grenzen der Provinzen gelten zu lassen. Allein die Karten, meist Phantasiestücke von Priestern und sonstigen Nichtfachmännern, wiesen jedem Gebiete an, die ihm nicht zukamen. So entstand der

furchtbarste Grenzkuddelmuddel. Das unaufgeklärte und in Unaufklärung belassene Volk eines jeden Staates aber schwört auf seine in Phantasiekarten festgelegte Phantasiegrenze, die keine Regierung preiszugeben wagen darf. Wie die schlechten Karten das Schicksal der Spanier im Unabhängigkeitskampfe gegen die wegkundigen Einheimischen besiegelte, so bleibt ein solcher Mangel also auch für die steten Kämpfe der spanischen Republiken untereinander mit in erster Linie verantwortlich. Jetzt entscheidet allein die Macht, und diese steht bei dem großen Brasilien, was die Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika auch bereits sehr weise erkannt hat.

Noch ein anderer Punkt käme schließlich für das deutsche Kapital in Peru in Betracht, und zwar Baumwollkulturen längs der Pacificküste von Piura nach Mollendo, vielleicht auch weiter. Wenn man diese dürre, regen- und gottverlassene Küste sieht, glaubt man nicht, daß irgend etwas dort gedeihen könne. Das ist aber keineswegs der Fall. Zahlreiche Flüsse könnten zur Bewässerung nutzbar gemacht werden auf dem den Bergen vorliegenden Küstenstreifen. Anfangsweise ist dies bereits geschehen, und zwar wiederum durch die zunehmend nordamerikanisierte Peruvian Corporation. Ich habe Baumwolle in der Rimac-Niederung bei Pisco und Mollendo gesehen. Mir wurde gesagt, der Boden eigne sich überall ganz vorzüglich für Baumwolle. Um schließlich noch Bewässerungsideen zu verzeichnen, so wurde von Herrn von Hassel, der darüber besondere Studien machte, behauptet, durch unschwieriges Bohren von Tunneln seien verschiedene der zahlreichen und wasserreichen, zur bewaldeten Atlantic-Seite abströmenden Flüsse auf der Höhe der Kordillere zur regenlosen Pacificküste abzulenken,

u. a. nannte er den Mantaro. — Die ganze Länge des regenlosen, vegetationsarmen Striches an der südamerikanischen Westküste beträgt — zwischen dem 21. Grad und 26. Grad südlicher Breite — über 2000 Kilometer!

Wenn eine oder die andere jener Angaben, von denen einige nicht allgemein bekannt sein dürften, anregend oder aufklärend wirkte, so würde dies vielleicht einem nationalen Interesse entsprechen. Seit meinem Besuche Perus soll neuerdings deutsches Kapital an verschiedene Unternehmungen in Peru herangegangen sein, vielleicht in Verbindung mit jener Niederlassung der Deutschen Bank in Lima und Callao und in Arequipa. Auch hört man von einer Tätigkeit des Bremer Hauses Gildemeister, das ja an der Gründung des neuen deutschen Dampfschiffunternehmens an der Pacificküste, der „Rolandlinie", beteiligt gewesen ist. Andrerseits verlautet von größten und erfolgreichen neuen Anstrengungen der politisch unterstützten Nordamerikaner. Die südamerikanische Rundreise des Staatssekretärs Root sollte auch den Blindesten ein Licht aufgesteckt haben.

Industrien und Gewerbe, die zurzeit teilweise schon bestehen und für welche man auswärtige Hilfe von Kapital und Menschen heranzuziehen wünscht, sind vornehmlich: Anbau von Textilpflanzen, Einführung von Dampfpflügen, Zucker- und Baumwollfabriken, Spinnereien, tragbare Bahnen, Butter und Käse, Wein und Spirituosen, Bearbeitung von Häuten, Papierfabriken, Strohwaren, vegetabilische Seide, Sägemühlen, Automobile, Perlfischerei, Töpfer- und Glaswaren, Nägel-, Konserven-, Bürsten- und chemische Fabriken.

Zweifellos ist Peru im Aufschwunge begriffen.

Dr. A. Wirth schrieb im vorigen Sommer im „Tag“: „Namentlich von Peru, das bisher sein Geld ausschließlich von England und seine Eisenbahnen meist von den Vereinigten Staaten bezog, ist das Auftreten der Deutschen Bank geradezu epochemachend: das Monopol sowohl Englands als auch Nordamerikas ist gebrochen. Dabei hatte die Deutsche Bank noch das Geschick, um nicht böses Blut zu machen, der Peruvian Corporation einen Teil des Millionengeschäftes anzubieten, das heißt dem geschlagenen Feinde goldene Brücken bauen.“ Leider glaube ich, diese Siegesfanfare für nicht ganz zutreffend erachten zu dürfen. Allein das deutsche Herz freut sich doch, endlich einmal eine energische Anstrengung zu sehen, die, mag immer das Motiv lediglich durch Geschäftsinteressen bestimmt werden, in ihrer Wirkung der nationalen Färbung des kaufmännischen Zieles einigermaßen entsprechen kann. Weiter schrieb Dr. Wirth: „Im Jahre 1898 galten 3 Prozent Peruaner an der Londoner Börse etwas über 2, jetzt notieren sie $14^1/_2$. Diese kleine Tatsache erläutert aufs bündigste den ungeheuren Aufschwung, den ganz Südamerika in letzter Zeit gewonnen hat.“

Wenn man das über die Montaña Gesagte zusammenhält mit den noch unerschlossenen Mineralschätzen, mit dem Viehreichtum der Hochebenen, mit den Aussichten, die eine Korrektion der Wasserläufe auch dem Küstenlande an dem erst in den Anfängen zum zweiten Welthandelsmeere stehenden Stillen Ozean eröffnet, so fühlt man sich fast versucht, das Wort von dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten“ ebenfalls auf Peru anzuwenden. Ich lehne es ab, wie jede Übertreibung, und verweise nur auch hier auf die Bezeichnung vom „Kontinent der Mitte“. Man wird in Deutschland hoffentlich vor dem

„zu spät“ besser begreifen lernen, was die zum Zwecke der wirtschaftlichen Abrahmung über ein solches Land angestrebte Vorherrschaft besagen will, was allein dieser eine Gang der Mahlzeit bedeutet! Und wir? Wir wünschen, durch so viel Glück verwirrt, dem großen Esser, während er uns höchst bestimmt an den Katzentisch nötigt, noch liebenswürdig: Gesegnete Mahlzeit!

* * *

Der „Radames“ der Kosmoslinie, dessen Gastfreundschaft ich auf der Weiterreise nach Chile zu benutzen gedachte, lag schon auf dem Strom. Er lud Guano. Dieser ist also in Peru nicht erschöpft, noch durch Salpeter dauernd entwertet. Er soll noch in großen Lagern auf Inseln und Festland vorhanden sein. Die Regierung hegt auch für ihn bedeutende Zukunftshoffnungen. Ob mit Recht, vermag ich nicht festzustellen. — —

Der „Radames“ übertraf die Kollegin „Hathor“, die mich von Seattle bis Callao gebracht hatte, erheblich an Größe und ganz beträchtlich an Gemütlichkeit. Kapitän Petersen aus Blankenese empfing mich mit freundlicher Biederkeit. Er ließ mir eine gute Kabine anweisen und suchte mir, soviel er konnte, Gelegenheit zu verschaffen, an Land zu gehen. Kurz, er war mir in jeder Weise behilflich. Ebenso erwiesen sich der erste Offizier, Herr Dreyer, der Obermaschinist Grünwald, der älteste Maschinist der Linie, als angenehme Bordgefährten. Manche Anregung hatte ich durch den Verkehr mit dem jungen, liebenswürdigen Arzte Dr. Töpel, der sich später in Köln niedergelassen hat. Als Kajütengenosse war ein nordamerikanischer Adventistenprediger da, der seine Heilserkenntnisse in Chile verbreiten wollte, und in den

letzten Tagen kam der rheinländische Pfarrer Peter häufig zum Besuch an Bord. Er hatte auch die „Hathor" gleich abgefaßt gehabt.

Pfarrer Peter — Don Pedro genannt — war ein noch jüngerer katholischer Priester und Lehrer aus Lima, der treueste Freund des Kosmos, von dessen Dampfern er keinen so leicht ohne seine Visiten ziehen ließ. Welche Gründe ihn dazu veranlaßten, weiß ich nicht; ich nehme an, daß sie idealer Natur gewesen sind.

Am 18. November gingen wir von Callao in See. Bei schönem Wetter dampften wir, vorbei an den kahlen, ihres ertragreichen Guanos beraubten Chinchainseln, am nächsten Tage auf die Reede von Pisco. Sie wird durch die bergige Halbinsel von Paracas gebildet und gegen Süden und Westen geschützt. Wir bescherten Stückgüter, wogegen wir Felle mitzunehmen gedachten. Der gänzlich reizlose Hafenort heißt Caucata; eine kümmerliche und elend schmutzige Trambahn verband ihn mit der weiter zurückliegenden Stadt. Hinter sandiger Küste sah man Grün, und zwischen einzelnen Palmen und Pappeln die Türme von Pisco. Bewaffnet mit unseren Kameras schifften der Doktor und ich optimistisch an das Gestade. Ungeheurer Staub, Sonnenglut, dazu ungewaschene Menschen wirkten wenig ermutigend. Ein paar bessere Häuser schlossen sich dichtverhängt vom übrigen Häuschengesindel ab. Während die Mulos die staubige Straße mit uns entlang zottelten, interessierten uns Salzplantagen an der Küste, weiterhin Zucker- und Maisfelder sowie Baumwollkulturen; die augenblickliche Verstaubung verhinderte diesen Beweis guten Bodens nicht. Im Wagenpublikum erregten die Schmisse des Doktors Achtung; ich hatte über nichts Ehrfurchterweckendes zu gebieten. Ich

hoffe aber doch, daß wir auf Pisco einen besseren Eindruck gemacht haben, als dieses auf uns. Eine weite langweilige Plaza, ein paar aufgeblasene Kirchen aus Holz und Stuck, die üblichen weißgetünchten, einstöckigen Häuser mit flachen Dächern und holperige Kleinstadtstraßen! In einem Hause entdeckten wir eine Schule. Ohne Schüchternheit zu verraten, gingen wir hinein. Der Schulmeister erteilte gerade in einem sehr einfachen Raume Geographiestunde, wobei er einer Schar bräunlicher Knaben das Sonnensystem erläuterte. Eine geringe Aufgabe hatte er sich demnach nicht gestellt. Über das Sonnensystem kamen wir übrigens in der liebenswürdigen Beachtung von Lehrer und Kindern nicht zu kurz. — Unter der Landungsbrücke hörten wir beim Anbordgehen ein Grunzen wie von Schweinen; man sagte uns, daß die vielen Taucherenten diesen Laut hervorbrächten.

Als wir nachmittags in bewegter, grüner See nach Mollendo weiterdampften, hatten wir die kahlen Küstenfelsen — rötlicher Sandstein und Kalk, wie es schien — an Backbord ganz nahebei. Hier zeigte sich auf der Paracas-Halbinsel etwas Merkwürdiges: ein über einen weiten und hohen Berghang sich erstreckender und liegend ins Gestein gegrabener Dreizack oder kandelaberartig stilisierter Baum von ungeheuren Abmessungen. Ich skizzierte ihn so gut ich es vermochte. Es ist eine jener noch unenträtselten Pietrographien (Pintados), die wohl ein inkaischer oder präinkarischer Kultus schuf. Höchst malerisch erschienen gegenüber die Felsbrocken und Inseln der Chinchainseln, von denen einige noch etwas Guano besitzen. Seltsame Gestaltungen zeigten sie, mit Toren, die von der See hineingewaschen waren und durch die man den blauen Himmel dahinter sah. Zwei zusammenliegende Felsen

heißen „der ewig segelnde Schoner". In der Tat gleichen sie zwei hintereinander gestellten Dreieckssegeln, etwa Sturmschonersegeln; in dämmerhaftem Lichte mag die Täuschung in der Ferne vollkommen sein. Auch jetzt lag etwas Einsam-Ergreifendes in dieser Naturbildung. Die Erscheinung eines gestrandeten Schiffes in der Le Mairestraße in der Nähe von Kap Horn, die den Untergang eines zur Hilfe eilenden italienischen Fahrzeuges verursachte und die als „Gespensterschiff" längere Zeit unter den Seeleuten bekannt war, wurde vom hydrographischen Amte der Vereinigten Staaten ebenso als seltsame Felsbildung festgestellt und in die Karte eingetragen. Derartige Bildungen kommen öfter vor; sie sind sicherlich geeignet, auf die Phantasie des Seefahrers Eindruck zu machen.

In den siebziger Jahren lagen hier ganze Flotten von Guano nehmenden Schiffen; damals gelangte auch Pisco, von dem übrigens eine Bahn nach der Departementshauptstadt Ica führt, zur Bedeutung. Von den Chincha- und Guanape-Inseln wurden ca. 20 Millionen Tonnen ausgeführt. Humboldt war es, der die ersten Proben nach Europa brachte. Die Lobosinseln südlich von Paita sind mit ihren Lagern an Chile verpfändet.

Lange Züge von Pelikanen sahen wir von den Chinchainseln zum Festlande ziehen, und umgekehrt, Züge von schwarzen und grauen Enten, mit langen Hälsen, vom Festlande zu den Inseln.

Bei herrlichem Wetter traten die Kordilleren imponierend aus der Verschleierung heraus; die Küstenkordillere auf etwa 1000 Meter ansteigend, die innere bis 4000 Meter. Man sah die Schraffierungen von Tälern und Vorsprüngen der verschiedenen, hintereinander

aufwogend, erstarrten Ketten. Bis auf zwei bis drei Seemeilen kamen wir der Küste nahe.

Am 21. November früh gingen wir auf der Reede von Mollendo zu Anker.

Von hier aus führt der vornehmste Schienenweg Südperus, in dreifacher Länge der „Central von Peru", über das stets von seinen riesenhaften Vulkanen, dem Chacchani, dem Misti (6100 Meter) und dem Pichu-Pichu (6660 Meter), bedrohte Arequipa hinauf zu dem Binnenmeere des Titicaca, und mit Verlängerungen, Fahrstraßen- und südlich Dampferverbindungen nach der alten Inkaresidenz Cuzco und der bolivianischen Hauptstadt La Paz. Die Durchfuhr nach dem vom Meere abgeschnittenen Bolivien unterliegt keinem Zoll. Das fesselt Bolivien an Peru und stärkt andrerseits dem Hafen von Mollendo erheblich seine Bedeutung. Leider war die Zeit zu kurz, um nach dem interessanten Arequipa (2330 Meter) hinauf zu reisen. Auch hier ließ ich wieder Projekte fallen, über La Paz zum La Plata zu gelangen; teils aus finanziellen Gründen, teils wegen „Uferlosigkeit" der Zeitbestimmung. Ich gab nicht ohne Bekümmernis den Pflichten nach, die mir einen greifbareren Heimweg nahe legten.

Die Ausfuhr peruanischer und bolivianischer Produkte über Mollendo — Metalle, Wolle, Felle usw. — und die Einfuhr aller möglichen europäischen und nordamerikanischen Erzeugnisse sind nicht gering. Die bedeutendste Firma am Platze ist eine Hamburger. Arequipa hat über 30 000 Bewohner, Mollendo ungefähr 5000.

Die Reede ist gegen Südwesten schlecht geschützt. Brandung und Strömung machen die Landung oft

schwierig. Dr. Töpel und ich landeten an der Mole der Peruvian Corporation bei leichter Dünung; doch rings an der nackt-felsigen, zerrissenen, teils schräg ansteigenden, teils plateauartig geformten Küste arbeitete die spritzende Brandung mit großem Eifer. Die Stadt liegt recht malerisch auf Hügeln; höhere Berge bilden einen in Kulissen ziehenden Hintergrund. Der grüne Schimmer, der jetzt das Bild verschönte, und der viele Vögel sowie verwildertes Vieh anlockt, verschwindet während der größeren Jahreshälfte. Auf den Küstenbänken lagerten weite Schichten hellen Sandes, den der Wind gelegentlich in Tromben aufrührte. Weiße Flecken, die man gewahrt, sollen Guano sein. Wir bemerkten wieder Taucherenten in großen Scharen. Abermals machte ich den Landausflug mit dem Doktor. Zunächst besuchten wir einen jener Herren Chefs (sie sind recht häufig Landsleute), die mit einer kühlen Opferfreudigkeit fragen: „Was kann ich für Sie tun?" und dann, wenn man ebenso freundlich erwidert, daß man keiner dahingehenden Anstrengung benötige, diese Auslassung, höchst befriedigt, in vollem Maße sich zu nutze machen. Dieser Herr bewohnte ein sehr schönes Haus, dessen Patio bei der großen Hitze aufs lustigste durch ein mächtiges Velarium gekühlt wurde. Wir gedachten einige hübsche Felle zu kaufen, fanden aber keine, dafür die sandigen Straßen langweilig und das Volk auf ihnen wieder bemerklich ungepflegt. Die Plaza zeigte spärliche Bäume; die Hauptkirche, aus Holz mit Tonnengewölbe, wirkte recht nüchtern. Wo man schafft und bewässert, wächst aber etwas. So entdeckten wir in der Nähe des wohltuend gut gehaltenen Hauses des mexikanischen Konsuls einen öffentlichen Garten, der durch schöne Gummibäume, gelbblühende Baumwollsträucher,

Hibiskus und blaue Winden angenehm sich von der Wüste ringsum unterschied; in deren tiefen Ravinen machte, je weiter nach der Stadt zu, desto mehr, ungeniert weggeworfener Unrat die Umgebung höchst widerwärtig. Nicht uninteressant war das zwischen die Felsen, namentlich durch einen gegen die Brandung schützenden hohen Rücken, fast bassinartig eingeklemmte Seebad. Damen und Herren, wie es schien, alt und jung, hoch und gering, weiß und braun, tummelten sich scharenweise darin. Ein unheimlich weites und schwarzes Badekostüm nebst breitem Strohhut sorgte mit unbestreitbarem Erfolg dafür, auch die niedlichsten Nymphen reizlos erscheinen zu lassen.

In Mollendo luden wir unseren Guano wieder aus. Ehe wir diesen letzten peruanischen Hafen verließen, erhielten wir Besuch aus Arequipa, eine ganze Gesellschaft junger Leute, darunter eine etwas deutsch sprechende geborene Müller. Feine Mädchengesichter zierten diesen höchst fidelen Bruchteil der guten Leute von Arequipa fast ohne Ausnahme. Wir bekamen in Mollendo unseren ersten und einzigen Damenpassagier mit, eine Altonaerin, die im jugendlichen Alter einen Bolivianer geheiratet hatte. Recht herzleidend, wie es schien, kam sie von La Paz herunter, um sich in Deutschland zu erholen.

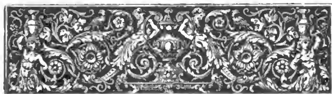
Am 23. November nahmen wir von Peru Abschied und verfolgten unseren Kurs nach Chile.



Ein Freund des „Kosmos“



Blick von der Oroya-Bahn auf die Stadt San Mateo.
(Peruanische Anden)



Allgemeines über Chile in politischer, historischer und geographischer Hinsicht.

Eine Betrachtung zur Gesamtlage des heutigen Chile. — Das deutsche Interesse an Chile. — Leider kein deutsches Geschwader! — Die Gedanken Mr. Roots. — Ein Köder. — Eine orographische Vorstellung. — Die Zonenbildung Chiles von Nord nach Süd. — Die Regenlosigkeit des Nordens. — Der Boden und die Bewohner. — Vorzüge und Fehler der Chilenen. — Das Verdienst der Fremden. — Angelsachsen und Deutsche. — Deutsche Aufschließung Südchiles. — Nostra culpa! — Sünden der Deutsch-Nordamerikaner. — Der „Rest" in Nordamerika als nationaler Baustein. — Die beiden Imperialen. — Nutzanwendung auf Südamerika. — Das Chile der Fugger. — Rule Britannia! — Wert der historischen Reminiszenz. — Was Chile nicht dulden sollte.

Wir sind in Deutschland geneigt, für Chile einen anderen Maßstab der Beurteilung zu wählen, als für die übrigen spanisch-amerikanischen Republiken. Der Ausdruck „Preußen Südamerikas" ist uns geläufig und schmeichelt unserem Selbstgefühl, da wir glauben, durch unsere Militärmissionen ein Scherflein zu diesem Ruhmestitel beigetragen zu haben. Wir halten uns das im peruanischen Kriege, dem sogenannten Salpeterkriege, siegreiche Chile vor Augen, das reichgewordene Chile, den uns befreundeten, kräftigen Staat. Nun ja, an dem

allen ist viel Wahres, aber ein treues Bild gibt es dennoch nicht. Ich bin verpflichtet, sehr viel Gutes über Chile zu berichten, allein ein schlechter Freund wäre der, der nur im Loben sein Ziel suchte. Ich glaube sogar, daß mancher, der mit hochgespannten Erwartungen direkt aus Europa oder auch über Argentinien ins Land kommt, lange nicht so viel Günstiges finden wird als ich, der ich unmittelbar zuvor die Mißwirtschaft in so mancher anderen der Republiken auf der Westhemisphäre sah. Ich fand den Unterschied ganz enorm; ich fand aber auch bald die Ähnlichkeiten, die allen diesen Ländern gemeinsamen Übel, die von dem spanischen Blute — einem Blute, das uns in manchen Zügen fast sympathischer dünkt, als unser eigenes oder das angelsächsische — unzertrennlich zu sein scheinen. Bei kaum einem anderen Lande ist man so geneigt, auszurufen: schade drum! als gerade bei dem schönen Chile. Und leider muß man hinzufügen: Das Übel ist schlimmer geworden. Ich will nicht die Unheilbarkeit behaupten. Es gibt Heilmittel, deren vornehmstes eine kräftige leitende Persönlichkeit wäre, die sich in der Lage befinde, nichts Unpatriotisches dulden zu brauchen. Was wir aber seit der letzten Revolution sehen, ist die zerfahrene Leitung oder vielmehr Nichtleitung seitens zerklüfteter Parteien, eine parlamentarische Mißregierung, gegen die das ernste Wollen so mancher in bedeutenden Stellungen wirkender, von Hingabe und Uneigennützigkeit erfüllter Männer nicht aufzukommen vermag. Hoffen wir, daß der neue Präsident, wieder ein Montt, mehr ausrichte!

Vor Jahren hat es besser gestanden, und dabei sind die erstaunlichsten Fortschritte gemacht worden, deren Wirkung uns noch heute imponiert, obwohl wir hier

ebensowenig wie in Mexiko auf die elementare Umgestaltungskraft eines Japan schließen dürfen. Auf seiten der Revolution befanden sich die besten Männer, sie war vielleicht unvermeidlich, aber die Folge bestand in einer Durcheinanderschüttelung der politischen Organisationen, von denen das Land sich noch nicht erholt hat und vermutlich auf lange nicht erholen wird. Hingegen schien eine neue Revolution nach bisherigen Mustern den Kennern des Landes ausgeschlossen zu sein. Der große Reichtum, der seit dem Kriege durch Beschlagnahme der Salpeterdistrikte ins Land kam, hat nicht segensreich gewirkt; Chile hat sich gewöhnt, leicht und angenehm vom Salpeter zu leben, das Geld ward zum Teil verschleudert und verschwand da und dort in Taschen, in die es nicht hineingehörte. Daher sehen wir heute, trotzdem das Land reich sein könnte, die Stockung der wichtigsten Projekte aus Mangel an Mitteln und Gleichgültigkeit gegen die Folgen; wir sehen eine Emission von Papiergeld, die allgemeine Verurteilung findet; wir sehen künstliche Kursherabdrückung, damit einzelne Persönlichkeiten ihren Salpeter oder ihre Ernten besser verkaufen können; wir erleben das Schauspiel, daß die Bank von Chile dem ihr verschuldeten Fiskus den Kredit versagt und die Regierung die Gehälter in einer Unmenge von Scheidemünzen auszahlt; es kommen soziale Unruhen infolge von Teuerungen vor, usw.

Fast nirgendwo fällt die priesterliche Macht äußerlich so ins Auge, als in dem sonst von so eifrig liberalem Geiste und vom Vorwärtsstreben beseelten Chile, ein Widerspruch, der schier ebenso stark ist, wie die straffe militärische Ordnung und Reinlichkeit in niederen Elementen des Heeres, deren früheres Dasein von Natur

so sehr zur Unordnung und Schmutz neigte, wie nur bei irgend einem der spanischen Mischvölker.

Man weiß nicht, was einst im Lande die Oberhand behalten wird, das Gute oder das Schlimme. Langjährige Bewohner des Landes urteilen darüber ganz entgegengesetzt. Aber selbst von Optimisten und treuen Chilefreunden hörte ich die Ansicht aussprechen, die chilenische Rasse sei nicht fähig, aus eigener Kraft auf die Dauer ein tüchtiges Staatsgebilde zu schaffen, noch werde sie sich im Kampfe um die Existenz gegen die fremden Rassen halten können. Ich darf mir, auf Grund meiner kurzen Bekanntschaft mit dem Lande, hierüber kein Urteil anmaßen. Der Wirrwarr der Parteien, den ein mangelhaftes Wahlsystem begünstigt, die offenbar unter großen Mängeln leidende Verwaltung und Rechtspflege lassen keine günstigen Schlüsse zu; andrerseits sieht man wieder, daß ein Teil Indianerblut, wohl besonders das araukanische, der chilenischen Rasse manche Eigenschaft der Überlegenheit im Verhältnis zu den übrigen stärker indianischen Mischrassen zugeführt hat. Die natürliche hohe Intelligenz des Chilenen, der kräftige Körperbau, speziell des weiblichen Geschlechts, lassen dabei schwer den Glauben an eine degenerierende Rasse aufkommen. Ein Hauptfehler des großen Landes ist sein Menschenmangel. Die Regierung will gern arbeitstüchtige Elemente heranziehen; der Selbsterhaltungstrieb der eingeborenen Rasse aber steht, wie man wohl begreifen kann, dem Fremden nicht günstig gegenüber, und der Klerikalismus nährt diesen entwicklungsfeindlichen Instinkt, zumal dann, wenn es sich um protestantische Einwanderung handelt. Daraus erklärt sich das neuerliche Überwiegen der italienischen Einwanderung wenigstens teilweise.

Die Tüchtigkeit des Chilenen zeigt sich vor allem auf militärischem Gebiete. Was ich von der Marine sah, hat mir einen ebenso guten Eindruck gemacht, als das Pacific-Geschwader der Nordamerikaner, und was das Landheer anbetrifft, so habe ich Leistungen gesehen, die sich schlechterdings neben die deutschen stellen lassen. Zwar sah ich nur Lehrtruppen, da ich gerade in die Stille kam, während derer der eigentliche Truppenkörper nach den Schlußmanövern, die der sechsmonatlichen Ausbildung folgen, entlassen war; allein die Berichte fremder Offiziere, die gerade diesen jüngsten Manövern beiwohnten, lauten so anerkennend, ja bewundernd, daß man an der Leistungsfähigkeit der gesamten militärischen Maschine kaum zweifeln darf. Deutsche Offiziere schätzen die Anstelligkeit, die Schnelligkeit der Auffassung des chilenischen höher als die des deutschen Durchschnittssoldaten ein; allerdings nicht durchweg im gleichen Grade die Zuverlässigkeit. Ohne weiteres darf man auch annehmen, daß ein halbes Ausbildungsjahr zu kurz ist, sonderlich für die Spezialwaffen, trotzdem jenes Lob sich besonders auch auf die Gebirgsartillerie bezog. Man gedachte Anstrengungen zu machen, die nominelle allgemeine Wehrpflicht mehr und mehr zu einer tatsächlichen zu gestalten, was im Interesse Chiles sehr zu wünschen wäre. Chile hat strategische, wie große wirtschaftliche Schwächen gegenüber dem aufstrebenden, gewaltigen Argentinien und scheint die Zeit versäumt zu haben, sich eine beherrschende Position zu sichern; die getroffene friedliche Verständigung, an sich das Allervernünftigste, namentlich in bezug auf etwaige, von außen kommende gemeinsame Gefahren, dürfte schließlich mehr auf den Vorteil Argentiniens, als den Chiles hinauskommen. Auch der englische Un-

parteiische, der die letzte Grenzfrage der beiden Nachbarn entschied, hat, was die Folgen betrifft, Argentinien den größeren Dienst geleistet.

Nichtsdestoweniger würde jedweder Gegner im Kampfe mit Chile eine harte Nuß zu knacken haben. Chile müßte nur energischer an den Ausbau einer die Verbindung mit den Salpeterdistrikten des Nordens sichernden strategischen Bahn gehen. Diese Bahn müßte innerhalb der Küstenkordillere, also geschützt gegen Angriffe von See her, laufen. Wer die Salpeterdistrikte nimmt, trifft vorläufig Chiles Lebensnerv, und da Chile dies weiß, begreift man um so schwerer die Gleichgültigkeit gegen diese Gefahr. Der durchgreifende Patriot, der alles Errungene zu sichern weiß, fehlt eben noch!

Aber wenn einmal der Salpeter versagt? Sollte dies während einer langen, absolut friedlichen Epoche erfolgen, wäre das Unglück vielleicht nicht so schwer, wenigstens nicht für den Charakter des Chilenen, der dann gezwungen sein würde, härter zu arbeiten und die segensreichen Schätze, die ihm ehrlicher Schweiß in der Bodenkultur des übrigen, teilweise prachtvollen Landes in Aussicht stellt, dafür zu erringen.

Wir Deutsche nehmen also ein lebhaftes Interesse an Chile, an einem starken, unabhängigen Chile. Unser kommerzieller Güteraustausch, unsere Beziehungen infolge der fast reindeutschen Kolonisierung Süd-Chiles lassen uns dies wünschenswert erscheinen. Dazu tritt persönliche Sympathie, die durch Entsendung militärischer, wie akademischer Lehrer ihren Ausdruck fand. Auch bei der Militärmission ist nicht alles Licht gewesen, mancher Schatten hat sich mit eingemischt, doch im großen und ganzen haben wir dem Staate Chile dadurch, daß wir

ihm die Beispiele lieferten, einen hohen Dienst geleistet. Wenn unser Landsmann, der treffliche General Körner, in einer Rede, die ich mit anhörte, das Hauptverdienst den chilenischen Eigenschaften zuschrieb, so wollte er eben ausdrücken, daß ohne diesen Nährboden auch die gute deutsche Saat nicht hätte aufgehen können. Es ist erfreulich, wie deutsch diese Herren drüben geblieben sind, und bemerkenswert, welche Liebe sie zu Chile, vor allem zum Lande, aber auch zu den Leuten gefaßt haben. Nicht jeder Chilene mag dies im richtigen Lichte sehen, doch der großartige Empfang, der dem, gegen sein persönliches Verlangen nach ruhigerem Leben, wieder nach Chile zurückgekehrten deutschen General zuteil ward, bewies, wie überwiegend man seine Kraft für das Land, das ihm ein zweites Vaterland geworden, zu schätzen wußte. Möge ihm und dem Lande einst der geeignete Nachfolger beschieden sein, der auch fernerhin das Feld zu beackern versteht!

Während meines Aufenthaltes in Santiago schrieb ich: „Was den nordamerikanischen Einfluß betrifft, so scheint er in Chile vorerst, bei den relativ geringen Beziehungen zu den Staaten, keine solche Rivalitäten gegen deutsche Interessen anzubahnen, wie weiter im Norden. Ich möchte aber doch das Wort „scheint" betonen. Unzweifelhaft wirken auch hier hinter den Kulissen geschäftige Hände, die ihren Druck erwidert finden. Die geradezu herzliche Begrüßung, die dem ersten Besuche unseres kleinen „Falken", vergleichsweise gegen die des etwas auffallend gleichzeitigen Besuches des nordamerikanischen Pacificgeschwaders in Valparaiso, und den beiden Vertretungen dann in Santiago zuteil ward, darf uns darüber nicht hinwegtäuschen. Schade, daß wir nicht gelegentlich

ein stattliches Geschwader die Westküsten besuchen lassen; die Wirkung würde heute eine günstige sein. Nur nicht ängstlich! Den Deutschen der ganzen Westhemisphäre, nicht am wenigsten den treu dem chilenischen Staate angehörenden Deutschen, könnte aber mit solchem Beweise regerer Teilnahme ein wesentlicher Dienst geleistet werden, und damit dem alten Vaterlande selbst."

Inzwischen haben sich nun die „geschäftigen Hände" deutlicher offenbart. Das Wort „scheint" erwies seine Berechtigung. Die südamerikanische Reise des nordamerikanischen Staatssekretärs Root hat auf manches ein helles Licht geworfen. In einer Rede, die er, nach den Staaten zurückgekehrt, vor seinen Anhängern und Bürgern deutscher Abkunft in Kansas City hielt, sagte er u. a.: „Zur Zeit des südamerikanischen Unabhängigkeitskampfes sympathisierten die Vereinigten Staaten mit dieser Bewegung und führten ein völliges Einvernehmen mit Großbritannien bezüglich eines gegen die Heilige Allianz gerichteten Vorgehens herbei, die eine Teilung Südamerikas plante. Die bekannte Erklärung des Präsidenten Monroe stellt es für immer klar, daß die Kosten eines europäischen Angriffs größer sein würden als irgend ein Vorteil, der durch einen Angriff, selbst wenn er erfolgreich sein sollte, gewonnen werden könnte. Keine Heilige Allianz droht jetzt mit einer Teilung Südamerikas, keine europäische Kolonisation an der Westküste droht, uns jetzt vom Stillen Ozean abzuschließen, aber es bedarf keiner prophetischen Gabe, um zu sehen, daß andere Gelegenheiten zur Anwendung der Lehre Monroes (Notabene der seit der Venezuela-Affäre erweiterten, die jede Differenz nur durch Vermittlung der Vereinigten Staaten zu erledigen erlaubt) noch entstehen können. Der Grundsatz

der Monroe-Doktrin ist ein ebenso weiser Ausdruck des heute geltenden gesunden politischen Urteils und eine ebenso wahre Kundgebung der Gefühle und Instinkte des amerikanischen Volkes; er ist noch ebenso lebenskräftig, wie es am 2. Dezember 1823 der Fall gewesen ist." Root, so berichteten die Blätter, ging dann in seiner Rede auf die Möglichkeiten zur Ausdehnung des Handelsverkehrs ein und erklärte, obwohl England, Deutschland, Frankreich und Spanien bereits dort tätig seien, so böte Südamerika doch ein so reiches und ausgedehntes Gebiet dar, daß es mit zunehmender Einwanderung und Entwicklung einen Markt für den Handel der Welt liefern würde wie der Orient. Tausende von Deutschen ließen sich bereits in Südbrasilien nieder. Die Deutschen seien in Brasilien höchst willkommen und dort ebenso nützliche und gute Bürger wie in Nordamerika; er hoffe, daß noch viele Deutsche nach Brasilien gehen und mit ihren Bürgertugenden an dem Aufbau ihres Adoptivvaterlandes weiter arbeiten würden. Die Nordamerikaner sollten sich über die Bedürfnisse der Südamerikaner unterrichten und ein Kreditsystem einrichten, das zu den besonderen Verhältnissen der in Frage kommenden Gebiete passe. Sie sollten in jeder Hauptstadt, wo Kapital in größerem Umfange nötig wäre, eine amerikanische Bank gründen und Kapital zur Verbesserung der Verkehrsmittel anlegen, wofür er die Hilfe des Staates empfehlen würde, usw.

Diese historische Exkursion betreffs der „Absichten" der Heiligen Allianz, die überhaupt zu keiner politischen Aktion führte, mag billig angezweifelt werden; jedenfalls wäre die Heilige Allianz kaum in der Lage gewesen, sie in die Wirklichkeit überzuführen, so daß es geradezu lächerlich klingt, jene angeblichen Absichten als eine wirklich einmal

vorhanden gewesene Gefahr hinzustellen. Für uns aber ist der Gegensatz interessant, in welchem der nordamerikanische Staatsmann herablassend die Ansiedlung von Deutschen in Brasilien willkommen heißt, doch von „europäischer Ansiedlung an der Westküste“ nichts wissen will. In Chile ist nur die deutsche Kolonisation von Bedeutung. Für Brasilien hielte die nordamerikanische Politik hiernach weiteren deutschen Zuzug entweder für ausgeschlossen oder sonst für politisch ungefährlich, als Vorfrucht für spätere nordamerikanische Interessen vielleicht sogar für nützlich. In Chile aber erscheint er ihr als Gefahr (siehe auch Panamá-Kanal-Hoffnungen), die durch scharfe Bedrohung rechtzeitig abgewendet werden soll. Diese Worte genügen, um die nordamerikanischen Gedanken und Absichten mit Schärfe zu beleuchten.

Am 17. Januar 1907 nahm die chilenische Kammer einstimmig den durch Root hingeworfenen Köder an, in Washington eine chilenische Botschaft zu errichten. Roosevelt erklärte, Chile müsse, wie die anderen südamerikanischen Großstaaten, an der Leitung der Geschicke des amerikanischen Kontinents ebenso gebührend teilnehmen, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika selber.

* * *

Die Republik Chile umfaßt in der Hauptsache einen langen, langen Kontinental-Küstensaum von ungeheurer Nord-Süd-Ausdehnung. Der Anschaulichkeit halber vergegenwärtige man sich die Cimbrische Halbinsel, etwa im Durchschnitt so breit, wie Holstein an der breitesten Stelle, und nun nördlich bis zur Höhe des Nordkaps, südlich annähernd bis in die Nachbarschaft der Sahara ver-

längert, dann erhält man eine ungefähre Vorstellung von der bandartigen Form des Landes. Man versinnbildliche sich weiter an Stelle der Ostseeküste ein steilschräges Gebirgsdach, das von Süden nach Norden von 1000 Metern zu der gewaltigen Erhebung von über 5000 Metern (wenn auch nicht regelmäßig) ansteigt, nach Osten zu unabsehbaren Ebenen sich allmählicher senkt, dagegen nach Westen in einigen Absätzen steil aus seiner Erhabenheit abstürzt, um dann unter der Meeresfläche — hier also die des Stillen Ozeans — teilweise bis zu der fast ebenso furchtbaren Tiefe von 4000 Metern in weiterer Schrägung niederzuschießen. Jetzt ergibt die Vorstellung des Küstenlandes von Chile ein unendlich langes, schmales Gesimsband, das sich annähernd in halber Höhe an einem bis etwa 10 000 Meter hohen Gebirgswall hinzieht. Ja, auf kurze Strecken, wenn man z. B. die Aconcagua-Höhe und die Tiefe der Bruchspalte 60 bis 100 Kilometer westlich von Taltal bis Valparaiso 6- bis 8000 Meter einbezieht, ergibt sich ein Höhenunterschied von fast 15 000 Metern!

Natürlich ist dies orographische Bild eines Stückes Erdrinde in Wirklichkeit kein so einheitliches, doch es ist brauchbar zum Hilfsmittel für die Vorstellung.

Dies Saumgebirge — der mit Vulkanen besetzte Rücken der Kordilleras de los Andes, dessen häufige Erschütterungen einen Explosionen erzeugenden Zutritt von Wasser in unterseeische und unterirdische Verbindungen erhitzter Schichten verständlich erscheinen lassen (wenn auch kosmische Ursachen mitspielen mögen) — zeigt namentlich in Nordchile den steilen Randabfall, mit niedrig vorgelagerter aber noch steilerer Küstenkordillere. In Mittelchile bildet die Hauptkordillere teils selbst den nicht allzu

hohen Küstenrand (bei La Serena), teils tritt sie bei schroffem Abfall weiter zurück und umschließt dann abermals mit der Küstenkordillere die tiefere, lange Senkung von Mittelchile, die sich am Golfe von Ancud unter die Oberfläche des Meeres verliert, wodurch nun in Südchile der Westrand der Kordilleren als labyrinthisches Gewirr von Felseilanden erscheint.

Allerdings rechnen die Geologen dieses südliche, Patagonien einfassende und über das Feuerland sich erstreckende Gebirge nicht mehr dem geschlossenen Hauptstock der Zentralkordillere zu.

Wir sehen Chile also in drei Teile zerfallen, in den regen- und daher fast vegetationslosen Norden, in das mit ausreichenden Niederschlägen gesegnete fruchtbare Gebiet von Mittelchile und in den kühlen, regnerischen, erst wald-, dann niederholzreichen Süden, der die oft triefende, aber teilweise tropisch üppig wuchernde Vegetation bis in die antarktische Nachbarschaft bewahrt.

Die Regenlosigkeit des Nordens erklärt sich, wie ich schon bei Peru sagte, daraus, daß die bereits bei ihrem Hinstreichen über das heiße Südamerika reichlich vom Wasser befreiten Winde des Atlantischen Ozeans in der Hochregion der Anden ihre letzte Feuchtigkeit verlieren und dann, soweit sie sie übersteigen, nur als kalte ausgetrocknete Fallwinde zur Pacificseite gelangen. Die hier aufsteigende pacifische Feuchtigkeit aber verdichtet sich erst in größeren Höhen (sehr wechselnd von 500 Metern ab, meist aber erst weit darüber) zu Regenwolken, die sich an den Bergwänden und über den Hochebenen entladen, während die niedrigere Küste nur Nebel erhält. Diese periodischen, strichweise täglichen Nebel lassen an einigen Stellen etwas Vegetation gedeihen, hauptsächlich Kaktus-

familien, sowie die freilich oft kümmerlichen Tamarugenbäume und vereinzelte Strauch- und manche Blumenarten. Zu wirklichem Regen aber kommt es in Zeiträumen von vielen Jahren nicht, und dann oft kaum nennenswert. Wenn dem anders wäre, hätten wir eben den Chilisalpeter nicht.

Daß ein so eigentümlich gestaltetes, klimatisch verschieden geartetes Land ein höchst interessantes sein muß, liegt auf der Hand. Diese Verschiedenheit und Eigenart des Bodens bedingen eine solche der Menschen, die sich auf ihm entwickeln. Naturgemäß ist deren Zahl nach Norden wie nach Süden zu recht spärlich; selbst die Mitte erscheint noch keineswegs übervölkert.

Trotz der Lethargie, in die seit der Unterwerfung durch Pedro de Valdivia die spanische Abgeschlossenheit auch dieses Land verfallen ließ, hat sich gerade hier das aus der spanischen Rasse entwickelte Chilenentum eine gewisse Tatkraft gewahrt, die den Chilenen mit an die Spitze der sowohl mit unvorbereiteten Sprüngen als auch in trägem Stocken marschierenden Staatsgebilde des spanischen Amerikas brachte, so daß wir Chile heute — soweit es mit seinen 4 bis 5 Millionen Menschen bewohnbar ist — und von einigen Rückständigkeiten abgesehen, völlig als ein im europäischen Sinne zivilisiertes Land betrachten dürfen. Etwas mag dies der erwähnten guten indianischen Beimengung und Beimischung zu danken sein. Viele Begabung, ausgeprägte Energie, viel persönliche Liebenswürdigkeit ist vorhanden; allein das Stetige, das Systematische, an dem alle Hispano-Amerikaner Mangel leiden, fehlt häufig. So finden wir trotz unleugbarer Fortschritte im Vergleich zu blutsverwandten Nachbarn dennoch auch hier

viel vergebliches Ringen. Was Chile geworden ist, verdankt es in erster Linie der Führung und der Kraftzufuhr durch die Fremden, deren Zahl heute etwa 100 000, davon ein Zehntel Deutsche, sein mögen. In diesem Zehntel ist aber nicht der gewaltige deutsche Einschuß mitgezählt, der seit über ein Menschenalter nun schon der Staatsangehörigkeit nach einen Teil des Chilenentums bildet.

Angelsachsen und Deutsche waren die Entwickler Chiles; ohne sie würde von dem heutigen Kulturzustande Chiles nicht die Rede sein können. Durch sie ganz besonders ward Chile zum „Musterstaat" Südamerikas.

In den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fand die Aufschließung des südlichen Mittelchiles infolge deutscher Einwanderung statt. Die Anziehungskraft Nordamerikas machte ihr ein Ende. Was haben wir an Nordamerika verloren! Aber Germania mag an ihre Brust schlagen und klagen: mea culpa! mea maxima culpa! Ja, Germania, deine Kinder haben starke Fehler, und die mit deinen Fehlern Behafteten hattest du zudem schlecht erzogen, und wie jede schwache Mutter, hast du in späteren Tagen dann schwer an der Entartung deiner Sprößlinge zu tragen gehabt!

Die Deutsch-Nordamerikaner haben die heutigen, in ihrer chauvinistischen Politik anmaßenden, die Welt bluffenden und brutalisierenden und nach deren Unterwerfung strebenden Unionsstaaten mit aufgebaut durch ihr eigenes arbeitsames Fleisch und Blut. Deutsch-Amerikaner, Mutter Germania hätte sich über euch freuen können, wenn ihr, die ihr doch auf eine aussichtsfreiere politische Warte gestellt waret, als eure zurückgebliebenen Heimatge-

nossen, eure Geschlossenheit, eure Sprache besser bewahrt, wenn ihr das heimische Gerechtigkeitsgefühl, das in euch lebte, nicht international vergeudet, sondern national und politisch auch auf das Land eurer Eltern angewendet hättet! Weder gerecht, noch dankbar, noch klug genug wart ihr. Was half es, daß manche unter euch anders dachten und strebten als die träge Masse, die mit dem rein materiellen Ziel höchstens eine wenig fruchtbare Sentimentalität zu verbinden verstand? Hättet ihr ein starkes Nationalgefühl, einen Nationalstolz besessen, wäret ihr jetzt Herr im Hause und nicht der Angelsachse, und von einer ernsten Gefährdung eures Ursprungslandes, als unabhängige und deshalb wirklich freie Macht unter anderen Weltmächten, einer Gefährdung, die — zumal allerdings dank eigener Unfriedlichkeit im Innern, dank geographischer Lage und Kleinheit des ererbten Bodens — heute tatsächlich besteht, hätte nimmer, trotz dieser heimischen Fehler, die Rede sein können! Wirtschaftlich habt ihr uns viel genützt, wirtschaftlich aber haben wir durch euch auch viel verloren, und wirtschaftlich ist auch die Ursache der Gefahr, die ihr mithalfet gegen uns heraufzubeschwören.

Freilich! Ihr könnt sagen: „Was verlangt ihr denn von uns, wenn ihr selber nicht imstande seid, euch zu disziplinieren?“ Freilich! Und daher wiederhole ich es schmerzlich: nostra culpa! nostra maxima culpa!“

Und es ist ja auch ein Rest geblieben, hüben wie drüben, und diesen Rest müssen wir hüten, wie einen Talisman und ihn als Grund benutzen zum Aufbau einer deutschen Burg, die keine fremde Völkerwelle je hinwegzuspülen vermag. Bei uns ist es wohl mehr als Rest, es ist noch ein gutes Stück festgefügtes Fundament, an dem jeder Mann, der im richtigen Moment die per-

sönlichen Ansprüche zurückzudrängen und die Nation über die Partei zu stellen versteht, seinen Anteil hat.

Der Rest aber, der drüben blieb, er darf nicht um ein Körnchen mehr geschmälert werden, sondern muß als Kristallisationskern stärker und stärker wirken. Der Rest des nicht verlorenen, anno 1870 wieder entfachten deutschnationalen Empfindens inmitten einer anders denkenden Welt. Er allein kann es machen, daß wir sagen dürfen: Ganz verloren war unsere in edler Begeisterung durchgeführte Beteiligung an dem, unserer Meinung nach nur der Befreiung leidender Mitmenschen gewidmeten Bürgerkriege der Nordamerikaner, unsere gewaltige Kräftezufuhr zum Ausbau ihres Riesenstaates denn doch nicht! Jener Rest aus unvertilgbarer Liebe auch so manches drüben Geborenen zur Mutter, zu den Lauten, die seine ersten bewußten und teuersten Seelenregungen zum Ausdruck brachten, — jener Rest aus der Tätigkeit einzelner treuer, weitblickenderer Männer — aus der vom Mutterlande gelieferten kräftigen Geistesnahrung — aus den Anregungen einer sonst in ihren Ansprüchen oft mit Recht verspotteten Vereinscliquelei, zumal der Hilfs-, Gesang- und Turnvereine — ja selbst der Rest aus den einzelnen Goldstäubchen der vererbten Sentimentalität — dies alles zusammen hat uns vor einem vollständigen Verluste bewahrt!

Manches ist ja inzwischen geschehen, um die Kristallisation zielbewußt herbeizuführen. Tüchtige Männer und Organe der Presse wirken in diesem Sinne. Auch die Reise des Prinzen Heinrich von Preußen im Jahre 1902 muß hier unbedingt mitgezählt werden. Ich bezweifle aber, ob immer nur die richtigen Kräfte an der Arbeit waren, und will hoffen, daß sie es heute sind.

Und es muß noch viel, viel mehr geschehen, damit drüben eine feste Phalanx entstehe, die ohne die Förderung des Interesses des großen Staates, dem sie in vollem Rechte und auch in voller Hingebung angehört, aufzugeben, ja gerade mit aus diesem Grunde, entscheiden kann und wird: Nichts gegen unseren Willen! Keine Vergewaltigung unseres Ursprungslandes! Niemals ein Blutvergießen zwischen ihm und uns!

Dann wird der Imperialismus drüben, der mit dem englischen, zum schließlichen Schaden des britischen Mutterlandes unter einer Decke spielt — seine Rolle beendet haben.

Jeder Imperialismus hofft den anderen zu besiegen, indem er ihn zum Kampfe gegen das Deutsche Reich reizt, bei dessen Zermalmung jeder sich die stärksten Zähne auf langehin stumpf beißen müßte.

Bruder Jonathan sagt: „Bruder John, dir ist er am unbequemsten, also bist du der nächste dazu.“ Und wir — weil wie Bruder Johns halbbereites Schwanken spüren, überschütten Jonathan mit Zärtlichkeiten, der nun die Gelegenheit kaltblütig benutzt, um sich Felder anzueignen, auf denen die beiden anderen ihre Saat bestellt hatten; vor allem die deutschen Felder, denn hier braucht am wenigsten Rücksicht genommen zu werden, und diese Schädigung trifft langsam, aber sicher den Lebensnerv, der die erwünschte Schwächung herbeiführen muß.

Das, Deutscher, ist der Sinn der nordamerikanisch-imperialistischen Arbeit in Südamerika! —

Doch zurück zum Kapitel! Ich will nicht sagen „zum Thema“, denn alles, was ich hier beschrieb, gehört zum Thema. — Doppelt muß uns nun ein bekümmerndes Gefühl beschleichen, wenn wir bedenken, daß Deutsche

einst einen zweifellosen Besitztitel auf Chile besaßen, Jahrhunderte, bevor der anmaßendste Ausspruch einer einzelnen Nation, die Monroe-Doktrin, den anderen Nationen wie ein Geßlerhut aufgepflanzt wurde. Es war ein Fugger, dem Kaiser Karl V. 1526 das Besitzrecht auf das erst vor kurzem entdeckte Chile verpfändet hatte. Aber die Fugger fanden nicht Mittel und Wege zur Ausnutzung ihrer Gerechtsame. Dann brach 1535 d'Almagro von Peru her ein, und erst ungefähr 1541 setzte sich im Auftrage Valdivias auch der Deutsche Bartholomäus Blum fest, aber als Spanier unter dem übersetzten Namen Flores. Pedro de Valdivia unterwarf dann Chile, bis im südlichen Mittelchile die Araukaner seinem weiteren Vordringen sich entgegenstellten.

Deutschland zerfleischte sich im Reformationskriege; die Hansa war niedergegangen; der Atlantische Ozean wurde zum Tummelfeld der seefahrenden Nationen. Allein dem heiligen römischen Reich deutscher Nation blieb der Ozean ein unverstandenes Gebiet. So erscholl denn nach dem Verschwinden sämtlicher übrigen Mitbewerber triumphierend das „Rule Britannia, rule the waves" in allen Meeren der Welt. Noch heute erschallt es, und wird als ultima ratio gewaltig anheben, wenn das Ausspielen Deutschlands oder Japans die Partie gegen den großen Rivalen auf dem Kontinent der Mitte nicht die Rettung des imperialen britischen Weltreiches billiger verschafft. Den Regulator gegen unerwünschte deutsche Erfolge, Frankreich, glaubt die englische Staatskunst in jeder ihr beliebigen Stunde zur Anwendung bringen zu können.

Der einstige deutsche Besitztitel auf Chile ist also nichts als eine historische Reminiszenz geblieben. Auch

diese hat nur einen Wert für uns; nämlich den, aus einer unwiederbringlichen Vergangenheit Lehren für gegenwärtiges und künftiges Handeln zu ziehen. Und in solchem Sinne dürfen wir uns wohl mit einem anstachelnden Unbehagen daran erinnern, was hätte sein können, wenn die Deutschen sich nur halbwegs den Aufgaben einer großen Nation gewachsen gezeigt hätten. Was würde aus einem Chile mit deutschem statt spanischem Grundstock geworden sein! Die Welt hätte ein auf deutschem Fundamente längst zur Reife entwickeltes Südamerika gehabt. Und nicht nur das!

Deutsch, statt der Sprache der Angelsachsen, wäre ungeachtet seiner geringeren Eingangsfähigkeit auch das geistige Band des Welthandels. Es hat nicht sollen sein. Wir haben jetzt nicht das Recht, jemand anders zu zürnen, als uns selber. Wir müssen die größere angelsächsische Tatkraft voll anerkennen. Aber, was wir nicht anzuerkennen brauchen, nicht dulden sollen, sind die Folgen, die weit über alle Verdienste hinausgehend gerade heute erst gezogen werden, und die auf Untergrabung unseres seit 1866 und 1870 reformierten Nationalstaates hinwirken müssen.

Das heutige Chile aber hat gleichfalls im Interesse seiner Unabhängigkeit alle Ursache, die vorhandene und künftige deutsche Kraftzufuhr sich nicht durch Bedrohung und die von Washington aus geleitete Beiseiteschiebung verkümmern zu lassen.



Die Salpeter-Industrie, ihre Geschichte und weltwirtschaftlich-politische Bedeutung.

Eine Öde, aber eine interessante Öde. — Das Wirtschaftsinteresse für Deutsche. — Der Salpeterkrieg, seine Ursachen und Folgen. — Beteiligung der Engländer an der Ausbeutung. — Nordamerikanische Einmischungen. — Allgemeines Vorkommen des Salpeters. — Ein Deutscher Begründer der Industrie. — Wie und wo der Chilesalpeter gefunden wird. — Schriften zum Salpeterstudium. — Der Caliche, das Wertvolle der Salpeterlager. — Nebenprodukte und andere Funde. — 5 Gebiete. — Das Profil von Tamarugal. — Die verschiedenen Entstehungstheorien. — Die „elektrische Theorie" unter Mitwirkung der Camanchacas. — Künstlicher Salpeter. — Das überwiegende englische Kapital. — Die intelligente deutsche Landwirtschaft. — Einfluß des künftigen Panamá-Kanals. — Die Combinaciones und die Asociacion und Delegacion de Propaganda. — Fiskalische Felder und mögliche Besitzverschiebung zugunsten der Nordamerikaner. — Regierungs- und Landesinteressen an der Salpeterindustrie. — Übertreibung der Dauer. — Politische Gefahren und abermals nordamerikanische Einmischung. — Weiteres über die Bedrohung durch Erschöpfung des Salpetervorrats. — Künstlicher Ersatz durch deutsche Industriebeteiligung. — Die Nebenindustrie der Jodgewinnung. — Was soll und kann Chile tun? — Analoges zwischen dem „Preußen" Südamerikas und dem Deutschen Reich.

Eine abstoßende Öde ohnegleichen stellt man sich vor, wenn man an die Salpeterdistrikte der südamerikanischen Westküste denkt. Diese Vorstellung trifft überwiegend zu.

Nicht richtig aber wäre es, damit den Begriff des Uninteressanten zu verbinden. Dies gilt nicht nur für den an der Salpeterindustrie Beteiligten und den Geologen, nein, für jedermann, der wißbegierig ist. Als Deutsche besitzen wir dazu ein hervorragendes Wirtschaftsinteresse, und deshalb habe ich mir dort einiges angeschaut, um Landsleuten, die sich bisher weniger um diese Dinge kümmerten, davon erzählen zu können.

Der Salpeterboden ging aus peruanischer und bolivianischer Landeszugehörigkeit durch den Salpeterkrieg in den Jahren 1879 bis 1884 an Chile über. Besonders in dem nicht festgelegten Grenzgebiet Atacama zwischen Bolivia und Chile waren neue wertvolle Salpeterlager entdeckt worden, und das sonst nicht wohlhabende Chile hatte dort eine ausbeutende Industrie kräftig begonnen. Bolivia aber schrieb sich allein die Herrschaft zu; es erhob hohe Ausfuhrzölle, die die aufblühende chilenische Industrie zu vernichten drohten. Peru nahm gegen Chile eine zweideutige Haltung an, denn die bolivianischen Salpeterfelder waren seit 1876 durch Vermittlung des Schöpfers der Oroyabahn, Juan C. Meiggs, für den peruanischen Fiskus angekauft worden. Peru stand also hinter Bolivia, und Chile ließ sich das nicht gefallen. Es holte sich als der aktivere Staat, militärisch vorbereitet, wobei der Seekrieg eine entscheidende Rolle spielte, selber sein Recht, und nahm, auf das Kriegsrecht sich stützend, obendrein Peru und Bolivia die Salpeterprovinzen Tarapacá und Antofagasta (Atacama) überhaupt ab und gab auch die Pfandobjekte Tacna und Arika später nicht wieder heraus. Bolivia wurde damit völlig von der Meeresabgrenzung abgeschnitten und zum reinen Binnenstaat gemacht. Chile erlangte nun nicht

nur seine bedeutende Vergrößerung nach Norden, welche einst durch die reiche Metallschätze erschließende geplante Eisenbahn von Arika nach Bolivien besonderen Wert erlangen wird, sondern auch eine Einnahmequelle, die es einstweilen zum reichen Lande machte und die auch heute noch, wie angegeben, die Finanzbasis der ganzen Republik bildet. Als die Salpeteraktien durch den Krieg sehr niedrig standen, wußte das englische Kapital durch kluge Agenten, z. B. durch den „Salpeterkönig" North, die besten Werke in seine Hand zu bringen und das peruanische ganz, das chilenische zum großen Teil zu verdrängen.

In den wiederholten Kriegen mit Spanien waren die südamerikanischen Republiken übrigens Verbündete gewesen, und schon nach dem letzten hatten die Nordamerikaner (1869) sich durch Friedensvermittlung eingemischt, die sie auch während des Salpeterkrieges abermals versuchten. —

Aus dieser kleinen historischen Skizze gehen Wichtigkeit, Verwendung und Fundstellen des Salpeters bereits hervor. Doch wollen wir ihn uns vom wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Standpunkte noch genauer ansehen.

Salpeter ist ein als Düngemittel fast unentbehrliches, salpetersaures Natron, das in der Natur — wenigstens bisher in ausreichender Qualität und Quantität — einzig an der regenlosen Westküste Südamerikas, auf der Breite des südlichen Wendekreises sich gebildet hat. Man will auch Natursalpeter in Sizilien, Ägypten, Südafrika, Kolumbien und in mehreren nordamerikanischen Weststaaten gefunden haben. In Betracht, wenn auch nicht in bedrohlichem, kamen bisher einzig die Funde in Kalifornien.

Der erste, der die industrielle Verwertung des Salpeter anbahnte, war Thaddäus Haenke, ein im

Beginn des 19. Jahrhunderts in Bolivien ansässiger deutscher Apotheker, und zwar, indem er ein Verfahren zur Darstellung von Kalisalpeter aus dem Natronsalpeter von Tarapacá entdeckte. Von hier aus verbreitete sich die Industrie, namentlich als man in den dreißiger Jahren in Europa hinter den Düngungswert des Natronsalpeters gekommen war.

Das Vorkommen des Salpeters in allen Fundgebieten ist so ähnliches, daß man auf den gleichen Bildungsvorgang schließen muß, obschon die einzelnen Gebiete unter sich manche Verschiedenheit zeigen. Man findet ihn meist lager- oder nesterförmig, sowohl in der Pampa, der Steppe, als zum Teil auch in der Küstenkordillere selbst, dann als Imprägnation der Verwitterungsrinde, als Hohlraumausfüllung im Jurakalk und schließlich als Ausscheidung an der Oberfläche der Salare oder Salzsteppen. Nur das lagerförmige Vorkommen in der Pampa hat Interesse für die Industrie. Ich folge hier und in den weiteren tatsächlichen Angaben besonders der Schrift des Dr. Semper und des Dr. Michels über die Salpeterindustrie in Chile, die zum näheren Studium außerordentlich empfehlenswert erscheint.*)

Das natürliche Natriumnitrat, der sogenannte Caliche (spr. Kaliitsche), wird aus einer Salpeterschicht gebildet, die mit Salzen, Sulfaten, Steinen und Erden, von denen sie befreit werden muß, mehr oder weniger gemischt, überdeckt und unterlagert ist. Diese Calicheadern sind 40 bis 80 Zentimeter mächtig und finden sich meist einen bis einige Meter unter der Oberfläche, so daß die Ge-

*) Näheres findet man ferner in „Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika" von Dr. K. Kaerger, in Schriften von Dr. Weitz, Direktor O. Salbach u. a.

winnung stets im Tagbau geschieht. Der praktische Salitrero, der Salpetermann, muß große Erfahrung und Kenntnisse besitzen, sowohl was die Beurteilung vom Vorhandensein und der Abbaufähigkeit von Salpeterlagern, als auch die industriellen Gewinnungsmethoden betrifft. Das scheinbar Einfache ist in Wirklichkeit eine schwierige Wissenschaft, zu der der Geologe und namentlich der Chemiker viel hinzuzusteuern hat. Bedingen die Salze doch auch manche wesentliche Nebenindustrien, unter denen die Jodgewinnung ein besonders wertvolles Produkt liefert. Das Natriumnitrat, also das Wichtige der Caliche, wechselt bei Abbauwürdigkeit zwischen 15 und 65 Prozent, zuweilen, aber selten, ist es fast rein. Daneben ist vor allem Chlornatrium (Kochsalz) in größeren Mengen vorhanden.

Die Salpeterlager erstrecken sich — ganz unzusammenhängend — zwischen dem 19. Grad und dem 27. Grad südlicher Breite über eine Länge von annähernd 800 Kilometern und zwar parallel der Küste, aber immer 80 bis 200 Kilometer von dieser entfernt und in wechselnden Höhen von 600 bis über 2000 Meter. — Boraxsteppen, allerlei Metalle und Erze und in der Hochkordillere an Vulkanhängen mächtige Schwefellager kommen gleichfalls vor.

Man unterscheidet im ganzen fünf Salpetergebiete, die sich, voneinander getrennt, von Nord nach Süd erstrecken. Es fällt auf, daß die Salpeterfelder nicht nach innen, der Hohen Kordillere zu, sondern am Innenrande der Küstenkordillere liegen. Das führt zur Betrachtung der Entstehung der Salpeterlager. Bisher ist die Wissenschaft freilich über diesen interessanten Punkt noch nicht zu einem abschließenden Urteil gelangt.



Der Leiter des deutschen Salpeterwerkes „Chile“.



Eine chilenische Straßenbahn-Schaffnerin.

Es wurde wegen der randartigen Lager an Senkungen und Mulden, welche die Reste einer marinen Flora und Fauna neben Süßwasserbildungen aufzuweisen schienen, angenommen, es habe in prähistorischer Zeit das Seewasser zu Süßwasserbecken Zutritt gefunden. Dann habe die Hebung der Kordilleren und der chemische Prozeß der Sulfat-, Nitrat- und sonstigen Bildungen geschehen können. Auf diese Annahmen hatte sich zum Teil auch die verbreitete und älteste „Tangtheorie" gestützt, die massenhafte Verwesung von Seetang annahm. Sodann brachte sich eine andere Theorie zur Geltung, die auf einer umfassenden Zersetzung von Tieren und deren Exkrementen — Vögeln, Fledermäusen — auf kalkhaltigem Boden, unter Mitwirkung von Mikroorganismen fußte — daher „Mikrobenprozeß" genannt. Andere wieder schoben das merkwürdige Vorkommen der stickstoffhaltigen Substanzen auf die Guanolager der Küste, von denen der aufsteigende Luftstrom der Pacificküste reichliche Teilchen über die Küstenkordillere und in das Sickerwasser aus den großen Salzlagern der Hochkordillere getragen habe. Dieses war die „Guanotheorie". Wieder andere, und das sind die Neueren, halten den Stickstoff der Luft ursachlich für die Bildung. Wie ich schon erwähnte, findet statt Regenfall reichliche Nebelbildung statt, und zwar bei hoher elektrischer Spannung. Der praktische Salitrero erachtet diese Theorie für die zutreffendste. In den allabendlich von der Küste in die Pampa dringenden Nebeln wird hiernach durch die elektrische Spannung der Stickstoff in Ammoniumnitrat verwandelt. Diese Nebel, die „Camanchaca", stören häufig den Telephonverkehr und lassen bei Berührung aus den wollenen Ponchos der Arbeiter knisternde Funken springen. Das Ammoniumnitrat der Luft würde sich

dann mit dem Kochsalz der Steppe zu Natriumnitrat und Chlorverbindungen umgesetzt haben. Die Nebel bilden übrigens für den Steppenwanderer, der die Richtung verliert, zuweilen eine ernste Gefahr. Das sogenannte „Nachwachsen" des Salpeters wird noch heute beobachtet. Einige verknüpfen diese „Elektrizitätstheorie" mit der Guanotheorie. Das sporadische Vorkommen von Salpetermengen in Höhen, in die kein Küstennebel mehr vordringt, läßt die sonst einleuchtende Elektrizitätstheorie nicht lückenlos erscheinen.

Die Darstellung künstlichen Salpeters oder der Stickstoffbindung, die als solcher bezeichnet wird, und die neuerdings in ein nicht aussichtsloses Stadium getreten zu sein scheint, gründet sich ebenfalls auf die Entnahme von Stickstoff aus der atmosphärischen Luft und Mitwirkung der Elektrizität. Auch sonstige Ammoniakverbindungen sollen Ersatz schaffen.

Die Eisenbahnen der Salpeterdistrikte befinden sich, mit Ausnahme einer spanischen, in englischen Händen oder sind in Kapital und Leitung englisch beeinflußt. Von Beginn an sind die hauptsächlichsten Ausbeuter des Salpeters die Engländer gewesen, auch die meisten chilenischen Werke unterstehen ihrem Kapitaleinfluß. Dann erst kommt in ziemlichem Abstande die deutsche Kapitalbeteiligung, und doch ging und geht der meiste Salpeter nach Deutschland, denn außer der geringeren Einfuhr über Bremen und der gewaltigen über Hamburg wandern auch viele, meist unter englischer Flagge, nach „Orderhäfen" am Kanal bestimmte Salpeterladungen schließlich nach Deutschland ein. Der Grund liegt in Deutschlands entwickelter Landwirtschaft. Der englische, keine große Rolle mehr spielende Landwirt wußte mit

der Salpeterdüngung nicht genug Erfolge zu erzielen, während die wissenschaftlich gestützte, intelligente deutsche Landwirtschaft überraschend erfolgreich operierte. Dieser Umstand weist also auch darauf hin, wie Landwirtschaft, Industrie, Handel und Schiffahrt ineinander greifen und ein welch großes Interesse Handel und Industrie daran haben, das deutsche Vaterland vor dem absoluten Industriestaat zu bewahren und ihm eine blühende Landwirtschaft als allseitiges, kernhaftes Rückgrat und eine immer aus sich selbst heraus erneuernde Nährquelle zu erhalten. Nichts Kurzsichtigeres und Unpatriotischeres gibt es, als das gegenseitige Sichbefehden dieser Faktoren vorübergehender Partei- und Einzelinteressen halber!

Deutschland brauchte 1902 direkt über 7 Millionen Zentner, Großbritannien noch nicht $1^1/_2$. Von den über englische Orderhäfen, Holland und Belgien eingegangenen etwa 10 Millionen ist also ferner ein zweifellos großer Anteil Deutschland ebenfalls zuzurechnen. Schon aber machen die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich daran, uns aus dem ersten Verbrauchsplatz zu verdrängen. Sie bezogen 1902 bereits (Ost- und Weststaaten) gut $5^1/_2$ Millionen und haben inzwischen reißende Fortschritte gemacht, die nunmehr zum Eindringen in die Industrie an Ort und Stelle geführt haben, wo bis vor ein paar Jahren nordamerikanische Salpeterwerke ganz unbekannt waren.

Ich erlaubte mir schon im ersten Bande meiner „Amerikawanderungen", Seite 71, der bei uns auch in Fachkreisen herrschenden Meinung, daß unsere Salpeterschiffahrt durch den Panamá-Kanal nicht berührt werden würde, meinen bescheidenen Zweifel entgegenzusetzen. Der überraschend zunehmende Bedarf Nordamerikas kann mich

nur darin bestärken; die Dauer der Ausfuhr vorausgesetzt. An sich freilich werden die großen Segelschiffe nach wie vor auf dem alten Wege mit den Dampfern konkurrieren können, allein der Hauptbedarf wird durch den Kanalweg aufgesaugt werden, und die Beseitigung der heute noch stattfindenden starken Beteiligung der deutschen Flagge im Dampferverkehr der Westhemisphäre zwischen Süd und Nord bildet eins der Hauptziele des nordamerikanischen Imperialismus. Das wird die Kosmoslinie, die übrigens erheblich Salpeter transportiert, die Hamburg-Amerika Linie, die Roland-Linie, usw. als deutsche Linien desgleichen beeinflussen.

Vorläufig sehe ich nicht, woher die rettende Tat zu unseren Gunsten kommen sollte. Und es ist nicht richtig, wenn man im völlig verkehrten Gerechtigkeitsdrange urteilt: Ja, die Nordamerikaner sind doch in ihrem Rechte! Nein, mit Verlaub! Sie sind verhältnismäßig wenige Menschen auf weitem, ertragreichem Boden, den sie immer noch erweitern wollen. Wir sind viele Menschen auf unzureichendem Boden, den wir durch Gewalttat erweitern müßten, wenn die übrige Welt uns nicht die ausgleichende Gerechtigkeit zugesteht, daß wir, soweit wir nicht andere gleichberechtigte Lebensinteressen bedrohen, durch unsere Arbeit und Intelligenz uns friedlich das Maß von Mitteln verschaffen dürfen, das zur Erhaltung und Unabhängigkeit unserer großen Volksfamilie notwendig ist. —

Ein großes Salpeterwerk fördert oder kann fördern jährlich 1 200 000 Zentner für den Handel reinen Salpeters, was ein ungefähres Betriebskapital von 6 Millionen Mark erfordert. Die Rentabilität ist außer von festeren Faktoren, wie Ergiebigkeit der Caliche, Fabrik-

einrichtungen usw., besonders von den im allgemeinen noch niedrigen Löhnen, dem Ausfuhrzoll, der ebenso hoch ist, wie die Kostensumme der ganzen Produktion, und dem Kurs des chilenischen Pesos (16 d.) abhängig. Die Werkbesitzer haben im schlechten Kurse des Pesos ihren Vorteil, da sie mit diesem die meisten Produktionskosten decken, aber nur gegen Gold verkaufen. Wenn auch ein Reinertrag von 26 Prozent nur für günstigste Fälle angenommen wird, so kann man doch auch heute noch die Salpeterindustrie als eine der besten Kapitalanlagen bezeichnen.

Damit die Preise auf der Höhe blieben, bildeten sich Produktionssyndikate, „Kombinationen" genannt, deren erste nach dem Fallen der Preise infolge Rückganges der europäischen Zuckerindustrie entstand. Die vierte, noch heute gültige, ward 1900 gegründet und ist im Frühjahr 1906 abermals auf ein paar Jahre verlängert worden. Die Zusammensetzung dieser Kombination und ihrer Leitung, dem Direktorium der „Asociacion de Propaganda", zeigt die Überlegenheit der Engländer. Im Direktorium sitzen sechs Engländer (darunter der Präsident), zwei Deutsche (einer ist Vizepräsident), ein Spanier und ein Italiener. Dazu kommen als wichtige Personen aber noch überwiegend englische Delegierte, Hafenagenten, Betriebsleiter und sonstige Angestellte, auch bei den chilenischen und noch vorhandenen peruanischen Werken. An der Kombination waren die Engländer mit 55 Prozent Ausfuhrquote beteiligt, danach in folgender Reihenfolge: Chilenen, Deutsche, Spanier und sonstige Nationen zusammen mit 45 Prozent. Deutsche Werke stehen dabei mit 14 Prozent noch hinter den chilenischen.

Wenn auch die Aktien einiger englischen Gesellschaften

in deutschen Händen sind, so überwiegt doch das englische Kapital enorm.

Innerhalb der Kombinationen bestehen einflußreiche Interessentengruppen, so die Gründungen der Firma Gibbs & Co., die Deutschen Salpeterwerke A.-G. Fölsch & Martin Nachf., diese allein 9 Werke mit fast 4 Millionen Zentner (spanische) Jahresquote, das Haus Gildemeister & Co. usw. — Die Nordamerikaner haben sich, wie gesagt, erst in jüngster Zeit beteiligt und zwar durch die starke Firma W. R. Grace & Co.

Große unausgebeutete Vorräte stehen künftig noch zur Verfügung, die möglicherweise gewisse Verschiebungen hervorrufen können. An Besitz privater, als abbauwürdig schon festgestellter Felder stehen die Engländer wieder voran, die Deutschen erheblich selbst hinter den Chilenen zurück. Im Verhältnis zur geringeren Kapitalbeteiligung sind aber die Deutschen mit ihrem Produktionsanteil und dem Anteil an Rohsalpetervorrat gegenüber den Engländern nicht so ungünstig gestellt.

Nun sind da ferner die gewaltigen chilenischen Staatsfelder, von denen ein erheblicher Teil auch bereits untersucht und abgegrenzt wurde. Mit diesen verfügen die Chilenen selber noch (nach Schätzung) über ca. 900 Millionen Zentner gegen 443 Millionen aller übrigen, die Engländer eingeschlossen, und dieser riesige Vorrat dürfte auch, da die Chilenen selber das wenigste davon ausbeuten werden, dem europäischen, ganz besonders aber dem nordamerikanischen Kapital zufallen! Alle Anstrengung dazu wird dies jedenfalls machen. — Eine — vielleicht inspirierte — Handelsnachricht neueren Datums behauptet einen noch vorhandenen fiskalischen Be-

sitz von 10000 Millionen Zentnern, schätzt den Privatbesitz dreißigmal so hoch und folgert einen Vorrat für noch 3750 Jahre! Das widerspräche allen bisherigen Fachurteilen.

Die Zukunft des Weltverbrauches an Salpeter scheint auf länger hinaus sicherzustehen, besonders mit durch die energische Tätigkeit der „Delegacion de Propaganda" in New York. In die Reihe der Salpeter beziehenden Länder ist nunmehr auch das dem Panamá-Kanal abholde, andererseits an ihm interessierte Japan eingetreten, das immer Neigung zeigt, die Rolle der Mitberechtigung geltend zu machen.

Die Häupter der Combinacion und der Asociacion Salitrera de Propaganda, die Engländer, streben jetzt danach, nicht nur das Produktionsmaß, sondern ebenso den Verkauf lediglich in ihre Hand zu bekommen; dagegen wehren sich, bisher mit Erfolg, die nichtenglischen Firmen, die deutschen und der Salpeterhandel in Valparaiso an der Spitze.

Die chilenische Regierung besitzt natürlich das höchste Interesse an der Erhaltung einer blühenden Salpeterindustrie, die ihr allein in der Provinz Tarapacá durch den Salpeterkrieg, wie man schätzen zu können glaubte, nur an direktem Wert ein Objekt von 8 Milliarden Mark überlieferte. Wie bescheiden nehmen sich dagegen die vom Auslande so verunglimpften 5 Milliarden Francs französische Kriegsentschädigung an uns aus, denn Elsaß-Lothringen zurückzunehmen, war ohnehin unser gutes Recht.

Wie die Verhältnisse jetzt liegen, steht und fällt also Chile mit seinem Salpeter, finanziell und demnach auch

sonst. Das vegetationslose, industrialisierte Nordchile ist dazu der Hauptabnehmer und Träger der Ackerbauerzeugnisse von Mittelchile und der Viehzucht von Südchile geworden. Darauf beruhen wiederum wesentlich Küstenschiffahrt und Handel der Nation. Chile wird die Ausfuhrzölle für Salpeter nicht so weit hinaufschrauben dürfen, daß die Produktion lahm gelegt oder auch nur mit ihren Nebenprodukten nicht gehörig ausgenutzt werden kann. Ferner sollte es das fiskalische Salpeterland nur allmählich, dem Bedarfe folgend, abgeben und schließlich auch die Macht der Asociacion Salitrera sich nicht über den Kopf wachsen lassen.

Allein, ungewöhnliche Anforderungen an die Finanzen haben in dieser Beziehung schon einige Male bedenkliche Erscheinungen gezeitigt. Namentlich der Feldverkauf erscheint noch geeigneter, rasch finanzielle Löcher zu stopfen, als eine Zollerhöhung. Die Ausgleiche mit Argentinien haben bisher immer die gefürchtetsten Folgen abgewehrt; auch der Gedanke an staatliche Produktions- oder Handelsmonopole scheint undurchführbar zu sein.

In Washington besteht jederzeit das Streben, die Lage politisch auszubeuten. Die früheren Gelegenheiten habe ich zum Teil erwähnt. Besonders geschah dann abermals eine politische Einmischung in der Revolution gegen Balmaceda 1891, wo die Vereinigten Staaten die Beschwerde der chilenischen Regierung und einen Konflikt einiger Chilenen mit nordamerikanischen Kriegsschiffsmatrosen in Valparaiso derartig drohend aufnahmen, daß Präsident Jorge Montt sich zu einer demütigen Abbitte entschließen mußte. In Chile ist noch manches unvergessen; allein wo bleibt Europa, wenn Chile vor ernste Alternativen gestellt wird? Die Verhältnisse sind ja seit

damals noch viel diplomatischer zu behandelnde geworden!

Ist so Chile weder finanziell noch politisch seines Salpeterschatzes ganz sicher, so wird diese staatliche Bedrohung weiterhin durch eine natürliche verstärkt; nach zwei Richtungen: durch Erschöpfung und Ersatzmöglichkeiten.

Die Erschöpfung wird zweifellos einmal eintreten; den Zeitpunkt vermag einstweilen niemand genau zu bestimmen. Immerhin braucht man wohl auf die vorhin verzeichnete Übertreibung kein großes Wahrscheinlichkeitsgewicht zu legen. Wie wir sahen, sind ja die mutmaßlich noch vorhandenen Vorräte ungeheuer; doch ungeheuer wächst auch der Verbrauch dieser bisher wo anders nicht vorhandenen Nahrung der Nährgewächse so vieler Kulturvölker.

Eine für einigermaßen zuverlässig gehaltene Schätzung rechnete ab 1902 ein Vorhandensein von rund 1314 Millionen Zentnern Salpeter; das würde bei $30^1/_2$ Millionen Zentnern jährlicher Ausfuhr bis 1946 reichen. Man glaubte also, um die Mitte des 20. Jahrhunderts mit der Erschöpfung rechnen zu müssen. Der rationelleren Ausbeute steht eben wahrscheinlich der größere Bedarf entgegen, der möglicherweise an die Ausfuhr noch stärkere Ansprüche stellen wird als bisher.

Außer auf die Erschöpfungsgefahr wies ich auf die Ersatzmöglichkeiten des Natriumnitrats hin. Mit der natürlichen Konkurrenz des Kalifornia-Salpeters scheint es, wenn es sich hier auch um mehr als reinen Bluff handeln mag, wie gesagt, keine ernsten Bedenken zu haben; dagegen hat die künstliche Herstellung neuerdings be-

achtenswerte Fortschritte erzielt. Es kommt nur darauf an, sie billig genug zu bewerkstelligen, und schließlich würde der Bedarf wohl so groß sein, daß selbst bei großem Fabrikationsumfange der natürliche Salpeter sich bis zum Ende im Handel erhielte.

Zwar wurde die Fabrikation künstlichen Salpeters, die von den Nordamerikanern unter Benutzung der Nigarawasserkräfte betrieben ward, bereits als nicht lohnend aufgegeben, dagegen hört man von Erfolgen in der Darstellung künstlichen Chilisalpeters oder einer ähnlich wirkenden Stickstoffverbindung — denn der Stickstoffgehalt und seine geeigneten Zuführungsformen bilden das Wesentliche der Pflanzenernährung — in Norwegen unter Beteiligung der Badischen Soda- und Anilinfabrik in Ludwigshafen. Die gesamte europäische Wasserkraft könnte aber durch die Stickstoffverarbeitung der Luft den heutigen Salpeterbedarf nicht decken. Die beiden norwegisch-deutschen Aktiengesellschaften, die mit Erfindungen von chemischen Technikern beider Nationen arbeiten, haben ein Kapital von 34 Millionen Kronen. Die erste Fabrik war die nach dem Birkelandverfahren arbeitende in Notodden. In Norwegen stellt sich die Wasserkraft am billigsten. Das Verfahren der Stickstoffgewinnung aus der Luft beruht auf der Möglichkeit, durch Elektrizität ohne große Kosten hohe Temperaturen zu erzielen. Man befolgt — wie Dr. P. Bertram mitteilt — zwei Methoden: Einwirkung von Stickstoff auf Carbide (Calcinmcarbide) bei hoher Temperatur oder Oxydation des Stickstoffes mit Hilfe der elektromagnetischen Wechselstromflamme. Mittels einer elektrischen Jahrespferdekraft soll man ein 2000 Kilogramm Chilisalpeter entsprechendes Produkt herstellen können.

Ich erwähnte schon die Jodindustrie als eines Nebenzweiges bei der Salpetergewinnung.

Auch hier besteht ein chilenisches, den Engländern verpflichtetes Jodsyndikat, während Deutschland der bei weitem größte Abnehmer ist. Alles Jod muß an die Firma Anthony Gibbs & Sons in London gehen. Das Syndikat hatte 1901 für 16 bis 17 Millionen Mark Jod vorrätig. Deutschland bezog 1901 über 265000 Kilogramm an Jod, davon einen ganz geringen Bruchteil aus Norwegen und Japan und einigen anderen Ländern, sonst nur aus Chile.

Manche Salpeterwerke, die zu einer Quote Jodlieferung sich verpflichteten, produzieren ihn gar nicht, sondern kaufen ihren Quotenteil zu dem vom Syndikate festgesetzten vertragsmäßigen Preise von anderen Werken, die sehr jodreichen Caliche haben, „frei Lager London". Nun ist, wie Semper und Michels erzählen, der Unterschied gegen den Handelspreis so groß, daß z. B. ein Werk in Taltal für seinen Quotenteil auf diesem Wege, ohne die geringste Bemühung und ohne irgendwelches Risiko, im Jahre 20000 Mark verdiente. Ein Beispiel für viele, wie die „Schlauen" im Geschäftsleben zu Vermögen kommen können.

Immer wieder drängt sich die Frage auf, was soll Chile dann an die Stelle jener ihm einst entgehenden Einnahme setzen? Ob die jetzige Regierung sich so ernst mit dieser allerdings schwierigen Frage beschäftigt, wie sie es doch schon müßte, darf man bezweifeln. Manche Regierungsfunktionäre sind überzeugte Optimisten. „Nach uns die Sintflut!" so denken manche andere Leute, die vorher ihren Rahm abzuschöpfen hoffen. Wo aber wird dann das fremde Kapital, also auch das deutsche, neue

Beschäftigung finden, wo werden dies die Schiffahrt, der Handel und alle die damit verknüpften Existenzen? Vielleicht könnte dafür eine größere Anstrengung in der Mineninduftrie stattfinden; mancherorts dürfte im Norden auch mit Bewässerungen, die jetzt natürlich gar nicht am Platze sind, ein Anbau von Nutzpflanzen erzielt werden können; doch die Entleerung von Menschen, die Verödung und Verarmung der wüstenartigen Provinzen erschiene zunächst wahrscheinlicher.

Wir sehen also Chile bezüglich seiner Zukunftsmöglichkeiten der Wahrscheinlichkeit nach hinter Peru, von Argentinien und Brasilien gar nicht zu reden, zurückstehen. Man darf gespannt sein, ob der aktivere Geist Chiles sich aus diesem Dilemma befreien wird und wie? Auswege sind wohl denkbar; allein zum Betreten dieser gehört nicht nur große Entschlossenheit, sondern auch Geschlossenheit. Manches Analoge findet sich trotz gründlicher Verschiedenheit im übrigen in der Lage des „Preußens Südamerikas“ und der des Deutschen Reiches; das will heißen: geographische Nachteile, Neider und Feinde ringsum, Schwierigkeiten der Verteidigung, nicht genügende Machtmittel zur See, industrielle Basierung und Gefährdung dieser Basis.

* * *

Über die wirtschaftliche Entwicklung Chiles im Jahre 1906 berichtet die Bank für Chile und Deutschland: Das Erdbeben hat zwar den Nationalreichtum empfindlich getroffen, andererseits aber aufrüttelnd und reinigend gewirkt. Die Produktionsquellen des Landes sind nicht direkt betroffen, die Haupterzeugnisse finden im Auslande andauernd günstige Märkte. Die Exportquote von Sal-

peter für 1906 wurde auf 43½ Millionen spanische Zentner festgesetzt, unter Zugrundelegung einer Produktionskapazität von 76 Millionen spanischen Zentnern. Der Salpeterexport betrug 37½ Millionen spanische Zentner im Jahre 1906 (1905 35,9). Der Kupferexport betrug 28 000 Tons und ging damit trotz der hohen Weltmarktpreise abermals um ein Geringes zurück. Die Ursache ist in mangelnden Verkehrswegen, fehlender Arbeitskraft und gesteigerten Kohlenpreisen zu suchen, ferner darin, daß eine Anzahl neu erschlossener Minen noch nicht vollständig im Betrieb waren. Die Tendenz des Wechselkurses (Anfang 1907 unter 13 d) war eine fast durchweg fallende, beeinflußt durch die neue Papiergeldemission und Steigerung des Imports. Dieser betrug von Hamburg nach Chile 63½ Millionen Mark (1904 25½ Millionen Mark).



In Salpeterhäfen und auf der Salpetersteppe.

Die verschiedenen Salpeterfelder. — Zu Anker vor Caleta Buena. — Absturz eines Kosmos-Offiziers. — Eindruck des Ortes. — Fahrt auf der Drahtseilbahn. — Amputation mittels Stemmeisens. — Iquique und sein Hafen. — Deutsche Segler. — Anstrich zum 18. September. — Ein explodiertes Schiff. — Pestfälle. — Gutes Geschäft in Salpeter. — Eindrücke in der Stadt. — Weibliche Schaffnerinnen. — An der Plaza. — Deutsche Ansichten über die Pestfälle; Verquickung mit der Politik. — Ein nordamerikanischer Konsul zwischen zwei Stühlen. — Wie Uncle Sam an der Westküste arbeitet. — Cavancha, der Badeplatz von Iquique. — Feuerwehren und Soldaten. — An Bord der „Herzogin Cecilie". — An Tocopilla vorüber nach Antofagasta. — Der einzige Fluß der Salpeterküste. — Reede von Antofagasta. — Walboote. — Bahn auf das bolivianische Hochland. — Minenaussichten und Minenschwindel. — Eindrücke in Antofagasta. — Wirtshausgarten eines Italieners. — Der Garten eines reichen Privatmannes. — Eine deutsche Apothekersfrau. — Die Salpeterfelder von Aguas Blancas. — Deutsche Bahn nach Caleta Colosa. — Erster Eindruck von Taltal. — Weiteres über den Salpeterdistrikt von Taltal. — Eisenbahnen und die Bahn der Taltal Railway Co. — Zu den deutschen Salpeterwerken; Hals über Kopf auf die Bahn. — Gänzliche Ahnungslosigkeit. — Auffahrt durch die Küstenkordillere. — Auf der Hochsteppe. — Flotte Volandafahrt. — Der alte Peón. — Die Oficinen „Atacama", „Chile" und „Alemania". — Die Familie

Mohrstadt. — Sprengungen. — Eröffnungsdurcheinander in Alemania. — Abendliche Färbung der Steppe. — Gesellschaftliches aus der Pampa. — Arbeiterverhältnisse. — Tage des Schreckens für „Chile". — Besichtigung der Oficina. — Weiteres über Löhne, Arbeiter und Aufstände. — Heißer Ritt durch die Pampa. — Eine Sandhose. — Spanisch-Chilenische Großmut. — Der Ohnmacht nahe. — Wieder in Taltal. — Ein Todesfall. — Ein bescheidener Zöllner. — Nochmals Abendstimmung. — Nach Caldera.

Nachdem ich so einen allgemeinen Überblick über den Salpeter und seine Bedeutung gegeben habe, kehre ich wieder zu meinem Reisetagebuch zurück.

Die ersten Salpeterfelder, in deren Nähe ich kam, die ich aber nicht näher besuchen konnte, waren die ehemals peruanischen von Tarapacá, die sich am Osthang der Küstenkordillere zur Pampa de Tamarugal erstrecken. Der Boden dieser Pampa ist häufig mit Salzschollen bedeckt. Die Calicheablagerungen sind teilweise sehr reich. An die Felder von Tarapacá schließen sich die von Toco (mit Tocopilla), die früher bolivianischen von Antofagasta, die nicht sehr ergiebig sind, die von Aguas Blancas und schließlich die von Taltal, südlich in der Atacamawüste. Diesen Distrikt werden wir nachher näher betrachten.

Die Küstenkordillere des Längstales der Pampa de Tamarugal erhebt sich bis zu 1500 Meter; die Pampa höhlt sich hinter ihr etwa 20 Kilometer breit bis zu 500 Meter und tiefer; dann steigen östlich die Vorberge der Kordillere an, und hierauf hebt das Gebirge sich in der Hohen Kordillere bis auf 4500 Meter.

Am 24. November früh ankerten wir bei dichtem Nebel auf der Reede von Caleta Buena. Nächst dem weltbekannten Iquique geht über diesen Hafen der meiste Salpeter. Außerdem hat der Tarapacá-Distrikt noch die

Ausfuhrhäfen Pisagua und Junin. Einige stattliche Landsleute — Hamburger Viermastbarken — konnten wir begrüßen. Der Blick auf Caleta Buena hat seine Reize. Vor uns sehen wir die nackte, braune, sich fast immer mauerartig erstreckende Küstenkordillere, besonders imponierend die erste gegen 300 Meter auf einen Hub in steiler Schrägung ansteigende natürliche Böschung. In plateauförmiger Breite heben sich dahinter die höheren ausgebuchteten Bergwälle. Kurze Mäuerchen sind an den Hängen gegen abstürzendes Geröll gezogen. Am meisten aber fallen an Holzriesen erinnernde Längsstriche auf: die vier Drahtseilbahnen zur Salpeterbeförderung. Rückwärts in der Pampa läuft die Iquique mit Pisagua verbindende Eisenbahn längs den großen Salpeterwerken, den Oficinas. Caleta Buena und Junin sind durch Stichbahnen mit ihr verbunden. Die Hälfte der Tamarugalausbeute ungefähr geht über Iquique, ein Viertel über Caleta Buena und das letzte Viertel zusammen über die übrigen Häfen.

Die Brandung tanzt um die Klippen des Hafens; davor ankern zahlreiche Leichter. Wie eingeklemmt zwischen Bergwand und Klippen liegt die kleine Stadt und zieht sich ein wenig hinan, bis wo links über ihr, von einer Mauer umgeben, weiße Kreuze eines Friedhofes leuchten. Rechts der Stadt steht am Strande, zu Füßen der Wand, auch ein Kreuz. Vor einigen Jahren ging ein Kosmos-Offizier mit dem Obermaschinisten an Land, um seinen Geburtstag zu feiern. Sie fuhren hinauf zum „Alto“, und in übermütiger Laune glaubte der junge Mann den steilen Hang hinunterlaufen zu können. Nach wenigen Schritten schon verlor er die Gewalt über seinen Körper, sprang dann, um anzuhalten, auf einen vor-

stehenden Stein, der sich aber löste, und nun rollte der Unglückliche, sich überschlagend, in die Tiefe, wo er zerschmettert an der jetzt von dem Kreuze bezeichneten Stelle anlangte. Wunderbarerweise blieb der ihm zu Hilfe nacheilende Maschinist unbeschädigt.

Caleta Buena machte den Eindruck guter Ordnung, und ich sperrte, da es doch der erste chilenische Ort war, den ich sah, besonders die Augen auf. Holzhäuser und Magazine der kleinen Hauptstraße erinnerten ein wenig an Teile des unteren Helgolands. Ordentlich imponierend zivilisiert wirkte eine Schar größerer Mädchen, die aus einer Schule herausströmten. Der Landungsplatz für die Salpeter-Leichter wird abends geschlossen. Es darf nicht geraucht werden; der ganze Erdboden, der sich immer mehr mit Kohlenstaub und Salpeter gemischt hat, gilt sogar für explosiv. Von hier führen die ziemlich primitiven Drahtseilbahnen nach oben, außerdem Zickzackwege für Karren. Auch die Drahtseilbahn befördert nur gewöhnliche Salpeterkarren. Man bedarf zu deren Benutzung besonderer Erlaubnis. Ohne Gefahr ist die Beförderung nicht; Seilbrüche sollen schon mehrfach stattgefunden haben, und was dann stürzt, ist natürlich mehr als kaputt. Dr. Toepel und ich klammerten uns an die Vorderseite einer Karre an, als wir in rascher Fahrt hinaufgezogen wurden. Es waren drei Absätze, jeder in etwa $1^1/_2$ Minuten zu überwinden. Auf jedem Absatz wurde die Karre gewechselt; die am zweiten Seile entgegenkommende, die unserige hinaufziehende Karre bildet, mit Säcken beschwert, das Gegengewicht. — Die Stationshäuser ruhen in der Front auf einer hohen Mauer aus mit Salpetererde gefüllten Säcken, die sich im Laufe der Zeit zu einer einzigen starren Masse amalga-

miert haben. Die ganze Höhe bis zum Alto de Caleta Buena beträgt ungefähr 800 Meter. Der Rückblick über den Karrenrand in die jähe Tiefe, auf den braunen Berg mit seinen Serpentinenwegen, das brandende, blaue Meer mit den ziehenden Wolken darüber, auf die Stadt und die spielzeugklein ankernden Dampf- und Segelschiffe ist wundervoll; natürlich darf man nicht zum Schwindel geneigt sein. — Oben angelangt, fuhren wir ein Stück auf einer ebenso einfachen Maultierbahn zu einem großen Etablissement, in dem die Umladung des Salpeters von der Eisenbahn aus dem Innern auf die Seilkarren stattfindet. Dieses großartige Unternehmen, zu dem die Salpeterwerke, Eisenbahn, Seilbahnen und Hafenpier gehören, ist das Eigentum einer englischen Gesellschaft, die mit 6 Millionen Pfund Sterling Kapital arbeitet. Sie gab 19 Prozent Dividende. Das Etablissement am Küstenabfall hat eine bedeutende Reparaturwerkstatt, in der sogar Maschinen neu hergestellt werden, auch Lowries; Lokomotivschuppen, Vorratsstellen, Holz- und Kohlenlager gruppieren sich ringsum. Kohlen sowie Petroleum werden von hier an die anderen Salpeterwerke im Innern verkauft. Auch hier herrschte große Ordnung. Kaufmännischer Betriebsleiter war wieder ein Deutscher, Herr Ringler, der uns freundlichst selbst überall umherführte. Herr Ringler hatte das Verunglücken des Kosmos-Offiziers mit angeschaut. Da und dort sah man kleine Blumen- und Grasflecke, wie sie in den weit innen und höher gelegenen deutschen Salpeterwerken nicht mehr zu schaffen sind. — Auf diesen Werken ist der Versorgungsapparat, wie es scheint, vom übrigen Betriebe getrennt. Eine chilenische Firma hält ein großes Lager, von dem aus die Werke im Innern

mit Lebensmitteln und den nötigen Gebrauchsgegenständen versehen werden. Ein Schweizer, Herr Weber, ein einfacher, sehr netter Mann, hatte die Leitung. Nachdem er uns sein Magazin gezeigt, lud er uns zu einem Glase Bier in sein bescheidenes, mit Wellblech gedecktes Häuschen ein. Davor aber befand sich ein wirklich reizendes Blumengärtchen, ganz umrankt und umblüht von bunten Schlingpflanzen und voller Geranien, prachtvoller Nelken, Rosen usw. Das alles stellte das Werk seiner Frau dar, einer offenbar ganz ausgezeichneten Pariserin, um so verdienstvoller, als es eigene Arbeit, unter Anwendung vieler Mühe, aber geringerer Mittel war. Sie verehrte auch uns Blumen. Ich erhielt wohlriechende Veilchen und getrocknete Pampa-Blumen, von denen die Hausfrau sich ein ganzes Herbarium angelegt hatte, zumal eine blauviolette Art, die als Trauerblume gilt. Das Hauptblühen findet im Oktober unter der Einwirkung der Nebel statt. Wasser ist sehr kostbar. Sowohl von unten als aus dem Innern wird kondensiertes Wasser herbeigeschafft. Oft reicht es nicht zum Betriebe aus. Der Salpeter, der nicht abgefahren werden kann, lagert hier ungefährdet im Freien; die Häuser sind teilweise ohne festes Dach.

Die Abfahrt machten wir auf einem Karren, hinter den Säcken stehend. Vorher nahmen wir das Maschinenhaus mit der Seiltrommel in Augenschein. Der Betrieb wird mit Glockensignalen von Station zu Station geleitet. Das Seil liegt nicht einmal fest auf. Vor den Stationen gibt es gewöhnlich tüchtige Rucke; überhaupt muß man sich gut festhalten. Das Seil soll jeden Tag nachgesehen werden. Auf den Stationen hatten wir jedesmal vom Wagen hinab. und auf den neuen Wagen,

der bis an die Rippe vorgeschoben wurde, dann wieder hinauf zu klettern. Schnell sausten wir auch abwärts, doch fand ich es dieses Mal kaum noch schwindelerregend, obschon in Wirklichkeit die Tiefe, der wir gewissermaßen an die geöffnete Brust stürzten, in jäher Abschüssigkeit zu Füßen lag. Dabei wirkte die Szenerie noch weit mächtiger als bei der Auffahrt.

Dem Kapitän einer Siemersschen Viermastbark waren seine beiden Steuerleute erkrankt. Er hätte gern von uns einen Herrn für den Posten erhalten, doch fand sich kein Liebhaber dafür.

Einer jener Steuerleute, ein junger, forscher Mensch, lag mit einer von der Ankervorrichtung schwerverletzten Hand im Hospital in Iquique. Unterwegs hatte man keine ärztliche Hilfe gehabt, und da mehrere der Finger brandig zu werden drohten, hatte der Kapitän sie entschlossen mit einem Stemmeisen amputiert.

Unsere Fahrt von Caleta Buena nach Iquique dauerte nur ein paar Stunden. Wieder sah man einen kahlen, braunen, zwischen 150 Meter und 700 Meter hohen Bergwall mit brandenden Riffen davor, und südlich einen Feuerturm. Die Reede von Iquique, nach Norden durch die Piedras-Spitze und südlich etwas besser von der Iquiqueinsel und die Cavancha-Spitze beschützt, ist durch manche Katastrophen bekannt geworden; die langen Zeilen ankernder Schiffe, darunter noch sehr viele hoch- und vielmastige Segelschiffe, belebten sie außerordentlich, obschon wir nicht einmal zu einem Höhepunkt des Verkehrs eintrafen. Das ist natürlich immer interessant. Nicht weit von uns ankerten einige hübsche Franzosen, ein mächtiger, schmutziger Kohlendampfer aus Liverpool und ein gutgehaltener chilenischer großer Kreuzer. Nach

dem vielen Schwarzweißrot schaut man natürlich am liebsten aus. Weltbekannt sind ja die von der Rickmers-schen Werft gebauten, unübertroffenen Riesensegler „Potosi“ und „Preußen“ der Hamburger Laeiszschen Reederei, die wie Dampfer in 60 bis 65 Tagen „um die Hoorn“ von Hamburg nach Iquique laufen. Von diesen war keiner anwesend, dafür ein anderer hervorragender deutscher Segler, die „Herzogin Cecilie“, das Kadetten-schulschiff des Bremer Lloyd.

Zwischen San Francisco und Valparaiso gibt es keinen bedeutenderen Hafen als Iquique. Die nieder-schlagende Öde, die ich mir früher beim Namen Iquique vorgestellt, fand ich in Wirklichkeit nicht bestätigt. Freilich kann man einen Ort genau erst nach längerem Bewohnen beurteilen. Die Stadt — sie zählt 30- bis 40000 Ein-wohner — liegt flach an der südöstlich gerundeten Bucht; hinter der Klippenumgürtung geht es in den kleinere Fahrzeuge aufnehmenden Binnenhafen.

Die Häuser sind bunt gestrichen. Da, wie es heißt, der Anstrich zum 18. September, dem Tag der chileni-schen Unabhängigkeitsfeier, immer erneuert wird, ge-wahrt man wenig Verfall. Manche Türme ragen über die flachen Dächer. — Kapitän Petersen erzählte von einem Schiffe seines Vetters, das hier an der Boje in Brand geriet; die Leute konnten kaum in die Boote flüchten, der Kapitän sprang über Bord. Als das Wasser in den brennenden Salpeter drang, erfolgte eine so ge-waltige Explosion, daß trotz der Entfernung von Iquique dort viele Fensterscheiben sprangen. Das Schiff versank dann. — Wir hörten, es sei Pest am Lande, und zwar nicht unerheblich; doch würde alles von den Behörden vertuscht. Die Regierung hätte den peruanischen Ge-

neralkonsul, der sich dem nicht hätte fügen wollen und unreine Pässe ausgestellt habe, gezwungen, seinen Posten zu verlassen. Übrigens seien auch in Callao Fälle vorgekommen, doch amtlich gemeldet worden. Die lebenslustigen Herrschaften der Stadt fühlten sich zwar durchaus nicht beeinträchtigt. Ein vergnügtes Hamburger Ehepaar, nebst einer allerliebsten Braut, erschien zum Besuche an Bord. In wenigen Jahren hatte der Mann, der junge Chef einer Salpeterfirma, hier ein Vermögen gemacht. Da er im Jahre zuvor einen Reingewinn von einer Viertel Million Mark gehabt und im laufenden ein noch besseres Resultat erwartete, so erschien das schon begreiflich.

Ich fuhr mit dem Kapitän und dem Doktor an Land, wobei das Durchsteuern des Brandungsschwalles zwischen den Klippen eine vergnügliche Unterhaltung bot. Um den Landungskai zieht sich ein ziemlich weiter sandiger Platz; die Straßen werden nicht gepflastert. Bei der Trockenheit sei dies unnötig; es stäubte aber tüchtig. Um den Staub zu bekämpfen, wird mit Seewasser täglich gesprengt. Sowie man an die ersten Straßenecken kommt, erhält man den Eindruck einer recht leiblichen Stadt im europäischen Sinne.

Die üblichen niedrigen Holzhäuser an breiten Gassen bringen freilich das Gepräge der spanischen Einförmigkeit mit sich; in den besseren Straßen sind sie aber zum Teil ansehnlich und sehr gut gehalten, durch Säulen, lebhafte Farben und sonstigen Schmuck verziert. Mietsfuhrwerke finden sich ja drüben meist häufiger als bei uns. Die Hauptzahl von Fahrgästen benutzt die auch südlich zum Badeort Cavancha hinausführende Pferdebahn, an der die weiblichen Schaffner das Auffälligste waren. Chile

steht mit voran unter den Staaten, die weiblichen Kräften bisher verschlossen gebliebene Berufszweige öffnen. Über den Erfolg läßt sich streiten.

Sicherlich mit großen Mühen und Kosten erhält man die Plaza als Schmuckplatz. Inmitten dieser Sterilität wirken die Blumen, Bananenstauden, Araukarien usw. doppelt angenehm. Ein unscheinbares, gelbgetöntes Denkmal des im Seekriege gegen Peru berühmt gewordenen Admirals Pratt erhebt sich vor dem gelb und weiß gestrichenen Theater. In einem ordentlichen Bierlokal konnte man wieder einmal gutes deutsches Bier trinken. Die verschiedenen deutschen Geschäftsleute, die wir trafen, zeigten sich über den peruanischen Konsul empört und behaupteten, er habe keinen einzigen wirklichen Pestfall in Iquique nachweisen können. Sie schienen an eine peruanisch-nordamerikanische Verkehrsschikane zu glauben. Nun war das verwaiste Generalkonsulat inzwischen dem nordamerikanischen Konsul übertragen worden, einem deutschamerikanischen Buchhändler, und zwar auf Betreiben Perus und auf Druck von Washington hin, und dieser hatte nun wiederum ein unreines Attest ausgestellt. Dadurch war er in eine recht unangenehme persönliche Lage geraten, über die er mir gegenüber klagte. Von Washington aus wurde er mit Depeschen bombardiert, von den chileniſchen Behörden schlecht behandelt, so daß er sich schwer im Interesse seines Geschäfts besorgt fühlte, das er für einen Berliner Besitzer leitete, und wobei ihm die Erhaltung des offiziellen chilenischen Wohlwollens offenbar nötig erschien.

Über den Ausgang der Sache kann ich nichts weiter berichten. Sie war aber an sich bemerkenswert wegen der Rolle, die Freund Jonathan dabei spielte, der

die ganze Westküste dazu zwingt, sich seiner sanitären, mit politischen Zielen verquickten Kontrolle zu fügen. Chile allein wagte es zurzeit also noch, sich gelegentlich auf die Hinterbeine zu setzen. — In gewisser Verbindung mit jener Kontrolle steht die Einsichtnahme in die Export- und Importlisten der Zollämter, die nordamerikanische Konsuln und Agenten sich zu verschaffen wissen und deren Resultate sie an die Zentralstelle in Washington berichten, die somit in die Lage kommt, den Handelsumfang jeder anderen Nation genau zu kennen und die nordamerikanische Konkurrenz auf die geeigneten Angriffspunkte zur Ansetzung ihres Hebels hinweisen zu können. Diese Organisation möchte ja vom Standpunkt einer energischen Interessenwahrung aus berechtigt erscheinen, aber durch Anwendung schroffer politischer Einschüchterung und sonstiger, einem freien Wettbewerb nicht entsprechender Mittel verkehrt sie sich in das Gegenteil.

Auf der Pferdebahn fuhr ich mit dem Doktor nach Cavancha hinaus. Ein gefälliger Zopfbackfisch, d. h. ein junges Mädchen aus dem Volke, übte die Kondukteurpflichten aus. Trotz brandender See erschien dieser Weg, die Hauptpromenade, doch ziemlich öde. Nichts als Sand und Berge! Ein wenig wurde ich an unser Tsingtau in seinen ersten Anfängen erinnert; unsere westafrikanische Küste wird ähnliche Eindrücke bieten. Sandrillen und Sandfelder zogen sich von den Höhen, auf denen zu jetziger Jahreszeit verstreutes Strauchwerk einen grünen Schimmer breitete. Das Verschönende bieten wieder die weißen, roten und gelben Bodenfärbungen, die Wolkenschatten auf den Felsen und deren am reinen Himmel sich abzeichnende Formen. Einige Wege ziehen sich die Wände hinan, so die südlich schräg ansteigende Bahn

nach den Salpeterwerken. Neue Verbindungen sind im Bau; außer der Nordabzweigung nach Pisagua ist auch eine südliche in die Tamarugalebene schon lange im Betrieb. Das über die Klippen auf das Wasser hinausgebaute Baderestaurant erschien mit seinem Blumenschmuck und Sitzlauben an den Brücken recht nett, augenblicklich, bei Ebbe, aber leer. Der Brandungsschaum spülte auch jetzt über die Klippen, und schwingende, dichte Tange leuchteten gelb aus dem Seegrün. Beim Zurückgehen bemerkten wir im Sande das Gerippe eines großen Wracks. Pferde, die gebadet wurden, einzelne Reiter, die sich von ihrer Kontorarbeit erholten, ein die sonstigen Geselligkeitsfreuden markierender Musikpavillon für Strandkonzerte belebten den flachen Küstensaum.

In einem von Musik begleiteten Trauergefolge voller Kutschen und Banner marschierten Mannschaften verschiedener Feuerwehren durch die Straßen, teils in blauer Uniform mit weißlackierten Helmen, teils in roten Röcken und weißen Hosen, in Khakiuniformen usw. Die Eitelkeit schaute natürlich dabei heraus, andrerseits aber auch die Sauberkeit der meist kräftigen Leute, die auch ordentlich Reihe und Tritt hielten. — In Iquique befinden sich eine Militärschule und ein gerühmtes Hospital. Alles, was man an Militär bemerkte, machte ebenso einen erstaunlich guten, vollkommen deutschen Eindruck, besonders die Kavallerie-Unteroffiziere in tadellos weißleinenen Waffenröcken, doch auch die an Bayern erinnernden Offiziere. Die gewöhnliche Uniform dieser Husaren ist blau mit schwarzen Verschnürungen, breitem Ledergürtel und hohen Reitstiefeln. Eine etwas theatralisch umfangreiche Totenkopfauszeichnung wurde dem Regiment wegen bewiesener Tapferkeit verliehen. Gleich vorzüglich erschien

das Pferdematerial. — Vicuña-Felle hingen vielfach zum Verkaufe aus; ich erwarb ein nur aus wertvollen Hals- und Beinstücken bestehendes für 5 £. Da Bolivia, um die Vernichtung des Tierbestandes zu verhindern, neuerdings einen hohen Ausfuhrzoll auf diese Felle gelegt hatte, so verzeichnete man eine bedeutende Preissteigerung.

Am nächsten Tage war ich von Kapitän Dietrich auf die „Herzogin Cecilie" zum Frühstück eingeladen. Die Arbeit mit recht vielen Händen ist natürlich bei Schulschiffserziehung nicht zu vermeiden; andrerseits bietet diese ganz ungemeine Vorzüge, und zumal scheint mir das Lloydsystem, Ladung zu fahren und die jungen Leute gleich als Ladungsoffiziere auszubilden, neben den geringeren Kosten doch manche praktischen Vorzüge zu besitzen. Das Schiff ist vorzüglich gebaut und ausgerüstet; dank der mächtigen Takelage bringt es zuweilen eine Geschwindigkeit von 17 Seemeilen per Stunde heraus. Ein Navigationslehrer und ein Philologe befinden sich an Bord. Der Unterricht ist also durchaus für eine höhere Bildungsstufe berechnet; wie auch der ganze Ton an Bord der künftigen Lloyd- und Marine-Reserveoffiziersstellung Rechnung trägt. Dabei wird die Beteiligung an der Ladearbeit recht ernst genommen, wie ich Gelegenheit hatte, zu sehen; ja, in Iquique waren die jungen Leute selber zum „Kommandanten" gekommen und hatten gebeten, die Arbeit hier allein tun zu dürfen, da ihnen die Leute vom Lande zu langsam schafften. Es befanden sich Kadetten von vier Jahrgängen, im Alter von 17 bis 21 Jahren, an Bord, die sich in Unteroffiziere, Obermatrosen, Matrosen, Leichtmatrosen und Jungen gliederten. Der famose Inhaber des Schlagriemens in der Gig, in der ich fuhr, war ein Sohn des Abgeordneten

Liebermann von Sonnenberg. Auch ein Sohn von Johannes Trojan befand sich dabei.

Abends ward es bei starker Bergbewölkung ungewöhnlich schwül; von den Felsen her trieben dichte Mengen und Streifen von Schaum vorüber. Wir gingen wieder in See, nachdem wir hier 1500 Tonnen Salpeter genommen hatten. Durch breite, sanfte Schwellung dampfend, sichteten wir noch abends Mount Mejillones, tags darauf Mount Moreno und lagen nachmittags vor Antofagasta zu Anker. Tocopilla, den Hafen für die Toco-Salpeterpampa, überschlugen wir also. Nördlich von Tocopilla geht der einzige, etwas Wasser führende Fluß der Salpeterküste in den Pacific, der Rio Loa. Stellenweise bringt die Loa etwas spärlichen Graswuchs an ihren Ufern hervor. Das nach Süden geschützte Mejillones soll als Entlastungshafen für die wieder besser nach Norden geschützte Reede von Antofagasta in Aussicht genommen sein. Da viel südlicher Seegang aufkommen kann, mußten wir uns hier, wie in Iquique, vor zwei Ankern „vermooren". Auch bei der Ansteuerung ist Vorsicht zu beobachten. Das malerische, kahle, teilweise gezackte Bergland, die vorliegende Insel, die Klippen — das wiederholte sich hier wieder. Es lagen manche, doch lange nicht so zahlreiche Dampfer und Segler neben uns, wie in Iquique; unter den ersteren ankerte der von Süden kommende, schöne Kosmosdampfer „Esne". Wie fielen die meist kleineren englischen Dampfer in äußerer Erscheinung gegen die deutschen ab! Auch der Kosmosdampfer „Amasis" erschien noch.

Die hier üblichen, auf schwerere Brandung deutenden Boote sind spitze Walboote mit Luftkasten, einer Rolle

vorn und Poller hinten, die, ohne Steuerruder, mit Riemen gesteuert werden.

Niedrig und meist farblos dehnen sich die Straßen der früher bolivianischen Stadt erheblich weit aus und zwischen die Berge. Der große Friedhof erscheint so gespickt mit weißen herüberleuchtenden Holzkreuzen, daß es charakteristisch wirkt. — Von hier geht eine Bahn auf das Hochland von Bolivia nach Oruro, die auch die Salpeterprodukte der Pampa von Antofagasta, der geringwertigsten unter den fünf Salpetergebieten, abführt. Hier allein wird der Caliche erst im Hafenort versotten. Auch für Minenprodukte hat der Platz seine Rolle gespielt und wird es vielleicht in Zukunft noch mehr, zumal, wenn einmal die Bahn, die übrigens auch zwischen Oruro und La Paz ausgebaut werden soll, erst die Kupfer-, Silber- und Zinnwerke besser erschlossen haben wird. Ausgebeutet werden besonders die Kupferwerke von Huanchaca. Außerhalb der Stadt liegt eine jetzt eingegangene Silberschmelze, einst ein großes Unternehmen zur Ausbeutung der bolivianischen Schätze, das 60 Prozent Dividende brachte. Wie mir erzählt wurde, hätten die chilenischen Besitzer die Schmelze selbst leiten wollen und erst einen Jngenieur von Siemens & Halske, der einen elektrischen Scheidungsprozeß eingeführt hätte, entlassen, dann einen Nordamerikaner, der einen anderen Prozeß befolgte, ebenfalls. Kohlen- und Erztransporte seien zu teuer gekommen, und schließlich wären auch Gruben unter Wasser geraten. Hauptsächlich aber ist geschwindelt worden. So z. B. wurden Kohlenladungen, die gar nicht eingetroffen waren, gebucht. Ein entlassener Buchhalter zeigte den leitenden Direktor bei der Oberdirektion in Valparaiso an, diese dankte höflich, schritt

aber nicht ein. Die gesamte obere Verwaltung hatte vermutlich unter einer Decke gespielt. In der Höhe von Antofagasta besitzt Chile, das sich dann nur noch an der Südspitze am Feuerland ebenso ausdehnt, ziemlich seine größte Breite. — In Bolivia werden jetzt große Bahnunternehmungen vorbereitet.

Bei kaltem Winde zeigten sich abends die noch klar beleuchteten Berge scharf schraffiert wie auf einer Mondlandschaft, nur daß sie braun waren und die Ringkrater fehlten. Die Täler wurden alle auf einer Seite durch die Wolken beschattet. Später bot die Stadt, mit ihren etwas ansteigenden Lichtern und den weißstrahlenden elektrischen Lampen der Vorderreihe, unter dem herrlichen Sternenhimmel ein höchst anziehendes Bild. Tags umschwammen oder umflogen uns mächtige braune Albatrosse, manchmal zum Handgreifen nahe. Wieder mit dem Kapitän und dem Doktor fuhr ich bei erheblicher Wärme an Land. Die Landung geschieht auch hier durch schmale Einfahrt zwischen brandenden, von zahllosen Pelikanen umflogenen Klippen. Die unzähligen Vögel zeigen den großen Fischreichtum an. Unter den Waren lagen am Hafen viele Ballen gepreßten Heues. Die gestrichenen Bretterbuden, die breiten, sandigen, teils ansteigenden Straßen fanden wir hier erst recht. Auf einer Plaza wurde ebenso mit Mühe etwas Blumenschmuck, auf einer anderen eine größere Zahl von Araukarien gehalten. Sehr viel Staub und Schmutz lag in der etwa 18000, wohl überwiegend ungewaschene Seelen zählenden Stadt. Ihre Maultierbahn sah dementsprechend aus. Angenehm stachen wieder die chilenischen Soldaten dagegen ab. Im oberen Teil dieser Trostlosigkeit liegt aber ein wirklich hübscher, von einem Italiener mit großen Kosten —

jeder Wassertropfen ist hier natürlich kostspielig — gehaltener, umfangreicher Restaurationsgarten. Da findet man, bei ordentlicher Bedienung, recht hübsche Lauben zum Niedersitzen, Laubengänge, Kakteen, die immer erfreulichen Bananen, Araukarien, Palmen und viele tropische und uns als heimisch bekannte Blumen. Ferner ist ein Gemüsegarten vorhanden, und die Aussicht nach der See ist gar nicht übel. Gerechtfertigt erscheint es, wenn der Wirt hier ein Eintrittsgeld erhebt; die Gäste dürfen auch gegen Bezahlung Blumen pflücken. Höchst überrascht war ich dann, einen noch weit schöneren und vielleicht noch größeren Privatgarten zu sehen, einen wirklich ganz reizenden Besitz, der zeigte, was hier in Hortikultur geleistet werden kann, wenn genug Wasser, d. h. Geld, vorhanden ist. Er gehört der aus Bolivia stammenden Familie Aramayo, Verwandten unserer Bordgefährtin. Sie schickten uns ihren Wagen, um uns abzuholen. Im wohligen Schatten zogen sich die mit Sägemehl weich bestreuten Wege hin. Lauben und Laubengänge, herrliche Mimosen, gesunde, breitgefiederte Araukarien wechselten mit prächtigen, breitblätterigen Fächerpalmen und Musaceen ab; dazwischen leuchteten Becken voll farbenprächtiger Nymphäen. Zahme und wilde Rosen, Nelken, Geranien, Heliotrope und Reseden, nebst vielen anderen Blumen und Früchten, gab es in Fülle.

Zwischen den Wipfeln durch sah man die schönen Umrisse der braunen Berge sich vom blauen Himmel abheben. Allerdings war man überaus empfänglich gestimmt; aber welcher unglaubliche Gegensatz auch zu dem wüsten Schmutz- und Sandloch außerhalb der Gartenmauer! Herr Carlos de Aramayo, der glückliche Besitzer, sagte mir, daß die Unterhaltung dieses Gartens ihm

monatlich tausend Pesos koste. Er wie seine hübsche Frau bezeigten uns die größte Höflichkeit. In einer mächtigen Weinlaubveranda, die auch als Tanz- und Krocket-Spielplatz diente, übten unsere freundlichen bolivianischen Wirte dann weitere Gastfreundschaft aus und versahen uns beim Abschiede noch mit reizenden Blumensträußen.

Tags darauf machten wir Einkäufe bei einer deutschen Apothekersfrau, die sich höchlichst entrüstete, als der Doktor meinte, sie spräche wohl nicht gut deutsch mehr. Erfolgreich bewies sie uns das Gegenteil. — Der so wenig angenehm erscheinende Ort befindet sich, wie es heißt, stark im Wachstum, so daß Wohnungen knapp waren. Südöstlich von Antofagasta liegen die Salpeterfelder von Aguas Blancas, über die Semper und Michels sagen: „In keinem Salpeterfelde Chiles treten so wie in Aguas Blancas die Spuren periodischer Wolkenbrüche hervor. Die von den kahlen Bergen abstürzenden Wildwasser haben tiefe Schluchten in die Salzschichten genagt oder unterirdisch durch Fortführung des am leichtesten löslichen Caliche Höhlungen ausgefressen, deren leicht einstürzende Decke beim Reiten über die Pampa recht gefährlich werden kann." — Hier wenigstens führt eine deutscher Leitung unterstehende, durch Deutsche gebaute, etwa 90 Kilometer lange Eisenbahn, die in ihrem Bogen sich mit der Antofagastabahn berührt, nach dem neu aufblühenden Hafenort Caleta Colosa. —

Die Nacht über dampften wir unseren Kurs nach Taltal. Am 30. November früh erreichten wir es, und von hier aus unternahm ich nun den Besuch der Pampa, also die der Atacama-Wüste.

Die etwa 6000 Einwohner zählende Stadt Taltal

bettet sich ganz anziehend zwischen die hohen, kahlen Berge. Etwas ansteigendes Grün verschönte jetzt die Hänge hinter einem von einem Gebäude gekrönten Felsen. Auch hier soll es anmutige Privatgärten geben. Vor der Stadt sprangen die Brandungsperlen des tiefblauen Pacifiks an den fast basaltartig geformten und dunkelgefärbten, sich aufschrägenden Porphyrklippen empor. Zahllose Möwenschwärme umflatterten in weißen Wolken die Landungsbrücken. Ziemlich viele Schiffe ankerten um uns. Bei den Segelschiffen fand ich u. a. die Hamburger Firma Dahlström vertreten.

Die Reede von Taltal ist recht gut; nur gegen Nordwest findet sich kein Schutz. Von November bis Ende März erschwert die mächtige Brandung zuweilen die Landung.

Zwischen den vulkanischen Höhen und hohen Bergen fallen die eingerissenen Quertäler zur Küste. Dieser Pampa fehlen die mit Salzschollen bedeckten Längstäler der nördlichen Distrikte. Wo die Täler sich zu Becken ausweiten, finden sich die Salpeterlager an deren Hängen; besonders dort, wo sich zwei Wannen berühren. — Die sich abendlich zu dichtem Gewölk zusammenbrauenden Camanchacas, die morgens vor den Glutstrahlen der Sonne wieder zerrinnen, im Winter aber beständig sich über die Küstenberge lagern, bringen selten in die zweitausend Meter und darüber hohen Salare von Taltal vor; dagegen brausen die Schneestürme der Hochkordillere zuweilen bis nahe zur Küste hinab. An den Quebradas, den eingerissenen Wasserrinnen, lassen sich die Spuren gewaltiger, von den Höhen kommender Wolkenbrüche verfolgen, die Erden und Trümmer zu Hügeln aufhäuften oder die Täler mit Schutt erfüllten. Auf der Tamarugal-

pampa hat man solche über hundert Meter hohe Ausfüllungen festgestellt. — In der Atacama finden etwa zwei bis dreimal wöchentlich Erdstöße statt. Das häufig netzförmig Zerrissene der Oberfläche der Pampa ist teils auf das Reißen der ausgetrockneten Salze, teils auf die von der Hochkordillere ausgehende vulkanische Erschütterung zu schieben. An dieser erheben sich im Taltalgebiet zuweilen Jurakalkberge bis über 4000 Meter. Das Klima der Atacamasteppe ist ungleichmäßiger und rauher als das in den nördlichen Distrikten.

Inmitten vieler anderer Oficinas liegen nun, etwa 70 Kilometer in der Luftlinie von Taltal entfernt, die deutschen Salpeterwerke, die über einen recht guten Caliche verfügen. Als Ausfuhrhafen folgt Taltal, mit Tocopilla, hinter Pisagua; das bedeutet etwa ein Zwölftel der Iquiqueausfuhr. Die Einfuhr für alle Bedürfnisse der Pampa ist recht erheblich.

Die Bahn der englischen Taltal Railway Co. Ltd. nach dem Minenplatz Cachinal im Innern hat eine Länge von 150 Kilometern; allein dazu kommen viele Verzweigungen. Bis 1904 gehörten sechs Salpeterbahnen im Bezirke Taltal den Engländern, zwei weitere, nominell chilenische, unterstanden ihnen dazu. Die letzte ward von Spaniern gebaut.

* * *

Nur bei schnellstem Entschluß war ein Besuch der deutschen Salpeterwerke möglich. Hals über Kopf fuhr ich, von dem Kosmos-Agenten oberflächlich unterrichtet, demnach sofort bei Ankunft des „Radames“ in Taltal im Aduanaboot an Land und nach der Agentur. Ein gefälliger chilenischer Herr sollte für mich eine An-

meldungsdepesche in die Pampa hinaussenden; er jagte mit mir im Wagen zur Bahn. In fliegender Eile bezahlte ich Depesche und Billett und sah mich, erfreut, daß ich noch in letzter Minute mitkam, im Abteil des einzig möglichen Zuges untergebracht. Ich wußte bis jetzt nur, daß ich zu einem Herrn Schmidt und der „deutschen Oficina" wollte; über das weitere Wo und Wohin befand ich mich völlig im unklaren. Dank der Unreinlichkeit des Personals sowie eines Teiles der Reisenden, sahen die Wagen der englischen Bahn, selbst der Primera Klasse, recht schmutzig aus. Zunächst bemerkte man beim Aufstieg so gut wie gar keine Vegetation; man fuhr wie in einem trockenen, von Felsufern eingefaßten Flußbette dahin. Dann und wann zeigten sich verkrüppelte Kakteen. Beim Höhersteigen — hier ging es also trotz des weit beträchtlicheren Anstieges als in Caleta Buena allmählich auf gewöhnlicher Bahn hinan — ward es innerhalb der Küstenkordillere grüner, etwas grüner, befanden wir uns doch in der günstigsten Jahreszeit! Später pflegt alles zu verdorren oder zu verschwinden. Krautflecken, verstreute, kümmerliche Koniferen von einer der Zirbelkiefer ähnlichen Art, gelbrote und blaue Blumen mehrten sich. Dazwischen, dunkel eingesprengt, Kakteen: drollig, gleich Igeln am Boden sitzender Kugelkaktus oder knittelartig, armlos aufragender Kaktus; dann kamen wieder ganz kahle Stellen. Nach 16 Kilometern ward bei Breas die erste Station auf der Höhe erreicht. Holzhäuschen, ein paar kleine Gärten, die durch künstliche Bewässerung auch mit einigen Eukalypten und Araukarien prangten, bildeten den reizlosen Ort.

Eine lange, dürre Hochsteppe begann nun, besetzt mit graugrünen Krautbülten; Hänge und Erdmulden

waren teilweise so dicht mit Steintrümmern bedeckt, als ob hier Sprengungen stattgefunden hätten. Wie mögen sie entstanden sein? Es ist wahrscheinlich die Wirkung der schroffen Temperaturunterschiede und der stetigen Winderosion gewesen. Übrigens befinden sich auch Kupferminen hier, auf deren Nähe das grüne Gestein deutet. Die Bergkuppen sind rundlich, wie durch Wassereinfluß oder Gletscherschliff — der aber ausgeschlossen ist — radiert. In völlig steriler Umgebung wird Canchas, dann die Frühstücksstation Agua Verde erreicht. Ein freundlicher Engländer aus Iquique bezahlt, ehe ich mich dessen versehe, meine Mahlzeit. Lehmebene, der weiße Salzauswitterungen und dürre Krautflecken inselartigen Wechsel verleihen, schließt sich an. Arbeiter an der Bahn hausen zwischen Sand und Steinen in niederen Zelten; ein Wasserwerk mit Windmühlenpumpen wird erreicht. Nun zeigen sich einige höhere Kordillerenspitzen über der Pampa; durch Kimmspiegelung gehoben, gewähren sie völlig das Bild von Inseln, die eine Seefläche unterbrechen. Malerische Bergzüge stehen festen Fußes auch auf der anderen Seite. Über den reinblauen Himmel zieht sich zartestes Federgewölk.

Nach einigem Aufenthalt auf der Station Refresco dirigierten mich der Engländer und ein chilenischer Arzt weiter. Ich fuhr nur ein Stück mit, bis zur Station Desiro. Von hier ging die Reise auf einer Feldbahn seitwärts in die Pampa hinein. Ich folgte meinen Reisegefährten, lauter einfachen Leuten, zu einem primitiven Omnibus, der, von einem Sonnendach leicht überspannt, auf Schienen laufend, von einem Reiter in Bewegung gesetzt ward. Eine solche Lore wird Volanda genannt. Drangvoll eingepreßt zwischen einer Arbeiterfamilie,

einem enorm schweren und dicken deutschen Bäcker und einem rundgeschorenen, schwarzborstigen Chilenen fand ich Platz. Der Deutsche, ein Mann mit rohem Gesicht, gab sich nicht als Landsmann zu erkennen, wenn ich Auskunft heischend mich mit spanischer Rede abmühte. Entgegenkommender war der Chilene, ein zum Schlaganfall reichbeanlagter, noch jüngerer Mensch, dem zwei ungeheure Hautfalten im steilen, fetten Nacken saßen.

Ein paar Stunden hindurch rollten wir so durch die von Steingeröll übersäte Sandsteppe der Atacamawüste. Höhenzüge ringsum, die fernen der Zentralkordillere sogar mit Schnee bedeckt. Alles erinnerte mich lebhaft an die mongolische Hochsteppe, nur daß es hier im Salpeterlande viel öder war.

Die Fortbewegungsart unserer Lore war übrigens nicht uninteressant. Ein malerischer alter Bursche, der in Gamaschen und mächtigen Steigbügeln, mit riesenhaften Sternsporen bewaffnet, ein mageres Pferd ritt, ließ dieses mittels eines Strickes unseren kleinen Omnibus im Trabe hügelauf ziehen. Galoppierend beförderte er ihn bis zur nächsten Senke, wo er den Strick loswarf; der Wagen sauste dann allein bergab, daß es nur so rüttelte und schüttelte und der Wind uns um die Ohren pfiff. An jeder Seite stand ein Mann draußen auf dem Trittbrett zum rechtzeitigen Bremsen bereit, dies zumal bei Kurven, die keineswegs ganz ungefährlich erschienen. Dasselbe Spiel wiederholte sich mehrfach; der alte Peón aber holte uns, den Weg in Carriere abschneidend, bald wieder ein.

Der Schmalspurweg teilte sich. Ein Strang verlor sich rechts seitwärts zwischen den nackten Geröllhügeln, während unserer durch die Steintrümmer links weiter führte. Nach geraumer Zeit glaubte man in einer Senke

eine Brücke über das Sandtal zu sehen und einen plumpen Flußdampfer oder Bagger, dessen Schornsteine rauchten. Es war aber nichts dergleichen, sondern das Fabrikgebäude von „Atacama", der ersten, etwa 20 Jahre alten Oficina der Deutschen Salpetergesellschaft. Mit Wellblech gedeckte niedere Hütten, vor denen schmutzige Arbeiterkinder spielten und sich allerlei Familienszenen abspielten, gruppierten sich um das Hauptgebäude. Nach etwa zwanzig Minuten tauchte der Doppelschornstein einer zweiten und noch weit stattlicheren Oficina auf, große Schutthalden fielen nach beiden Enden zu ab. Das war „Chile", die erst seit dem Frühjahr eröffnete neue, deutsche Oficina. Dicht vor ihr teilte sich der Schienenweg abermals, während der eine, dem wir folgten, auf Chile zulief, führte der andere nach „Alemania", der allerneusten und allergrößten deutschen Oficina, die noch gar nicht einmal eröffnet war. Das alles erfuhr ich aber erst später.

Außerdem bemerkte man Schienenwege, die durch das Gelände bis an die vor uns die große Talmulde begrenzenden Höhen zogen, wo die Gruben lagen, aus denen der unreine Caliche mit Hilfe von Lokomotiven herangefahren wurde.

Als wir im Bogen die große Halde von Chile umwendet hatten, sahen wir ein ansehnliches Barackenlager, aus sauberen, hellgestrichenen und teilweise sehr stattlichen Holzgebäuden bestehend, vor uns liegen. Aber ringsherum, wie bisher, nur steiniger Sand, kein einziger Grashalm!

Ein Hospital, das Wachgebäude einer kleinen Husarenabteilung, die gerade zu Fuß mit Lanzen exerzierte, das lange Wohnhaus des Verwalters oder Direktors begrenzten die linke Seite des großen, langweiligen Platzes

gegenüber den Fabrikgebäuden und Magazinen. Im Hintergrunde ein ganzes Arbeiterdorf, aus niedrigen Holz- und Wellblechhäuschen, meist ohne sichtbare Dächer, wie Marktbuden. Die Straßen dazwischen sind breit und sandig. Von der Fabrik aus laufen viele viadukt- oder brückenartige eiserne Träger, auf denen die Gefäße zum Auskristallisieren der Salpeterlaugen stehen, darunter sieht man den Salpeter in Säcken aufgestapelt. Maultierkarren fahren hin und her. Rechts und links vom Fabrikgebäude bemerken wir Häuschen für Drahtseilaufzüge auf hohen Brücken.

Gänzlich ahnungslos, wie und wo ich die Nacht zubringen könnte, schritt ich auf die breite Veranda, die das Direktionsgebäude umgab, zu. Ich traf dort einen älteren Herrn und eine Dame, denen ich mich vorstellte, und die natürlich nichts von mir wußten. Ein Telegramm für mich war hier nicht angelangt. Zunächst ward ich freundlich herein und an den willkommenen Vespertisch genötigt. Die Herrschaften, Vater und Frau des Direktors Mohrstadt, liebenswürdige Süddeutsche aus Mainz, nahmen sich meiner aufs beste an; der Direktor selbst war gerade ausgeritten. Ich hatte ja nur den Namen des Herrn Schmidt behalten, nach dem ich fragen sollte. Wie ich erfuhr, war er der Direktor der Oficina „Deutschland“ oder „Alemania“. Unglücklicherweise sollte diese aber gerade am nächsten Tage eröffnet werden. Mohrstadts sagten mir, es sei noch alles unfertig, und man wäre dazu mit den Empfangsvorbereitungen für die Eröffnungsfeier beschäftigt; ich würde schwerlich dort Unterkunft finden können. Ich solle nur ruhig bei ihnen bleiben. Immerhin wollte ich aber meinen Herrn Schmidt aufgesucht haben, hoffte auch, daß das Telegramm an

ihn gelangt sei, weshalb ich mit nächster Yolanda nach Alemania weiter fuhr. Man darf diese Bahnen, die zu den Werken gehören, nicht ohne weiteres benutzen, sondern hierzu ist besondere Erlaubnis erforderlich. Recht interessant war es, unterwegs die Salpetersprengungen zu beobachten. Da und dort erfolgten Explosionen, die Erde und Steine donnernd in hohen Wolken in die Luft trieben. Man sprengt mit einem langsam wirkenden Pulver, das auf den Werken selbst verfertigt wird. Dann werden grabenartige Horizontalstollen in das salpeterhaltige Erdreich getrieben, das also lediglich im Tagbau gewonnen wird, nicht im bergmännischen Betriebe unter Tag, wie man es sich häufig vorstellt.

In Alemania sah ich sofort die Großartigkeit der Anlage, aber alles trug in der Tat noch den Stempel der Unfertigkeit. Überall bemerkte man eilende Bauhandwerker; auf dem Kontor waren verschiedene junge Deutsche überbeschäftigt mit der Ausstellung der neuen Arbeitsbücher, da jeder Arbeiter ein Buch haben muß. Herr Schmidt empfing mich recht freundlich, wußte freilich auch nichts von mir und hatte ebenfalls das Einführungstelegramm nicht erhalten. Offenbar kam ich dazu unpassend, und da man meine Empfehlungen nicht kannte, erhielt ich keine Einladung zur Eröffnungsfeier, die ich allerdings wegen Abgangsgefahr meines Dampfers auch kaum hätte annehmen können.

Unter diesen Umständen verabschiedete ich mich sofort wieder und war froh, vorher zufällig die guten Mohrstadts getroffen zu haben. Wie ich dann fand, hatten sie mich auch bestimmt zurückerwartet.

Die Rückfahrt war schon recht abendlich kühl. Die Sonnenuntergangsfarben verschönten die Öde. Dunkel-

stahlblaue Berge standen im Westen; die im Osten erschienen rot angestrahlt, in einer Abstufung zwischen Kupferfarbe und Karmesin; dazwischen breitete sich die Ebene mit grünlichen Tönen, von der in der Ferne einige intensiv grün gestrichene Holzhäuser sich abhoben.

Die Schutthalden leuchteten förmlich in Gelb, mit tiefbraunen Schatten dazwischen. Darüber spannte sich ein unendlich zarter Himmel, in dessen reinem, tiefem Blau rosiges Gewölk schwamm.

Auch der abends heimgekehrte Hausherr begrüßte mich aufs herzlichste in dem hölzernen, höchst geräumigen und im einfachen, doch wohnlichen Stil möblierten Heim, das ganz den Eindruck eines großen Gutshauses machte. Die zahlreiche Tischgesellschaft versammelte sich zunächst im Musik- und Lesesalon, in dem deutsche Zeitschriften auflagen. Außer den schon erwähnten Personen waren noch zugegen eine junge, hübsche, deutsche Dame aus Valdivia, Verwandte und Stütze des Hauses, die noch niemals in Europa gewesen, ferner der Führer der Husarenwache, Rittmeister oder Hauptmann des Totenkopf-Regiments; dann eine Anzahl von angestellten Herren: Ingenieure, Kaufleute usw., alle mehr oder weniger sonnenverbrannte Deutsche. Der Hauptmann, der übrigens gut aussah und recht beliebt zu sein schien, spielte halb den Hausmeister, halb den liebenswürdigen Kavalier, indem er eigenhändig den vor der Mahlzeit üblichen Cocktail umherbot. Diese Schutzwache stellte ein großes Entgegenkommen der chilenischen Regierung für die deutschen Werke vor. Wie notwendig sie war, werde ich noch erzählen.

Die Damen, die Toilette gemacht hatten, bildeten

eine angenehme Tischnachbarschaft; die Erinnerung an zufällig gemeinsame Mainzer und Darmstädter Bekanntschaften führte mich den freundlichen Gastgebern bald näher. Das Essen, von einem chinesischen Koch bereitet, schmeckte gut. Bei Tische und sonst im Hause bedienten einheimische Burschen, da hier Mädchen nicht dafür zu haben sind.

Bei freundlichen Gesprächen verging der Abend unter den deutschen Landsleuten auf der Salpetersteppe schnell, und als mich dann noch ein gutes Bett im luftigen Fremdenzimmer aufnahm, hatte ich alle Ursache, mit meinem Schicksal, das mich so ins Blaue auf die Pampa geführt hatte, zufrieden zu sein! —

Die Arbeiter der Salpeterwerke sind entweder einheimische Leute, häufig Chilenen aus den Südprovinzen oder Peruaner und Bolivianer, im ganzen willige Burschen, die ohne von außen hereingetragene Agitationen sich keine Widersetzlichkeiten erlauben würden. Dagegen haben europäische Vorarbeiter, deutsche Monteure usw. schweren Verdruß bereitet. Nichts ist ihnen gut genug gewesen, nur immer mehr Bezahlung haben sie verlangt. Man war froh, sie wieder los zu werden. Neuerdings ist jedoch die sozialistische Unterwühlung, die mit einer sehr verhetzenden und immer mehr Eingang findenden anarchistischen Presse arbeitet, schon ziemlich weit gediehen, und bedeutet eine ernste Frage für die Zukunft der Industrie. Allerdings sind auch Betriebsvorgesetzte auf einzelnen Oficinen im Lande schroff und ungerecht aufgetreten und haben dadurch auswärtigen Aufwieglern, die geflissentlich zum Unruhestiften hinübergeschickt zu sein scheinen, es erleichtert, sonst gutwillige Elemente zu verderben.

Die einheimischen Arbeiter kennen keinen Sonn- oder Feiertag; sie arbeiten immer durch. Einzig den 18. September, den schon erwähnten Tag der Unabhängigkeitserklärung, feiern sie, dann aber auch gleich drei Tage hintereinander. Diese drei Tage waren für die junge Oficina Chile Tage des Schreckens gewesen. Wenn man den heutigen arbeitsamen Frieden und die Behaglichkeit des Hauses sah, glaubte man nicht, daß hier erst unlängst wilder Aufruhr geherrscht hatte. Also nicht nur die Entsagung, die der Wohnsitz in der Wüste mit sich bringt, und die nichts als die gelegentliche, auf Pferderücken vermittelte Geselligkeit der meilenweit voneinander gelegenen, deutschen, englischen und neuerdings auch nordamerikanischen Oficinen bietet, macht die Schattenseite des reichen Gelderwerbs aus, sondern ebenso zeitweilig ernste Gefahr für Leib und Leben.

Auf dem freien, sandigen Platz vor dem Hause befindet sich, wie es auf jeder spanischen Plaza üblich ist, eine kleine Tribüne, die als Musikpavillon oder sonst zu Festzwecken dient. Hier hatten sich während jener Tage Hunderte von Menschen zusammengefunden; anfangs nur zum Vergnügen, dann aber hatte der Zuckerschnaps die Gemüter erregt. Die Leute waren mit Schußwaffen versehen und wollten die reichen Magazine der Oficina, in denen alle Bedürfnisse für Tausende lagern, plündern und die Fabrik niederbrennen.

Während Frauen und Kinder der Deutschen in dem durchaus nicht auf Verteidigung berechneten Direktionshause für ihr Leben zitterten, schritten die ebenfalls zu den Waffen greifenden Beamten, im Verein mit der kleinen Husarenabteilung, zusammen etwa fünfzig Mann, gegen die trunkene, tobende Menge ein. Es fielen Schüsse;

Husaren wurden verwundet und ebenso das Pferd des Hauptmanns, der noch Oberleutnant war und später seines Verhaltens halber befördert ward. Da gaben die Verteidiger Salven ab, die mehrere Leute töteten und die übrigen einschüchterten. Herr Mohrstadt ging nun allein und unbewaffnet unter sie; es ward ein regelrechter Friede geschlossen, dem Verlangen nach Zurückziehung der Husarenabteilung von der Oficina aber nicht stattgegeben.

Hilfe ist bei diesen entlegenen Plätzen nicht leicht herbeizurufen, obwohl die Oficinen sich, wo es geht, mit Telephonen verbinden, welche Verbindung sich teilweise an die Telegraphen nach den wenigen Städten anschließt. Bis auf ihren Führer schien freilich auch die Schutztruppe nicht durchweg zuverlässig zu sein, was das Unsicherheitsgefühl der beschützten Familien natürlich nicht gerade mindern konnte, wenngleich ich auf Chile äußerlich davon nichts merkte. Unmittelbar, ehe ich dort anlangte, waren zwei Beamte, Dalmatiner, großartiger Unterschlagungen im Magazine überführt worden. Dem einen wurde in Taltal ein Bankkonto von 25000 Pesos beschlagnahmt, das er sich zusammengestohlen. Die ungetreuen Beamten hatten dazu mit den Husarenposten, die sie bewachen sollten, unter einer Decke gespielt. Jetzt saßen sowohl die Dalmatiner wie die betreffenden Husaren im Gewahrsam; letztere aber nur im Strafarrest, nach dessen Verbüßung sie wieder zu Hütern der Ordnung und Sicherheit werden mußten.

Ich sah übrigens viele große Hunde, die unter Umständen auch wohl nötig sein mögen.

Am nächsten Morgen stand ich um fünf Uhr auf. Als ich frühstückte, erhielt ich von der frischen Butter

der zwei Kühe, die hier lediglich für die engere Familie, sonderlich für die Kinder gehalten werden. Da alles Futter von weither herbeigeschafft werden muß, würde ein größerer Viehstand zu kostspielig sein.

Dann führte mich Herr Mohrstadt in der Oficina umher, wobei er häufig von Leuten angehalten wurde, die eine Frage zu tun oder ein Anliegen auszurichten hatten.

Zunächst besichtigten wir die wahrhaft großartigen Verkaufsmagazine, in denen zu festen Preisen alle möglichen Dinge an die Arbeiter verkauft werden. Das bedeutet kluge Spekulation, die aber auf manchen Oficinen zu einem ausbeutenden Trucksystem ausartete, und zwar so, daß der Arbeiter einen großen Teil seines Lohnes nur in Marken aus Metall oder Gummi erhielt, für die er sich dann seine Gebrauchsgegenstände und Nahrungsmittel bei unverhältnismäßig hohem Profit des Werkes aus dessen Magazinen erstehen mußte. Andrerseits aber muß man bedenken, daß die Bedürfnisse einer förmlichen Stadt durch kleine Unternehmungen kaum in die Wüste hinauszuschaffen wären und nur unverhältnismäßig teuer an die Arbeiter abgesetzt werden könnten und mit noch wucherhafterer Ausbeutung durch Händler tatsächlich abgesetzt sind. Allein diese Verkaufslager einer einzigen Oficina zeigten deutlich, um welche Summen es sich bei Anlage einer solchen handelt, von den Kosten der Maschinen und deren Aufstellung, der Verkehrswege, der Beamten- und Arbeitslöhne gar nicht zu reden. Hierzu tritt eine hohe Abgabe an die Regierung.

Stoffe, Kleider, Hüte, Stiefel, Puppen, Küchengeschirr — jedes Ding war vorhanden — desgleichen gab es

in der Kolonialwarenabteilung die verschiedensten Arten von Eßwaren. Die Ladenjünglinge hatten zu springen, um den Anforderungen der vielen Kunden gerecht zu werden. In Scharen standen die Arbeiterfrauen, das bräunliche Gesicht und unordentliche schwarze Haar von der Manta umhüllt, und Arbeiterkinder mit ihren Marktkörben wartend da. Vor dem Fleischmagazine mußten sie sogar eine genaue Reihenfolge beobachten. An die Schlächterei schloß sich ein Gemüseverkaufslager. Das Volk ist und bleibt schmierig, dagegen läßt sich nichts machen. Das Werk aber und alles, was damit zusammenhing, war tadellos gehalten.

Wir besuchten darauf das Eisenlager, die Werkstätten und das große Kesselhaus, dessen Kessel aus der Fabrik unseres früheren Ministers v. Möller stammten, sowie die nicht minder bedeutende, von Siemens-Schuckert eingerichtete elektrische Station, die auch Kraft für Alemania abgab. — Die Feldbahnen sind von der Firma Koppel & Co. geliefert. An diesen Einzelheiten, die Millionen von Mark an Aufträgen der Pampa in sich schließen, mag man ermessen, was es für Handel, Schiffahrt, Industrie und alle hieran beteiligte Arbeiter Deutschlands bedeutet, wenn sich Übersee-Unternehmungen in deutschen Händen befinden.

Hinter der Fabrik erstrecken sich die tiefen Gräben, in die die anfahrenden Karren das gesprengte Rohmaterial schütten, von wo es unter die Brecher gleitet und dann zerkleinert in Lifts nach oben in die Auslaugungsgefäße gelangt. Vermöge der Verschiedenheit des spezifischen Gewichts werden Erden, Salze und Sulfate vom Salpeter geschieden. Während nun die Abfallstoffe, die man, falls es sich lohnt, noch bearbeitet, durch die Maultier-

karren auf die Halden abgefahren werden, fließt die heiße Salpeterlauge in die tieferstehenden Gefäße auf den Brücken. Einige hundert an Zahl, sind sie numeriert; jedes enthält 15 Kubikmeter. Der aus dem schönen Goldgelb der durchsichtigen, dampfenden Lauge in hellweißen Hügeln kristallisierte und getrocknete Salpeter wird nun in Säcke gepackt und ist versandfähig. Da er ja brennbar ist, darf auch hier nirgends geraucht werden.

Nach der Fabrikbesichtigung zeigte mir die Hausfrau noch ihr kleines Gärtchen, die einzige vegetative Oase, außer dem Gärtchen des Hauptmanns am Wachhause. Der Hausherr sagte mir, er habe sich so in die Verhältnisse eingelebt, daß er kaum noch Gras, Blumen und Bäume vermisse. Seine Frau schien sich diese Pflanzenliebe aber doch zu bewahren. Ihr Garten, gewiß ein kostspieliges Privatvergnügen, in einem überdachten Hofviereck, mit sehr hübschen, in Gefäße gesetzten Gewächsen, bot gegen die trostlose Öde ringsum einen höchst wohltuenden Aufenthaltsort, der noch dazu von sauber gehaltenen Tauben- und Geflügelkäfigen umgeben ward. Hier befand sich auch der beste Aufenthalt für die noch kleinen Kinder des Hauses, die übrigens gleich den Erwachsenen gesund und frisch aussahen.

Eigentümer dieser Salpeterwerke, von denen also die großartigste „Salitrera" die Arbeit bisher noch gar nicht begonnen hatte, ist die Aktiengesellschaft Fölsch & Martin Nachfolger. Ich glaube, der Hauptaktionär, Herr Martin lebte derzeit in Berlin. Die Werke verfügten über ein Areal von zirka 800 000 Quadratmetern. Inzwischen sind nun noch zwei weitere Oficinas in der Taltalsteppe hinzugetreten. „Chile" hat zirka fünf Millionen Pesos gekostet. Allein die Anlage der 80 Kilo-

meter langen Wasserleitung von einer ferneren Kordillere erforderte 80000 Pfd. Sterling. „Chile" verbraucht täglich zirka 500 Kubikmeter Wasser. Zur Landbewässerung wäre dieses zu kostbar; allein das Land soll auch gar nicht bewässert werden, da es eben im jetzigen öden Zustand viel mehr Geld einbringt. Im Norden der Salpeterdistrikte, wo das Wasser billiger ist, zahlt man immerhin 20 Centavos für den Eimer. Die Arbeiter in „Chile" — etwa 1300 — erhalten außer der Wohnung auch Wasser geliefert, dazu im Durchschnitt täglich 3,50 bis 4 Pesos an Lohn, gute Akkordarbeiter 5 Pesos (etwa 8 Mark). Sie können daher, wenn sie nicht wieder durch das Trucksystem übervorteilt werden, wenn sie nüchtern und sparsam sind, statt sinnlos binnen kurzer Zeit das Ersparte zu vergeuden, sehr wohl auskommen. Die Arbeiterfürsorge stand noch ganz in den Anfängen. Nach manchem, was ich hier anführte, kann man sich also über Ausschreitungen nicht wundern, wenn ich auch wohl glauben will, daß die Mehrzahl der deutschen wie englischen oder sonstigen Gesellschaften und deren Vertreter für ihre Arbeiter durchaus ein warmes Herz besitzt. Wenn plötzlich irgendwo im Betriebe eine rote Fahne erscheint, und alles dann wie auf Kommando von der Arbeit fortläuft und sich zusammenrottet, steht natürlich der größte Schaden in Aussicht. Leider ist schon noch Schlimmeres vorgekommen, als jene Krawalle auf „Chile", und leider haben auch Deutsche eine — freilich von den anderen Deutschen überwiegend stark verurteilte Schuldrolle dabei gespielt. So wurde einmal ein deutscher Betriebsleiter, der die Leute betrogen und geschunden hatte, durch die Lunge geschossen, während seine junge Frau schwer typhuskrank daniederlag. Auf einer anderen deutschen Oficina kam

der junge Chef nur durch seine Unklugheit zu schaden. Die Chilenen behaupteten, er habe einen mit einem Brustschuß tot aufgefundenen Arbeiter ermordet; und da er es nicht für der Mühe wert hielt, den Verdacht gegen sich zu zerstreuen, wurde durch Niederbrennung des Werkes ein Schaden von über 200000 Pesos angerichtet, während die Deutschen mit knapper Not ihr Leben retten konnten.

Die freundliche Hausfrau packte mir noch ein Frühstück ein, und dann hatte ich unter Führung des alten Chilenen, der uns herbrachte, ungefähr anderthalb Stunden nach der Eisenbahnstation — ich glaube es war Catalina — zu reiten. Anderthalb Stunden im beständigen Galopp, die einzige Gangart, in der man hier so schnell als möglich aus der unerhört brennenden Sonnenglut der Pampa herauszukommen sucht. Die Pferde sind daran gewöhnt, aber ich war es nicht. Dazu hatte ich ein ungewöhnlich hart werfendes Tier und stauchte einmal so heftig mit dem Rückgrat auf den hinteren Sattelrand, daß ich vor Schmerz kaum noch weiterreiten konnte. Ich wollte das Tempo mäßigen, allein der alte Peón trieb unablässig zur Eile, angeblich, weil wir sonst den Zug nicht mehr rechtzeitig erreichen würden. So rasten wir, von der Sonne versengt, den mir endlos erscheinenden Weg — hügelauf, hügelab — erst zwischen den Schienen, dann direkt durch das Teufelsmeer der spitzen und groben Steintrümmer dahin, in das ein Sturz recht verhängnisvoll hätte werden können. Dazu scheuerten mir die plumpen chilenischen Bügel die Haut oberhalb der Füße durch. Aber unter Schmerzverbeißung hieb ich selber immer mit dem Schlagriemen auf das Pferd ein, denn ich durfte den Zug wirklich nicht verpassen. Selten

habe ich eine Eisenbahnstation freudiger begrüßt, als diese, wo ich dann feststellen konnte, daß wir noch über reichlich eine Stunde Zeit verfügten, die der alte Herr sich jedenfalls für einen bequemen Trunk hatte vorbehalten wollen. Zum freundlichen Angedenken photographierte ich ihn und mein Pferd. — Kaum befanden wir uns unter Dach, als der helle Himmel sich auf einmal verfinsterte. Es heulte und brauste um das Haus. Doch, wie mir schien, nur wenige Sekunden, dann verstummte der Lärm ebenso plötzlich, und die Sonne strahlte wie zuvor vom blauen Himmel. Eine der so häufig sich bildenden Sandhosen der Pampa war über uns fortgegangen. Draußen wäre sie uns wahrscheinlich höchst unangenehm geworden. Ich glaube aber nicht, daß der Peón sie erwartet und deshalb den Ritt so beschleunigt hatte.

Das Wirtshaus, in dem wir an einem Tisch mit anderem chilenischen Volk saßen, war ebenso heiß wie schmutzig. Eine dementsprechende alte Großmutter, mit einem dito Baby auf dem Arm, bediente uns; ein kleiner Junge, große Sporen an die nackten Füße geschnallt, saß auf der Schwelle. Wir tranken Bier und jeder traktierte, wobei mein alter Halunke in spanischer Gastfreundschaft großmütig mein Frühstück bei allen anderen herumbot.

Der Ritt aber und der Rückgratstoß waren zu viel für mich gewesen, und kaum hatte ich den Zug bestiegen, als es mir sonderbar übel ward und Nebelschleier sich schwarz vor meine Augen legten. Ich hatte aber noch mein Billett zu lösen, was ich taumelnd tat, indem ich mit Anspannung aller Energie gegen die Ohnmacht ankämpfte. Dies gelang mir; worauf ich mich auf die un-

säglich schmierigen und zerrissenen Polster der Primera Klasse ausstrecken konnte. Das tat gut, und als ich bei der Frühstücksstation etwas genossen hatte, um darauf in einen langen, tiefen Schlaf zu versinken, war ich dicht vor Taltal schon wieder beobachtungsfähig und bemerkte an der zurzeit etwas begrünten Innenseite der Seekordillere eigentümliche tuffsteinartige Bildungen und Höhlungen. Dann tauchten, an die schwarzgetürmten Porphyrklippen brandend, die blauen Pacificwogen und an ihnen die langen, sandigen Straßen der niederen Taltalhäuser wieder auf.

Ich besah mir, noch etwas schwach und steif auf den Beinen, die Stadt und trank in einem einfachen Gasthause an der weiten Plaza ein Glas Soda. Später gelang es mir, ein „Radames"-Boot abzufassen, das gerade Mutter und Frau des Herrn Schmidt von einem Besuche an Land brachte. An Bord hatte sich inzwischen ein Unglücksfall, wieder unter den chilenischen Arbeitern, ereignet. Durch Reißen des Stropps war einem Manne einer der schweren Salpetersäcke auf Kopf und Brust gefallen. Während der Doktor ihn ins Hospital brachte, trat schon der Tod ein. Der Kosmos-Agent, Herr Bahr, übrigens ein sehr gefälliger Herr, hatte einige Mühe, die drohende Zurückhaltung des „Radames" im Hafen abzuwenden. — Wir nahmen eine ganze chilenische Zöllnerfamilie mit. Das Oberhaupt hatte nicht nur für sich und alle seine teuren Häupter freie Fahrt, nein, wahrhaftig noch obendrein „Reisegeld" beansprucht! Wie ich hörte, erfolgreich; denn es soll mißlich sein, es hier mit den Zöllnern zu verderben.

Abends genossen wir ein sehr schönes Stimmungsbild. Um die braunen Berge zog sich ein dunkelblauer

Rand unter dem helleren Blau des Himmels. Auf der anderen Seite, nach See zu, standen über den schwarzen Klippen vornehm gezeichnete Wolken, deren Farbe zwischen Mausgrau und Braunschwarz, mit kirschroten Flecken darin, wechselte. In Bewunderung dieses Bildes war ich versunken, als wir in den nächtigen Pacific hinausglitten.

Am nächsten Morgen befanden wir uns in Caldera; die Salpeterzone lag hinter uns.



Reise nach Valparaiso und mein dortiger Aufenthalt.

Kurzer Aufenthalt in Caldera. — Der Hafen von Coquimbo und die Stadt La Serena. — Die Vegetation. — Eine Schweizer Hoteliersfamilie. — Omnibusfahrt nach Guayacan. — Räuberische Bootsleute. — Das wachsende Verlangen des Weltmarktes nach Kupfer. — Die Wichtigkeit unseres Kupferlandes Südwestafrika.— Nordamerika, England und das südamerikanische Kupfer.— Künstliches Kupfer. — Gleicher Fall bezüglich der Baumwolle. — Was wir uns einzuprägen haben. — Nach Valparaiso. — Erdbeben für Welthandelsplätze und Nationen. — Der Anblick Valparaisos. — Deutsche Befestigungen und britische Verdienste. — Längengradargument der Nordamerikaner. — Vorwerk und Weber. — Japan, Südamerika und die Monroe-Doktrin. — Gefährliche „Norder". — Im Cylinder an Land. — Der Deutsche Klub. — Puerto und Almendral. — Deutsche Kapitalbeteiligung. — Viña del Mar. — Verabschiedung vom „Radames". — Stadtbilder aus Valparaiso. — Freundlichkeit gegen Landsleute. — Die großen deutschen Elektrizitätswerke. — Das oberste Valparaiso. — Beim südlichen Leuchtturm. — Einladung zu Trautmanns in Viña del Mar. — Ein orgineller Landsmann. — In der Villa Jsensee. — Der Rennplatz in Viña del Mar. — Ein chilenischer Junggeselle. — Herr Trautmanns spätere Schilderung des Erdbebenschreckens und der Zerstörung seines gastlichen Hauses. — Die Robinson-Jnsel nicht verschwunden. — Flottenvereinliches. — Abreise von Valparaiso.

Eine hübsche Einfahrt ist es nach Caldera. Mit Coquimbo und dem fernen Talcahuano zählt es zu den besten Häfen Mittelchiles. Man erhält den Eindruck einer kleineren und tieferen Bucht.

Aus dem weißen Ufersande streben nackte, wildgeschichtete Porphyrgruppen empor. Der Ort selbst liegt weit an flachem Plan, vor zurückweichenden, nicht allzu hohen Bergen. In landesüblicher Weise ist er gebaut; eine recht ansehnliche Kirche hebt sich über die niederen Dächer. Am meisten fällt eine verlassene Schmelze auf. Von Caldera nach Copiapo führt die älteste Eisenbahn Chiles. Zwei Piers schützen den kleinen Binnenhafen. Wir nahmen eine geringe Ladung von Kupferknppen an Bord und verließen dann die von einigen stattlichen Seglern und ein paar Dampfern belebte Reede. — Calderas Kupferausfuhr ist sehr bedeutend; es folgt darin nach Lota.

In herrlicher Fahrt, bei Sonnenschein und kühlem Winde, ging die Küstenreise südlich weiter. Nach Dunkelheit durchschnitten wir mehrere dichte Nebelbänke, zur Vorsicht mit der Dampfpfeife Signale gebend.

Coquimbo, weitaus der größte Kupferausfuhrhafen, hat völligen Schutz gegen schwere Süddünung. Noch erscheinen die zu romantischen Zacken zerrissener Felsrücken kahl, allein tröstend mengt das vegetative Grün sich bereits ein; namentlich nach der Richtung von La Serena hin, das nördlich nahe an die Bai grenzt. Die Brandung verhindert ein Landen dort. — Welche Erlösung war das für unsere, so lange an trostlose Dürre gewohnt gewesene Augen! La Serena — die Heitere, Freundliche — wie fanden wir den Namen gerechtfertigt! Bei der nebeligen Kühle des Abends gewahrten wir zunächst die Berge des

Hintergrundes noch nicht, sondern nur das ansehnlich ansteigende Coquimbo. Wir trafen den Kreuzer aus Iquique wieder, dann das Schlachtschiff „Arturo Pratt", ein schmuckes Schulschiff, eine Kasernenhulk. Ein englisches Kabelfahrzeug sowie eine Anzahl von Segelschiffen bildeten unsere Ankernachbarschaft. Am nächsten Tage erhielten wir Krebse und Erdbeeren zum Frühstück, wohltuende Anzeichen einer üppigeren Natur, wennschon sie mir nicht so trefflich wie heimische Erzeugnisse mundeten. Heute fand ich die Bai mit den Bergen und dem Grün, dem Grün! — noch schöner. Sofort fuhr ich mit der Küstenbahn nach La Serena. Es ist eine englisch betriebene Staatsbahn. Die Fahrt dauerte ca. 30 Minuten. Die Wagen erschienen wenigstens reinlich. Gut angezogene Damen und Kinder, mit meist feinen Gesichtern, bildeten die Reisegesellschaft, im höchst wohltuenden Gegensatz zu der im Salpeterdistrikt. Die frischen Wiesen, voll weidenden Viehs, vor den Bergen zur Rechten, Pappeln und andere Baumgruppen entzückten wahrhaft. An der Baiseite entfaltete sich, längs Marschen, Binsen- und sonstige Strandvegetation. Coquimbo hat nur etwa 6000 Einwohner, das altspanische gegründete La Serena aber über 20000. Sind Straßen und Häuser auch meistens langweilig, so lockten doch reizvolle Punkte. Von einer Höhe eröffnete sich eine schöne Aussicht, sogar auf etwas Wald. Malerische Gassenwinkel und Patios gab es, reichen Blumenschmuck, zumal auf der Plaza vor der stattlichen Kathedrale. Nicht nur die weißblühende tropische Stechpalme leuchtete, sondern auch manche mit herunterhängenden, mächtigen, prachtvoll rot gefärbten Glocken. Wundervolle Dattelpalmen wuchsen nahe einer anderen Kirche, kräftige Araukarien und Tannen

auf Höhen, die mit den ausgebreiteten Wiesen so recht heimatlich anmuteten; hohe Laubbäume, Eukalypten und Feigen erfreuten überall. Die Bananenstaude war gleichfalls nicht verschwunden. Die Beeren der zahlreichen Rebenstöcke sollen einen vorzüglichen Wein geben. Die roten Stachelköpfe der Rizinusstaude sah man häufig; dann viele blühende Malven und besonders Geranien. Im Patio des Hotels Santiago — zugleich Brauerei, doch ohne Biergarten — machte ich Bekanntschaft mit der deutschsprechenden Wirtsfamilie. Es waren Schweizer, deren jetzt 82 Jahre zählendes Oberhaupt erst im Alter von über 70 Jahren ausgewandert war. Ersichtlich gab es zahlreiche Schulen. Bei einer höheren Lehranstalt für Mädchen bemerkte ich viele schon erwachsene Schülerinnen, die meisten von etwas plumper, aber ordentlicher Erscheinung. Der widerwärtige Schmutz des niederen Volkes macht sich am stärksten in den Außenteilen der Stadt bemerkbar. Tadellos, wie immer, erschien das Militär. — Ein Flußlauf, Landhäuser, Maisfelder, Marschgräben und Dünen bildeten abermals die Merkmale der Rückfahrt nach Coquimbo, in dessen Nähe der dürre Fels wieder die Oberhand gewann.

Der „Radames" hatte inzwischen seinen Ankerplatz nach der südlich benachbarten Bucht von Guayacan verlegt. Dorthin fuhr ich über den recht ansteigenden Bergrücken in einer mangelhaften Maultierbahn. Im Wagen, einem fast luftdicht verschlossenen Landomnibus mit harten Querbänken, preßte sich das Volk zusammen. Auf der Höhe genießt man eine schöne Aussicht auf beide, durch die Felsnase geschiedene Häfen. Die kleine, hinter pittoresker Felseinfahrt liegende Bucht von Guayacan steht nach Südwesten auf. Zum Strand hinunter fällt

der Blick dort auf die Dächer und Essen einer großen Kupferschmelze. Neben dem langen, schwarzen „Radames“ lag noch ein englischer, über der Wasserlinie mennigroter Dampfer. Glücklicherweise fand ich unten bei der Schmelze gleich zwei Bootsleute, die mich trotz heftig blasenden Gegenwindes noch rechtzeitig zum Abendbrot an Bord brachten. „Glücklicherweise“ mit Einschränkung! Als ich nach dem Essen meine sorgfältig geschlossen gehaltene Kammer wieder öffnete, bemerkte ich, daß ich empfindlich bestohlen worden war. Von zwei guten Anzügen war je ein Jackett und ein Beinkleid verschwunden, so daß beide Anzüge beträchtlich an Wert verloren hatten. Wie konnte das geschehen sein, da sie weit entfernt von dem zur Lüftung offenen Ochsenauge gehangen hatten? Offenbar so, daß einer der Kerle, unbemerkt von dem Wachmann, hinter mir die Fallreepstreppe hinaufgestiegen war und dann mit einem Bootshaken erfolgreich durch das runde Fensterchen hineingeangelt hatte. Zu spät hörte ich, daß dies landesübliche Praxis sei.

Auch hier nahmen wir Kupferluppen ein. Die Nachfrage nach Kupfer, die mit dem Rückgange der bodengekupferten Segelschiffe schwächer ward, durch Entwicklung der Elektrizitäts-Industrien wieder stieg und heute fast von Tag zu Tag eine größere Rolle auf dem Weltmarkte spielt, ist für jedes dies Metall führende Land von höchster Bedeutung geworden. Die Weiterentwicklung infolge der wachsenden Ansprüche der Industrie ist noch unabsehbar. Mit Recht wurde vor dem letzten Reichstagswahlkampfe vom Kolonialdirektor Dernburg auf die erhebliche Wichtigkeit hingewiesen, die unsere kupferbesitzende Kolonie Südwestafrika für das Deutsche Reich hat, das bei der unzureichenden Ausbeute innerhalb seiner Grenzen 1905



Sturm in Valparaiso.

allein 151 Millionen Mark für Kupfer an das Ausland zu zahlen hatte. Und dabei sind die Preise noch wesentlich im Steigen, und Nordamerika, das weitaus am meisten Kupfer produzierende Land, könnte uns sogar einmal den Bezug sperren. Ein wahres Glück, daß ein allmächtiger nordamerikanischer Kupferring immerhin mit den Kupfermengen der iberischen Halbinsel, Chiles Australiens, Japans usw. zu rechnen hat. Deutschafrika kann einmal ein gewichtiges Wort mitreden. Großbritannien, das bisher am meisten Kupfer verlangende Land dürfte dabei freilich besonders interessiert sein. Sehr viel Kupfer ist aber für England, mit dem den Weltpreis noch beherrschenden Londoner Markt, nur Transit. Wenn Nordamerika, das jetzt schon mehr als die Hälfte des Kupferbedarfes der ganzen Welt innerhalb seiner Grenzen fördert, sich obendrein noch die Kupfererzeugung Südamerikas dienstbar macht, was dann? Mit Sir William Ramsays künstlichem Kupfer wird es für die Industrie wohl noch etwas Weile haben. Nun, über die britischen „Welträtsel" ist es schwer, sich den Kopf zu zerbrechen; uns geht zunächst nur die ungeheure Schädigung an, die wir bald in diesem Falle zu spüren haben würden. Dagegen verspricht, wie gesagt, unser eigener Kolonialbesitz ja ein Kampfmittel zu werden; wir müssen trotzdem uns aber unbedingt auch in Südamerika selbst unserer Haut wehren. — Was ich hier vom Kupfer sagte, gilt in noch viel weiteren Grenzen von der Baumwolle, für die wir in dem nämlichen Jahre nach Dernburgscher Feststellung 470 Millionen Mark ans Ausland zahlten. Auch hier heißt es: Deutscher, lerne den Wert deiner Kolonien erkennen! Auch hier sollst du und kannst du dich gegen den ausbeutenden Yankee durch Beeinflussung des

Marktpreises deiner Haut wehren! Auch hier kommen die gleichen Gesichtspunkte für Südamerika in Betracht, auf dessen künftige Baumwollerzeugung in Peru ich schon hinwies. Dazu könnte sich vielleicht später die Baumwollerzeugung Chiles ansehnlich entwickeln; zunächst aber dürfte sein Kupferreichtum, der noch sehr ausbeutungsfähig erscheint, neben dem Salpeter wieder stärker hervortreten.

Natürlich, diese Bemerkungen zu unseren Kolonien sind bekannte Sachen; allein sie können, und dies gerade mit dem Hinweis auf unsere gleichzeitig nicht zu vernachlässigende wirtschaftliche Stellung in Südamerika, nicht oft genug dem deutschen Volke vorgehalten werden, bis sie endlich als treibende Wahrheit von dessen schwerflüssigem Blute absorbiert sein werden. —

Um das stampfende Heck schossen schreiend die Möwen, als wir bei bewegter See unseren Weg nach Valparaiso antraten, das in der Frühe des 5. Dezember in stattlichster Schöne vor uns lag.

* * *

Auch in Valparaiso hat ja das unselige Erdbeben vom August 1906 so manches vernichtet. Handel und Schiffahrt klagen noch heute. Aber wie bei San Francisco habe ich keinen Augenblick an dem Vergessen auch dieser Katastrophe gezweifelt. Welthandelsplätze entstehen nicht durch Zufälligkeiten, und kein Zufall, sei er im Augenblick auch noch so schrecklich, wird sie je dauernd beeinflussen, wenn nicht unbesiegbare tektonische Veränderungen eintreten. Was heißt aber für unser Zeitalter unbesiegbar? Wir dürfen hier nicht die

untergegangenen Kulturzentren verflossener Jahrtausende zum Vergleiche heranziehen. Wir leben unter Bedingungen, die vor uns, soweit menschliches Erkennen reicht, noch niemals bestanden haben, jedenfalls nicht für jene Fälle. Heute gibt es keine solche Abgeschlossenheit des Verkehrs und aller Lebensbeziehungen mehr, daß große Staatenbildungen und deren Brennpunkte dergestalt vom Erdball verschwinden würden, als ob sie niemals Millionen von Menschen durch gemeinsame nationale Ziele verbunden gehabt hätten. Auch ein Deutschland mit seinen großen, jetzt endlich nationalen Brennpunkten würde nicht mehr verschwinden können. Anders steht es mit der Unabhängigkeitsfrage, dieser Grundfrage jedes ehrenhaften Volkes, soweit es nicht im hoffnungslosen, die Gerechtigkeit des Motivs verwischenden Wahnsinn um eine für immer verlorene äußere Selbständigkeit ringen zu müssen glaubt. Für die kann es, bildlich ausgedrückt, sehr wohl vernichtende Erdbeben geben. — —

Man begreift es, wenn einst von dem ausgetrockneten Norden zu besserer Jahreszeit nach Valparaiso vorgedrungene Ankömmlinge dieses Wort: „Tal des Paradieses" erfanden. Sonst erscheint es bei dem Überwiegen der sterilen Felslandschaft heute übertrieben, mehr noch als: „La Serena". Damit will ich keineswegs eine hohe Schönheit leugnen. Zweifellos gehört das Panorama der vor, an und auf dem fast plateauartig flachen, an der Stirn vulkanisch abgestuften Gebirge in weitem Halbkreise hingesäten großen Stadt mit zu den eindrucksvollsten aller Städte, die gleich dieser über den Vordergrund eines prachtvollen blauen Meeres verfügen. Bei klarem Wetter kommt dazu im Hintergrunde das Hervortreten von Spitzen eines der höchsten Alpenzüge der Erde,

auch des über 7000 Meter hohen Aconcagua. Reich genug wirkt die Vegetationsverteilung zwischen den schimmernden Gebändemassen und den oberen und seitlichen Siedlungen des bis zu 520 Meter ansteigenden Küstenzuges, um den Eindruck der Anmut nicht durch die Wucht des Unorganischen ertöten zu lassen.

Uns enthüllte sich die Stadt aus dem Dunst des Morgennebels; ein Frühlingsgrün, da und dort von der Sonne getroffen, lachte ins Herz. Die nicht allzu ferne Marineakademie schimmerte zur Rechten weiß von dem Höhenwall über den Dächern; ringsum ankernde Dampfer und Hochmaster mit festgemachten Segeln weit, weithin. Unseren chilenischen Kreuzer sah ich wieder, ein Schlachtschiff und einen ganz modernen, finstergestrichenen Kreuzer. Boote von Händlern und Geschäftsleuten umlauerten uns in nervösem Gewirr, das, nachdem wir uns an die Boje unter Lotsenleitung gelegt hatten, in dem bekannten wildlustigen Wettrudern auf unser Fallreep einstürmte.

Über die Bedeutung des Haupthafens Chiles, des wichtigsten an der Westküste Südamerikas, brauche ich mich hier nicht auszulassen. Eine durch deutsche Offiziere neu hergestellte Befestigung verleiht ihm als Stützpunkt der kleinen Schlachtflotte einige Sicherheit. Die Marine ist englisch organisiert und zählt Leute britischen Blutes zu ihren Hauptthelden. Daß Chile außerdem dem englischen Kapital und englischer Organisation in manchen Staatszweigen, zumal im technischen Wesen vielen Dank schuldet, muß unumwunden zugegeben werden. Man braucht nur Namen wie O'Higgins, Cochrane, Wheelright (des Schöpfers des Dampfschiff- und Eisenbahnwesens in Chile) und viele andere zu nennen. Wenn Großbritannien eine ähnliche politische Agitation entfalten

wollte wie Nordamerika, ständen ihm bessere, wenn auch keineswegs ausreichende Gründe zur Seite, als dem Vetter, der seine Berechtigung auf die Zufälligkeit der Längengrade stützt. Und dieses Längengradargument und seine Kümmerlichkeit scheint die übrige Welt vor dem Nebel der Monroe-Doktrin nicht zu entdecken! Rußland könnte auf diese Weise ganz Asien mit weit tristigerer geographischer Logik als Ausbeutungsgebiet beanspruchen!

Ein höchst bedeutender Export und Import geht über Valparaiso, dessen Firmen für den Salpeterhandel wesentlich maßgebend sind. Steht Deutschland auch erheblich gegen England noch zurück, so kann es darauf hinweisen, daß einige seiner Firmen, wie z. B. Vorwerk & Co., Weber & Co., an allererster Stelle zu nennen sind. Daß Nordamerika besonders auch hier zur Stärkung seiner merkantilen Stellung sein politisches Strebertum verwendet, ist selbstverständlich. Das drohende Sichauswachsen Japans in der Pacificbeherrschung, das für die Vereinigten Staaten immer mehr zum Schreckgespenst werden wird, dürfte andrerseits von diesen benutzt werden, um die spanisch-amerikanischen Länder der Westküste für die Segnungen der Monroe-Doktrin empfänglicher als bisher zu stimmen. Zum Teil ist das schon gelungen.

Die namentlich gegen die gefürchteten „Norder" ungeschützte Bai von Valparaiso hat manche furchtbaren Schiffskatastrophen gesehen; so war es auch jetzt noch nicht lange her, daß ein großer Passagierdampfer angesichts der Stadt mit allen Menschen an Bord unterging.

In Cylinder und Gehrock, dem für Sonnenglut nicht sehr angenehmen Südamerika-Kostüm, begab ich mich an Land, um meine Besuche zu machen. Die Stadt imponierte natürlich ganz anders als Callao. Herr Fischer,

von der Firma Vorwerk, führte mich in den Deutschen Klub ein, der eine prachtvolle Aussicht über den Hafen bot, etwa wie der Deutsche Klub in Singapore, freilich ohne die interessanten indischen Zutaten. Der Klub zeigte stattliche Räume, ein gut ausgestattetes Lesezimmer und schien recht annehmbare Verpflegung zu gewähren.

Die Stadtteile Puerto — mit Landungsplatz, Bahnhof, Post und vielen Geschäftsgebäuden — sowie der anschließende Almendral bilden die untere und hauptsächlichste Stadt; früher waren sie durch den bis in die See vorspringenden Felsen voneinander getrennt. Der Fels wurde gesprengt und das Material zum erweiterten Baugrund davor benutzt. Diese flachen, wertvollen Stadtteile sind besonders von dem Erdbeben heimgesucht worden. Riesige Flutwellen, wie sie bei Bodenerschütterungen wiederholt schrecklich verwüstend an Plätzen der Westküste gewütet haben, wären wohl einmal als noch schrecklichere Vernichter auch hier denkbar.

Die Verwaltung des deutschen Berufskonsulats befand sich zurzeit in den Händen eines Legationsrats aus Santiago. Ein Handelsattaché war dem Konsulat in der Person des Dr. Zöpfel beigegeben, ein Beweis, welche Wichtigkeit dem konsularischen Geschäftsbezirk Valparaiso zugeschrieben wird. Auch die großen deutschen Banken zeigen dies: die Deutsche Überseeische Bank und die Bank für Chile und Deutschland. In der Einfuhr steht Deutschland zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten, aber letztere rücken auf. Eisen- und Papierwaren, Rübenzucker, Chemikalien und Drogen werden noch hauptsächlich von uns eingeführt.

Unsere Sachverständigen schienen im allgemeinen ziemlich pessimistisch über die Erwärmung deutscher Ka-

pitalisten zum weiteren Vorgehen in Chile zu denken. Diese brächten den Verhältnissen nicht genügend Vertrauen entgegen, so daß dem übermächtigen nordamerikanischen Vordrängen kein entsprechender Widerstand entgegengesetzt werden könnte. Gleiche Klagen habe ich später immer wieder gehört, nur von einem allerdings sehr bedeutenden Firmenchef in Valparaiso vernahm ich im Gegenteil die Behauptung von der großen Regsamkeit deutschen Kapitals. Es wäre ja wunderschön, wenn dem so wäre.

Ferner lernte ich den derzeitigen Präsidenten des Deutschen Klubs, Herrn Vorstelmann, Chef der Firma Weber, kennen, der mir den schönen Reiseweg von Puerto Montt nach Argentinien empfahl, während Dr. Zöpfel mich ebenfalls auf den durch den tiefst eingeschnittenen Kordillerenpaß führenden verwies. — Über die Stadtverwaltung von Valparaiso hörte ich von vielen Seiten klagen. Am ersten Nachmittage fuhr ich mit der Bahn, von völlig europäischem Publikum umgeben, nach dem Vor- und Badeort Viña del Mar hinaus. Der Ort selbst bestand aus einem chilenischen Durcheinander und europäischen Häusern, teils öder Maurermeisterarchitektur, teils aber schönen Villen. Offenbar befand er sich sehr im Aufschwunge. Manche Baumpartien sah man in die Berge eingesattelt, Wäldchen von Pappeln oder Tannen. Die Gärten prangten im reichen Blumenschmuck, wogegen die Straßen häufig sandig und langweilig erschienen. Zwei deutsche Hotels fand ich; eins an der Bahn, ein anderes außerhalb, in hübschem Garten, nahe der See und am Fuße eines stattlichen Felsens. In diesem hätte ich schon einige Zeit bleiben mögen, und war halb und halb dazu geneigt. Schnars-

Alquist, der treffliche Hamburger Marinemaler, hatte nebst seiner Gemahlin nicht lange zuvor hier einige Zeit gewohnt. — Am Sandstrand, der sich zwischen den bluffartigen Felsen da und dort einbettete, schaufelten und sprangen zahlreiche Kinder. Zum Baden schien das Wasser zu kalt zu sein.

Noch einmal begab ich mich an Bord zurück, wo Kohlen, Farbhölzer und Felle eingenommen wurden und über die langsamen Arbeiter Entrüstung herrschte. Diese zünden sich ihre Kochfeuer in den Leichtern an, wobei sie viel Zeit vertrödeln. Wundervoll wirkte die im weiten Halbkreis ansteigende Lichterfülle der großen Stadt. Übrigens erschienen Polizeibeamte längsseit, da die Arbeitszeit, die nur bis $8^1/_2$ Uhr gestattet ist, längst überschritten war, eine natürliche Folge des Faulenzens. Engländer und Nordamerikaner hatten sich als neue Passagiere eingefunden. Mein New Yorker Nachbar bei Tische erklärte nachdrücklich, Kippling nicht vertragen zu können. Hoffentlich wird ihm dies mit dem deutschen Abendbrot besser gelungen sein, über das er sich ganz entzückt zeigte. Wir wurden auf dem „Radames“ auch wirklich vorzüglich verpflegt.

Am 6. Dezember verabschiedete ich mich nach einem kleinen Abschiedstrunk von dem braven Kapitän Petersen, der später unterwegs noch ein schönes Guanacofell für mich besorgte, und von der übrigen Tischgesellschaft, mit der ich bisher so familiär vereint gewesen war. Aus den Fittichen des „Kosmos“ entlassen, stand ich nun wieder einmal vor unbekannten Schicksalen. In einem kleinen, mir sehr empfohlenen französischen Hotel fand ich mich zu völliger Zufriedenheit untergebracht; meine Mahl-

zeiten nahm ich, dankbar für diese Mitgliedsvergünstigung, im Deutschen Klub ein.

Bei dem Besuche auf dem deutschen Konsulate, und jetzt nachmittags, sah ich zum ersten Male die eleganteren Teile der langgewundenen Unterstadt, die Plaza de la Victoria, mit dem Theater, der Iglesia del Espiritu Santo, den Parque Municipal usw. Man bemerkt manchen eleganten großstädtischen Zug, den viele unserer Städte in der gleichen Größe von etwa 200 000 Einwohnern nicht aufweisen, andrerseits aber auch starke Gegensätze. Wundervolle Bilder boten die Aufblicke aus einigen der neueren, breiten Straßen zu höheren Stadt- und Gartenpartien über Felsmauern. Kontraste, durch die z. B., wenn auch abweichend, Edinburg so sehr fesselt. Zu einigen Stadtvierteln führen Fahrstühle hinauf, wie in Stockholm.

Ich suchte in einem oberen Teil des mittleren Stadtbogens nach einem Photographen. Es war ein verzweifeltes Stück Arbeit in den steil gebirgigen, engen Gassen. Niemand scheint Bescheid zu wissen, Straßen- und Hausnummern sind bei dem Baudurcheinander ganz unzuverlässig. Gute Pläne, wie bei uns überall, gibt es selbst in Valparaiso nicht zu kaufen. Man nimmt die Sache nicht ernst und bedruckt die mangelhaften Pläne, die zu haben sind, mehr mit Geschäftsreklamen als sachlichen Hinweisen. Ich fand den Mann endlich durch unerschütterliche Ausdauer. Natürlich war er gerade nicht daheim und ich stieg unverrichtetersache, mit gütiger Erlaubnis, mitten durch das Familienidyll eines anderen Hauses, auf unzähligen alten Holzstufen zu einer niedriger gelegenen Felsgasse wieder ab. Recht müde verzehrte ich mein Abendessen im Klub, mutterseelenallein. Es war

ja nicht das erste Mal! Die Herren Landsleute speisten abends an festen Plätzen, und niemand erbarmte sich meiner Einsamkeit. Das bringen die Verhältnisse größerer Städte leicht so mit sich. Allein ein wenig weniger Bequemlichkeit in diesem Punkte stände manchem unserer Landsleute draußen sehr wohl an. Die meist gern befolgte gesellschaftliche Forderung an den Fremden, zuerst mit seiner Vorstellung heranzutreten, kann wesentlich durch Anzeichen, daß er auch willkommen sein würde, unterstützt werden. Und Valparaiso zeigte sich noch lange nicht am zugeknöpftesten. Ich erwähne dies nicht aus einem retrospektiven Ärgergefühl heraus, sondern, weil ich es für richtig halte, daß man sich draußen bemüht, neuen Landsleuten ohne Aufdringlichkeit nützen zu wollen, wobei die manchmal allerdings nötige Vorsicht keineswegs außer acht gelassen zu werden braucht. Man möchte in jedem Deutschen drüben immer gern einen Normaldeutschen finden und stolz auf ihn sein und die ewigen Vergleiche mit Ausländern zu seinen Gunsten ausschlagen lassen. Ich hoffe, meine Landsleute drüben werden mich nicht mißverstehen; ich würde mich wirklich glücklich schätzen, wenn ich ein Scherflein zur Schaffung eines wärmeren Temperaments, das im Auslande auch politisch stark ins Gewicht fällt, mit beitragen könnte. Wenn man sich ernstlich vornimmt, liebenswürdig sein zu wollen, dann ist man es schon.

In meinem Hotel wohnte Herr Jacobsohn, ein leitender Ingenieur der großen, zurzeit gerade vor der Eröffnung stehenden deutschen Elektrizitätswerke. Das ist wirklich endlich einmal eine herzerfreuende Sache, dieses großartige deutsche Unternehmen an der Westküste! Die vereinigten Elektrizitätsgesellschaften — Siemens-

Schuckert, Union und Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, finanziert besonders durch die Diskonto-Gesellschaft und die Deutsche Überseebank — hatten sich hieran (für Bahnbetrieb von zunächst 8 Kilometern und Beleuchtung) beteiligt.

Es hat aber großer, sehr großer Mühe bedurft, um dem deutschen Kapitale die Sache mundgerecht zu machen; zumal was die überaus aussichtsreiche, 4 Kilometer betragenden Verlängerung nach Viña del Mar betraf. Erst als die Engländer sich zur Übernahme bereit erklärten, entschieden sich in letzter Minute die Deutschen dafür. Das spätere Erdbeben wird manche zu rasche Hoffnung geknickt haben, allein die gute Verzinsung der Kapitalanlage und der allgemein deutsche Nutzen steht künftig wohl außer Frage. Wasserkraft, die einem umfangreichen See entstammt, wird immer vorhanden sein. Die Ingenieure berichteten von nicht selten vorkommendem Mord und Totschlag unter den im nüchternen Zustande sonst ganz guten Arbeitern. Auch die Landstraße der Umgebung galt für unsicher. Bei uns im Hotel fand eines Nachts eine Schießaffäre statt, über die ich aber später nichts mehr hörte.

Am nächsten Vormittag unternahm ich einen weiten Spaziergang in das alleroberste Valparaiso, für mich der reizvollste Teil, was die Herren der unteren Stadt mir nicht nachzufühlen schienen.

Der Wechsel zwischen engen Pflastergassen und weiten Landstraßen auf Abflachungen erzeugt große Unregelmäßigkeiten. Die Barrancos oder Chebradas — die für den vulkanischen Charakter des Gebirges charakteristischen Zerreißungen des Terrains bilden engere oder weitere Schluchten und tiefe Ravinen, um welche die Straßen

sich herumschlängeln müssen. Große wilde Strecken liegen oft dazwischen, dann wieder Hügel, eng bedeckt von Holzhäusern, die mit Wellblech überdacht sind. Eine malerische Vegetation in Schluchten und auf Wällen wuchert stellenweise; aus den Sohlen der Gründe heben sich Wipfel von Eukalypten und Weiden; andere grüßen von oben und beschatten manche der Häuser und Hütten, die je mehr nach oben hin, desto vereinzelter erscheinen. Auch diese geben bei aller Verwahrlosung zuweilen Bildchen, die den Maler entzücken müssen, da unter den majestätischen hängenden Zweigen der Weiden ein buntes Durcheinander von Blumen bezaubert, von Rosen, Geranien und Malwen, von einer häufig wild wuchernden gelben Pantoffelblume, oon farbig blühenden Sträuchern, untermischt mit Aloen und Kakteen. Bei einer Hütte, wohl einige hundert Meter über dem Meer, sah ich ein großes Kielboot liegen, dessen Hinaufschaffung und Bestimmung rätselhaft erschien. Und dieses Meer! Wie sein Azur aus der Tiefe leuchtete! Dieser Blick auf untere Stadtteile, auf die Reede, voll von Schiffen, ankernden und ziehenden! — Mir kam die Strophe Schillers in den Sinn: Prächtiger, als wir in unserem Norden, wohnt der Bettler an der Engelspforten. — Doch Schöneres, ohne Übertreibung, weit Schöneres noch, sollte ich später in diesem von der Natur reich begnadeten Erdteil schauen!

Ich stieg nach der Marineschule zu ab, von deren Terrasse und der Promenade davor sich ein prachtvolles Gesamtbild des amphitheatralischen Häusermeeres der Stadt bietet, wobei der Blick zunächst unterhalb in enge Gassen und auf die gewaltigen staatlichen Speicher am Hafen hinter der großen Mole fällt. Ich besuchte einen Kadetten aus Kanada, dessen deutscher Vater als chileni-

scher Konsul in Vancouver amtiert. Es war ein ganz netter, kleiner Bursche. Auch die übrigen Kadetten, die sämtlich furchtbar zu einem bevorstehenden Examen zu pauken schienen, gefielen mir durchschnittlich sehr. Sie trugen alle Arbeitszeug und weiße Kappen. Einige arme Sünder standen Strafposten unter geschultertem Gewehr. Ich konnte mir Arbeits- und Schlafsäle, die Modellsammlung usw. ansehen und fand bei diesem freilich nur flüchtigen Überblick wenig Unterschied gegen die gleichartigen Erziehungsanstalten anderer Seemächte. — Von hier aus erblickte ich abends zum erstenmal die Zinnen der hohen Kordillere im Inneren.

Wiederholt machte ich jenen Spaziergang in die oberen Stadtregionen, nördlich aufsteigend und, noch weiter südlich als bei der Marineschule, an dem Leuchtturm in der Nähe des weiten Campo Marte, dem Rennplatze, die Küste wieder erreichend. Kiefern und Eukalypten bilden Wäldchen; sie umgeben auch den Turm. Der Boden ist sonst vielfach kahl. Weißer Gischt übergießt die Klippen; in regelmäßigen Pausen klagen die dumpfen Töne der Heulboje ins Ohr. Südlich von dieser schneidet der fortifikatorisch geschützte Torpedobootshafen ein. — Eine gelbe Anemonenart (wie mir schien) sproß in Mengen, an den Klippen Aloe und Kaktus. Der Rückweg führte mich durch wirklich allerliebste Blumenanlagen, die rings vom Walde umgeben wurden. Über steilen Pfad kletterte ich die Wand bei einer Mühle und Wirtshaus hinab zur Straße, wo ich die Pferdebahn erreichte.

Die weiblichen Schaffnerinnen wirken auch hier. Da gerade Mariä Empfängnis, ein bedeutender Feiertag, war, herrschte große Stille in den Straßen. Genau wie bei uns pilgerten morgens Menschenscharen, viele fröh-

liche geputzte Ausflugskinder dabei, wohl versehen mit Proviant, ins Freie. Nachmittags folgte ich einer Einladung des verdienstvollen Besitzers der „Deutschen Nachrichten", des Herrn Alexander Trautmann, in sein Haus in Viña del Mar. Ich fand dort einen wohltuend harmonisch gestimmten Familienkreis, verschönt durch junge, lebensfrohe Töchter und frische Söhne. Auch andere Gäste hatten sich eingefunden, und wir nahmen den Tee im Patio, in einem von Weinlaub reizend beschatteten Gange ein. Einer der Gäste erzählte von seinen Erlebnissen in der Salpeterpampa und dann von einem originellen jungen deutschen Freunde, Mitglied einer Familie „chemischen" Klanges in Darmstadt, der sich durch die ganze Welt schlug, ohne von seinem Vater einen Pfennig Geld anzunehmen. Dabei hatte der junge Mann die merkwürdigsten Sachen erlebt, hatte Käfer und Insekten gesammelt, hatte fieberkrank im Busch gelegen, als Steward gefahren usw. Jetzt war er in Begleitung zweier deutscher Schneidergesellen nach Valparaiso eingewandert, wo alle drei lohnende Arbeit gefunden hatten. Er verdiente, ich entsinne mich nicht mehr in welcher Eigenschaft, „für den Anfang" im Monat 250 Pesos.

Später spazierten wir alle an den Strand, zu dem schon erwähnten anmutigen Hotelgarten. Wir trafen dort mit zwei jungen Chileninnen, Halb-Engländerinnen, und deren Bruder, einem Marineleutnant, der im flotten Reitanzug erschien, zusammen. Viele elegante Equipagen, Reiter und Reiterinnen, häufig auch Kinder zu Pferde, verliehen der Strandpromenade ein reizvolles Gepräge. Das Abendessen nahmen wir dann in noch größerer deutscher Gesellschaft wieder im Hause ein, und da stellte es sich heraus, daß der gastliche Hausherr seinen Ge-

burtstag feierte. Nach Tische wurde ausgezeichnet musiziert; eine der Töchter gab mit einem jungen Hamburger Partner einen chilenischen Nationaltanz zum besten. Die genannten Anglo-Chilenen erschienen auch wieder und trösteten sich durch Eiscreme für die Enttäuschung einer frommen Festlichkeit, die von Priestern arrangiert worden war, und zu der sie sich mit hohen Erwartungen hinbegeben hatten.

Einer der Landsleute im Deutschen Klub, der mir sofort sehr freundlich entgegenkam, war der Bremenser Herr Isensee; auch er lud mich in seine allerliebst eingerichtete Villa in Viña del Mar ein. Ein nicht großer, aber wohlgepflegter Garten umgab das an der Straße gelegene Haus. Der Schmuck schöner Rosen, Crimson Rambler, Glycinien, des Glockenbaums, der weißen Floripondia, und blaublühender Jacaranda haftet mir noch im Gedächtnis. Den Stolz des Besitzers aber bildete sein Orchideen-Warmhaus, in dem einige Exemplare in Blüte standen. Im Hause gefiel mir besonders ein behaglicher Frühstücksplatz auf einer breiten Veranda, von der man einen Blick auf die hübschen Gärten und Häuser gegenüber und rechts hinauf zu den Berghängen hatte, in denen sich die Villa eines wohlhabend gewordenen Marinezahlmeisters und, inmitten prächtigen Waldparks, das Schloß einer reichen chilenischen Dame erhoben.

Herr Isensee und seine junge Frau machten dann eine Spazierfahrt mit mir. Sie zeigten mir zunächst den Rennplatz bei Viña del Mar, dessen grünes Tal rund von schönen Pappeln und den Bergen darüber umrahmt wird. Wie ich es in Hongkong gesehen, feiern die Familien auch hier in internationaler Weise — vielleicht auch nach Cliquen — bei den großen Rennen eine Art

von Laubhüttenfest. Ein origineller, offener Zellenaufbau, wie gewisse buddhistische Klöster anmutend, bildet das höher gelegene Versammlungszentrum. Jede Zelle ist aus Laubwerk hergestellt, mit Blumen geschmückt. Unten bankettieren, glaube ich, die Chilenen und Romanen, darüber Deutsche und Engländer, während chilenische dii minorum gentium wieder das Galeriepublikum des obersten Stockes abgeben. Jetzt erschienen die Laubwände und Decken verwelkt, doch ein Blumenwirrwarr aus Geranien, Excelsia — dem goldgelben Fingerhut — Jelängerjelieber und noch manchen anderen Kindern der wilden Flora, überzog üppig wuchernd die Terrassen. Ein neues massives Tribünengebäude aber sollte in Aussicht genommen sein, was ich sehr schade fand. Inzwischen hat das Erdbeben wohl ohnehin hier Änderungen geschaffen. In der Nachbarschaft schatteten sehr hübsche Picknickwäldchen und Alleen. Weiden, Pappeln, Eichen Yuccas, die chilenische Palme Chamärops excelsa, mit ihrem eigentümlich über dem Boden verdickten Stamm, sah man häufig.

Wir gedachten, einen befreundeten Herrn, einen chilenischen Junggesellen, in seinem Gartenhause zu besuchen, fanden ihn jedoch nicht daheim. Der Besitz bestand in einem nicht zu umfangreichen Turm, einer Art von Wachtturm im Kranze weiter Gartenanlagen. Ein wahrer Rosen- und Nelkenflor duftete um den sonderbaren Bau; das große Orchideenhaus enthielt eine Fülle der prachtvollsten brasilianischen Orchideen. Geflügel- und Taubenhäuser, alle mit seltenen Exemplaren versehen, schlossen sich an. Der Hausherr bewohnte ein oberes Zimmer, in dem er gelegentlich kleine, aber durch ausgesuchte Delikatessen erfreuende Sektfrühstücke für Junggesellen gab.

Unterhalb des oberen Stocks befand sich sein Badebassin, in das er mittels einer geöffneten Falltür von oben hinein zu plumpsen liebte.

Bei der Abendtafel im Isenseeschen Hause waren die älteren Knaben, ein niedliches Töchterchen und eine deutsch-chilenische Erzieherin zugegen. Die Kleine besuchte eine englische Schule in Viña. Der Hausherr zeigte mir dann seine Sammlung peruanischer Altertümer und verehrte mir ein indianisches Silberkreuz sowie ein Milchtöpfchen aus einer Grabstätte. Dieser Besuch und die gleich gastliche Aufnahme im Trautmannschen Hause sind mir freundliche Erinnerungen an Valparaiso geblieben. Um so mehr bedauere ich die schreckliche Zerstörung Viña del Mars, die ihnen später so großen Kummer und Schrecken bereitet hat. Über das Schicksal des Isenseeschen Hauses erfuhr ich leider bisher nichts; doch Herr Trautmann schrieb über den Zusammenbruch seines eigenen, vorhin von mir geschilderten Hauses in der ersten Nummer der „Deutschen Nachrichten", die elf Tage nach dem Unglück mangelhaft wieder erscheinen konnte:

„Die meisten Menschen werden um die Zeit etwa gerade ihr Abendessen beendet gehabt haben, als ein starkes Beben sich fühlbar machte. Im ersten Moment glaubte wohl niemand an ein Naturereignis verhängnisvolleren Umfangs. Aber die Erschütterung nahm an Gewalt zu, dem Klirren der Fenster gesellte sich das Ächzen des Gebälks, das Knirschen des Mauerwerks bei, und im Freien fühlte man deutlich die wellenförmige Bewegung des Erdbebens, die nicht lange ohne schreckliche Folgen bleiben sollte. Die Bekleidungen der Dächer lösten sich zuerst und fielen krachend hernieder. Dann schwankten die Mauern und stürzten dröhnend nach außen oder innen

zusammen. Ein Chaos schien einzutreten, die Lichter verlöschten, und Mensch und Tier suchte entsetzt das Freie zu gewinnen. Wohl dem, dem es gelang. Aber nach Hunderten, wahrscheinlich nach Tausenden zählen die Menschen, die von den Mauern erfaßt und erschlagen wurden, unzählbar sind jene, die Verletzungen davontrugen. Unsere Feder ist zu schwach, die Schrecken, die sich vollzogen, auch nur annähernd zu veranschaulichen. Wir können genauer nur die persönlichen Wahrnehmungen wiedergeben, die aber allerdings in den meisten Fällen ähnlich gewesen sein mögen. Wie immer in Fällen der Erdbebengefahr suchte man den Zimmern zu entrinnen. Unter einem Weingang stehend, suchten wir die entsetzten Frauen zu beruhigen. Es gelang nicht. Da begann unter der zunehmenden Schwankung des Bodens das Gitterwerk des Weingangs auf die Darunterstehenden herabzufallen, krachend brachen auch dessen stärkere Holzteile, um herniederzustürzen. Plötzlich erschreckte ein heller Schein in einem Zimmer. Zwei brennende Petroleumlampen waren von dem Tische zur Erde gestürzt, das Petroleum war in Brand geraten und drohte unter der Unzahl von Büchern und Papieren eine Feuersbrunst heraufzubeschwören. Die nahe Gefahr forderte in dem Getöse der Naturereignisse alle Energie heraus, und es gelang, durch herabgerissene Gardinen, zuletzt durch das mit allem Geschirr zusammengeraffte und über den um sich greifenden Brand geworfene Tischtuch, das Feuer zu ersticken. Aber nun trat eine undurchdringliche Finsternis ein. Die ersten Versuche, die Haustür aufzureißen, mißlangen. Durch die Einstürze und Verschiebungen waren Senkungen des Mauerwerks eingetreten, die Tür blieb wie mit einem Balken verrammelt, und die Insassen

schienen im Innern der Wohnung unrettbar eingeschlossen. Da traf Hilfe von außen ein. Einem tapferen und geistesgegenwärtigen jungen Mann aus der Nachbarschaft gelang es von außen, die Tür mit Gewalt aufzubrechen, und nun konnten die Eingeschlossenen das Freie gewinnen. Als der letzte durch die geöffnete Tür entkommen war, stürzte von innen eine Mauer gegen diese und verschloß sie vorläufig definitiv. Aber das nackte Leben war gerettet.

Auf der Straße trafen sich Freunde und Nachbarn. Aber die Straße glich, durch den herabsickernden Regen aufgeweicht, einem Morast, in dem man fußtief waten mußte, was die Situation sehr erschwerte. Die Erderschütterungen wiederholten sich von Minute zu Minute, das unterirdische Grollen hörte kaum auf Sekundenlänge auf. Da, ein Feuerschein in nächster Nähe. Zu den Schrecken der unablässig in Bewegung befindlichen Erde gesellte sich derjenige einer um sich greifenden Feuersbrunst. Und nun traf auch Kunde aus der nächsten Nachbarschaft ein. Überall eingestürzte Häuser, erschlagene Menschen, Schrecken und Entsetzen. Die in einer benachbarten Straße aufgeführten neuen Häuser, stolze Bauten aus schweren Gesteinmassen, seien ausnahmslos Trümmerhaufen, so lautete die Kunde. In einem solchen Gebäude hatte vor wenigen Tagen eine fröhliche Einweihungsfeier stattgehabt.

Das vorstehend Gesagte ist nur ein kleines, schwaches Bild aus dem düsteren Gemälde, das der unselige Abend des 16. August entrollt. In Valparaiso entfesselten die entsetzlichen Naturereignisse unbeschreibliche und ungeahnte Szenen." — Und hierüber bringe ich aus dem

Berichte Herrn Trautmanns noch folgende Stellen: „Während des Erdbebens, dessen Dauer auf ca. 15 Minuten geschätzt wird, stiegen aus der Erde rote Feuersäulen gen Himmel, so daß es schien, als ob ein neuer Vulkan sich gebildet hätte. Diese roten Feuerscheine wiederholten sich drei- oder viermal, von Gas oder Elektrizität herrührend. . . . . Hengstenberg y Ca. sowie das Grand Hotel hatten der Erdbebennacht Widerstand geleistet. In einer der folgenden Nächte aber wurden sie von Banditen, die erwischt ihren Frevel mit dem Leben büßten, angesteckt und sind nun ebenfalls dem Erdboden gleich. So geht es die ganze Avenida hindurch.'. . . . Man kann sich die grauenvollen Schrecken einer Nacht, die solche Zerstörung zurücklassen konnte, für die Bevölkerung denken. Jeder glaubte sein letztes Stündlein gekommen und war nur in wahnsinniger Angst bestrebt, das Leben der Lieben und im Selbsterhaltungstrieb das eigene zu retten. Solange Menschen an der südamerikanischen Westküste leben, wird des 16. August 1906 mit Schrecken gedacht werden. . . . . Die sämtlichen Dampfer der Kosmos- wie anderer Linien, haben in zuvorkommendster Weise alle an Bord kommenden Flüchtigen aufgenommen, woselbst ihnen die liebenswürdigste Verpflegung zuteil wird. . . . . Recht traurige Szenen haben sich bei der Katastrophe zugetragen, welche zu beschreiben es kaum Worte gibt. So wurde im Hause des Herrn Wilkens die Gattin desselben nebst fünf Pensionären erschlagen. Wie schrecklich wird für die Eltern die Nachricht von dem Verluste ihrer hierher zur Ausbildung geschickten Kinder sein. . . . Unter den vielen traurigen Ereignissen, welche das fürchterliche Erdbeben mit sich gebracht hat, ist jedenfalls der traurigsten eines der Tod der jugendlichen Frau

unseres Landsmannes und Freundes Herrn Julius Dittrich, die nebst zwei hoffnungsvollen Mädchen von 13 und 11 Jahren von dem einstürzenden Turm des neuen Hauses in Viña del Mar verschüttet wurde und deren Leichen erst nach langem, verzweiflungvollen Suchen gefunden werden konnten. Die Familie hatte erst vor wenigen Wochen das neue Gebäude, am Beginn der Brücke von Viña del Mar nach Poblacion Vergara, bezogen. . . . . Herr August Kiel ist nebst seiner ganzen Familie, mit Ausnahme eines einzigen Sohnes, ein Opfer des Erdbebens geworden. Er war mit sämtlichen Familienmitgliedern, bis auf eben diesen Sohn, im Eßzimmer seines in Calle Yungai, Ecke Olivar, befindlichen Hauses beisammen, als das Erdbeben auftrat und im Nu die im Zimmer Befindlichen unter den Trümmern der einstürzenden Decke begrub. . . . . Um eine Anzahl freundlicher Anfragen aus verschiedenen Teilen Chiles zu beantworten, teile ich mit, daß wir alle, meine gesamte Familie und ich, körperlich heil und gesund aus der fürchterlichen Katastrophe hervorgegangen sind. Unser ehemaliges Wohnhaus in Calle Quillota, Viña del Mar, aber stürzte, den gesamten Inhalt unter sich begrabend, zusammen, so daß es uns nur unter Schwierigkeiten möglich war, uns im letzten Augenblick zu retten."

Das Verschwinden der 640 Seemeilen von der chilenischen Küste liegenden Robinsoninsel Juan Fernandez hat sich übrigens nicht bewahrheitet.

* * *

Die „Deutschen Nachrichten" der Imprenta Germania Herrn Trautmanns brachten bereitwilligst meinen Artikel zur Belebung der Flottenvereinsbestrebungen. Hoffentlich werden diese nicht durch das Erdbeben noch mehr in den Hintergrund gedrängt werden, sondern wieder in voller Lebendigkeit erstanden sein. Eine deutsche Kolonie, wie die in Valparaiso, müßte ja in allererster Linie eine Stütze der Flottenvereinssache im Auslande bleiben. Jede zielbewußt gepflegte Idee, die eine innere Berechtigung in sich trägt, erlebt einmal die Stunde ihres Triumphes. Ich halte es für eine der schwersten deutschen Unterlassungssünden der neueren Zeit, daß wir anderen Seemächten einen so ungeheuren Vorsprung ließen; die Koalitionen gegen uns haben sich vorzugsweise auf diesem Umstand aufgebaut. Ich halte aber die Nation selber unendlich viel mehr dafür verantwortlich, als die leitenden Staatsmänner. Einem Kranken, der keinen Arzt bezahlen will, kann nicht geholfen werden. Es galt, die kaiserliche Einsicht, die allein den völligen Niedergang der Seemacht verhinderte, mit stiller, sachlicher Einmütigkeit zu stützen, dem Auslande gewissermaßen mit zusammengebissenen Zähnen zu zeigen, daß wir zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit unserer Nation bereit wären. Eine gutgemeinte Agitation gedachte zur Erreichung dieses Zieles einen Druck auf Regierung und Volk auszuüben. Aber mir scheint die stete und manchmal übertreibende öffentliche Vorhaltung der eigenen Schwäche doch ein bedenkliches, unsere auswärtige Politik recht erschwerendes Mittel gewesen zu sein. Freilich weiß man im Auslande so genau wie bei uns, daß wir nicht allzu viele Schlachtschiffe besitzen und manches minderwertige Schiff darunter in den Kampf führen müßten, freilich

ist es verderblich, sich in eine Sicherheit zu wiegen, die später versagt, allein die Neigung, Schwächen Deutschlands auszunutzen, ist ringsum eine so begierige, daß alles auf des Messers Schneide steht. Wir können dem Inlande wohl sagen: seht, was uns für blutige Opfer bevorstehen, wenn wir nicht rechtzeitig geringere bringen! Allein, dem Auslande dürfen wir auch nicht den geringsten Zweifel daran lassen, daß wir trotz aller Schwächen immer noch stark genug sind, uns unserer Haut zu wehren, daß wir Vertrauen zu unserer Rüstung und Führung haben, entschlossen sind zu siegen und schließlich siegen werden. Und das Ausland weiß dies! In dem nämlichen Moment, wo solche Überzeugung beseitigt gewesen wäre, würden wir den Krieg gehabt haben, und werden ihn haben. So hätte ich denn auch der Flottenvereinsagitation, mit deren Zielen ich ja völlig einverstanden bin, zuweilen zurufen mögen: Vorsicht! Auch das heilige Feuer der Begeisterung kann Schadenbrände anstiften! —

Vorstehende Zeilen hatte ich geschrieben, ehe der alte Reichstag aufgelöst war. Der Flottenverein hat sich dann ja nach seiner Pflicht an der nationalen Gestaltung des neuen energisch mitbeteiligt. Der Gegensatz zum Ultramontanismus lag unvermeidbar in dessen antinationaler Haltung begründet. So möge der Verein auch seine auf eigenstem Gebiete liegende Agitation zähe fortsetzen. Es sind freilich starke Mittel nötig, um unserer Nation endlich begreiflich zu machen, daß die bisher bewilligte Versicherungsprämie ihm keine ausreichende Sicherheit gewähren kann, es gilt wirklich, sich auch in der Agitation unablässig vor dem Erschlaffen zu bewahren; aber je geräuschloser nach außen dies in heißer,

doch leidenschaftsfreier Innenarbeit erzielt wird, desto bestimmter helfen wir, die uns nötige Wehr zur See zu schaffen.*) — —

Es hätte in Valparaiso noch viel mehr für mich zu sehen gegeben, allein ich glaubte bei meiner ohnehin knappen Zeit, in der Hauptstadt einen günstigeren Boden für meine Studien finden zu können. Am 11. Dezember reiste ich also nach Santiago ab.

*) Während der Fertigstellung dieses Buches erfolgte der vielfach erfreuliche Flottenvereinstag in Köln. Hoffentlich bewirkt die Anerkennung der Keimschen Flottenausbauziele in Nord und Süd auch die Übertragung in die Tat. Die Erklärung aber, daß der Verein unpolitisch sei und sich gegen keine politische Partei wenden dürfe, ist sachlich unverständlich, unvereinbar mit jener Anerkennung, weil er sie im wesentlichen annulliert, und daher gefährlich für die Zukunft.



Am Cerro de Santa Lucia in Santiago de Chile.



In Santiago de Chile.

Bahnfahrt von Valparaiso. — Allgemeine Züge aus Santiago. — Ins Hotel Oddo Annex. — Herr Hube aus Port Montt. — Kathedrale und Studentenhuldigung. — Im deutschen Klub. — Flüchtiges Erdbeben. — Dr. Steffen und andere Bekanntschaften. — In der Quinta normal bei Dr. Philippi. — Bei Herrn v. Reichenau. — Friedrich Ratzel tot! — Nachlaßgefährdungen. — Die Institute der Quinta normal. — Bekanntschaft mit General Körner. — Die Ansicht der Deutschen Südamerikas über unsere nordamerikanische Politik. — Asiatische Verschleierungskunst. — Im Generalstabsgebäude. — General Ortúzar, Körners Freund. — Der Generalstabschef. — Die Vermessung. — Die Kadettenanstalt, Escuela militar. — Oberstleutnant Barceló. — Die hohe Gleichmäßigkeit. — Santiago, Chapultepec und Westpoint. — Armee und Nationalgarde. — Deutsch obligatorisch. — Über geographischen Unterricht und seine nationale Bedeutung. — Turnunterricht. — Bilderschmuck im Kasino. — Hauptmann Fernandez. — Bei Philippis. — Geschicklichkeit der Chileninnen. — Deutsche Übereinfachheit. — Liberalismus und Klerikalismus. — Marienstatue und Bismarckdenkmal. — Doppelte Deputierte. — Anfänge einer sozialen Gesetzgebung. — Neue Offiziersbekanntschaften. — Schweden. — Das Militärmuseum. — Ein Ritt mit Oberstleutnant Bertling. — Los Baños. — Der Blumenkorso. — Molina Santiago. — Besichtigung der Reitschule. — Oberst v. d. Lund bietet mir seine Reisebegleitung an. — Abendlicher Besuch der nordamerikanischen Sternwarte. — Ein Backwoodsman als Astronom. — In General Körners Heim. —

Seine Verwandten und sein Garten. — Ich werde dick. — Weiteres Zusammensein mit dem General. — Besichtigung auf dem Übungsplatz der Escuela militar und des Artillerie-Kasernements. — Die Mutter des Generals Ortúzar. — Beratung wegen würdigen Empfanges des „Falken“. — Eine Weihnachtsmesse in der Quinta normal. — Volksweihnacht in der Avenida. Die älteste Kirche. — Der Park Cousiño. — Empfang der Offiziere des Kreuzers „Falke“ und der nordamerikanischen Offiziere, sowie die daran anschließenden Rivalitäten und Festlichkeiten. — Abschied von Santiago und Weiterreise nach Südchile.

Die Entfernung der Hauptstadt von ihrem Haupthafen entspricht ungefähr der Bahnreise von Hamburg nach Hannover, nur daß man sich dort etwa auf die Höhe von Schierke hinaufwindet. Der erste Anhub ist wesentlich, denn die Küste steigt auf 520 Meter, doch Santiago liegt kaum 40 Meter höher; aber tiefe Einschnitte sind zu überwinden. Zunächst will ich hier eine allgemeine Übersicht über die Hauptstadt geben und dann in meinen Tageserlebnissen fortfahren.

Die staatliche Bahn, der großartige, von Engländern gebaute Teil der direkten Querkontinentalbahn zwischen Valparaiso und Buenos Aires, führt in gutgehaltenen Wagen der primera classe durch einige der fruchtbarsten Täler Chiles, bei welcher Vorstellung man sich immer noch die überwiegende Kahlheit der Berge vergegenwärtigen muß. Aber alles, was an künstlicher und natürlicher Vegetation vorhanden ist, nimmt bereits einen viel breiteren Raum ein, als es in Peru der Fall war. In den unteren Bergeinschnitten gewahrt man sogar zusammenhängende Bewaldung. Auch hier fallen in der Ebene die prächtigen Pappeln, die fast Zypressen in der Form gleichen, und die hängenden Wipfelfahnen mächtiger Weiden auf. Auf weiten Feldern wächst der gute chile-

nische Wein. Bei der Näherung an die große Stadt recken sich die Anden immer imponierender empor.

Zweifellos gehört Santiago zu einer der am schönsten liegenden Binnenhauptstädte der ganzen Erde.

Daß es mit seinen nahezu 300 000 Einwohnern das auch nicht kleine Valparaiso bedeutend an Großstadtzügen überträfe, ward mir sofort klar, ja, es war die erste Stadt, die ich bis jetzt in Südamerika fand, die wirklich solche aufweist, und der bis hinauf nach Mexiko nichts an die Seite zu stellen ist. Desgleichen bewahrte es die spanische Eigenart weit stärker als Valparaiso. Mögen in Lima sich mehr alte Straßen erhalten haben, so ist das Straßenleben dort auch kaum reicher an fremdartigen Erscheinungen. Mir kam es sogar vor, als ob die Damen von Santiago der charakteristischen Manta treuer blieben. Sie sind fromm und gehen sehr viel in die Kirche, wo sie ebenfalls nur in der Manta erscheinen dürfen. Auch bei den mit den Kirchengängen wohl verbundenen Vormittagseinkäufen sieht man Scharen in dieser vortrefflich kleidenden tiefschwarzen Kopf- und Schulterumrahmung, die zu den schweren Schleppgewändern gut paßt, doch bei den kurzröckigen und stolz schreitenden, halbwüchsigen Mädchen fast widerspruchsvoll, wenn auch keineswegs häßlich aussieht.

Valparaiso ist die Stadt der Fremden, Santiago die der Einheimischen. Obschon die Einheimischen nichts ohne die Fremden wären, was in ganz Zentral- und Südamerika fast niemals zugegeben werden wird, wobei die stille, neidische Abneigung wider alles Fremde auch bei aufrichtigsten Freundschaftsgefühlen nicht völlig erlischt, so umgibt der Reiz des Vornehmen und Eigenartigen

wiederum doch hauptsächlich die Einheimischen. Deshalb fesselt Santiago mehr als Valparaiso. Dieses bleibt der Sitz der Großkaufleute des Auslandes, jenes ihrer Niederlagen, Filialen und von Detailgeschäften mit teilweise glänzenden Läden. Man könnte hier, im kleinen und natürlich auch sonst wesentlich anders bedingten Maßstabe, ein Verhältnis wie zwischen Berlin und Hamburg andeuten. Die Gesellschaft von Valparaiso gravitiert nach Europa, die von Santiago wurzelt im Lande. Hier wird das Geld der einheimischen Grund- und Minenbesitzer verzehrt, hierher fließen die Einkünfte aus dem Salpeter. Hier residieren Präsident und Erzbischof, der Nuntius Roms und das diplomatische Korps. Geistliche und Beamtenhierarchie führen oder beeinflussen das kirchliche und öffentliche Leben; von hier aus findet das geistige Streben des Landes durch Universität, Seminare und eine Fülle von höheren und niederen Lehranstalten seine Verbreitung, vermittelt durch Fremde, aber auch durch tüchtige Einheimische. Hier ist schließlich der Nerv des politischen Treibens, wie der militärischen Zucht.

Wohlgefällig weilt das deutsche Auge auf straffen Offizieren, die ihre Schulung deutscher Erziehung verdanken und dies, zumal unter den jüngeren Elementen, auch rückhaltlos anerkennen. Truppen in bedeutender Zahl gewahrt man nur während der wenigen Einziehungsmonate; im größeren Teil des Jahres wird das Gros wieder von den Fahnen entlassen. Was die militärische Erziehung in kurzer Frist hier bewirkt, nahm mich um so mehr wunder, als ich den Schmutz der niederen Bevölkerung kaum irgendwo schlimmer gefunden habe als gerade in Santiago. Die Unreinlichkeit des Volkes trägt neben dem immer zu gering gewesenen Aufwande der

Verwaltung zu der hohen Sterblichkeitsziffer mit bei. — Vor dem Trinkwasser muß man sich sehr in acht nehmen. Obwohl Santiago schon weit außerhalb der Tropen liegt und sehr trockene Luft besitzt — es regnet zuweilen dreivierteljahrlang nicht — scheint das Klima die Europäer doch den Wechsel für sich und ihre Kinder suchen zu lassen. Ich fand den schroffen Gegensatz zwischen Tageshitze und Abendkühle manchmal unangenehm, im übrigen aber schien es mir, als ob man bei weiteren Fortschritten in sanitärer Fürsorge sehr wohl dauernd in Santiago leben könnte. Eine Kanalisierung und Asphaltierung der Straßen durch eine englisch-nordamerikanisch-chilenische Gesellschaft stand in Vorbereitung.

Selbst in der Stadt Mexiko, wo das schmutzige indianische Mischvolk auf allen Plätzen und in den besten Straßen sich aufs unangenehmste um die reinlicheren Passanten drängt, fällt dies polizeiwidrige Treiben nicht so auf die Nerven wie in Santiago. Das Deck der sonst guten Wagen des mächtig entwickelten elektrischen Straßenbahnnetzes, auf dem die Fahrt weniger kostet als im Innern, ist für den Reisenden, der die Straßenbilder so am besten genießen will, gar nicht zu benutzen. Man ekelt sich zu sehr vor den einen widerwärtigen Geruch verbreitenden, zerlumpten Menschen. Aber die Preisverschiedenheit ist sehr weise, sonst könnte man dieses öffentliche Verkehrsinstitut kaum benutzen. Dabei ist auch der Kutschen- und Droschkenverkehr bedeutend, da die Straßen von gewaltiger Länge sind und die vermögenderen Klassen die Wagenpreise für billig erachten. Glänzende Toiletten in glänzenden Equipagen zur Schau zu tragen, bedeutet das Höchste der Gefühle für die romanischen Amerikaner, zumal weiblichen Geschlechts, dem unter Umständen

jede andere Lebensbehaglichkeit, ja Notwendigkeit geopfert wird.

Als ich, vom Bahnhof kommend, die Hauptpromenadenstraße Avenida de las Delicias durchfuhr, die teils an Breite, doch sonderlich an Länge und an Schönheit der vierfachen Baumreihe, zu deren Seiten fließendes Wasser strömt, die Berliner Linden übertrifft, ohne sonst deren Großartigkeit zu erreichen, war ich entsetzt über das schlechte Pflaster. Die Munizipalverwaltung hätte in manchen Punkten längst moderner wirtschaften müssen. Dagegen imponierten mir die geschmackvollen, trefflich gehaltenen öffentlichen Anlagen. Unter diesen steht der Cerro de Santa Lucia obenan, ein innerhalb der Stadt befindlicher, den einen Abschluß jener Straße bildender 60 Meter hoher Andesithügel — also vulkanisches Gebilde — ähnlich den Bergen innerhalb von Graz oder Salzburg. Seine architektonische Ausschmückung ist nicht einheitlich. Breite Freitreppen, gewundene Treppen, Tore, Galerien usw. in überladenem Barock unterhalb, und oberhalb deutscher Burgstil. Aber die Vegetation — übrigens künstlich, auf ehemals sterilem Fels — in die sich dies alles hineinschmiegt, und welche von entzückendem, vielfarbigem Flor von Geranien, lila Winden, Magnolien und vielen anderen Blumen zu wundervollen, subtropischen Baumwipfeln wechselt, das Filigranwerk des Mimosenlaubs gegen tiefblauen Himmel — erzeugt ein Gesamtbild, das die großen Fehler fast vergessen läßt. Ich kenne in keiner Stadt des Erdkreises eine schönere derartige Schöpfung aus Menschenhand, und bin geneigt, diesen Cerro, obwohl ihm der umliegende Park fehlt, noch über das herrliche Chapultepec bei Mexiko zu stellen. Er ist eine der vornehmsten Sehenswürdig-

keiten, die ganz Amerika bietet. Santiago hat sie geschaffen, aber die Bevölkerung weiß sie nicht zu schätzen, sonst würde oben kein mäßiges Theater geduldet und nicht die schmutzige Wirtschaft eines Restaurants dritten Ranges gelitten werden. Trotz seiner idealen Lage wird dieses vom Publikum nicht besucht und könnte daher selbst bei besserer Bewirtschaftung kaum viel bieten. Auch die Zahl der Spaziergänger ist verhältnismäßig gering; die guten Leute von Santiago sind schon zum Gehen zu faul, erst recht zum Steigen. Eine kleine Bahn, die diesem Mangel begegnen sollte, befand sich außer Betrieb. Leute von außerhalb, Liebespaare, Kinder, Zeitungsleser, repetierende Studenten waren die Inhaber der Sitzplätze, die oberhalb des Equipagenweges sich zahlreich befinden. Nahe der Spitze steht eine Statue des Pedro de Valdivia, des Gründers von Santiago.

Ich bin während der Wochen, die ich in Santiago zubrachte, fast jeden Abend, an dem ich es ermöglichen konnte, oben gewesen. Der Rundblick ist großartig, bei entsprechender Beleuchtung und in klaren Mondscheinnächten kaum zu überbieten, eine der köstlichsten Landschaftsperlen der bewohnten Erde. Ringsum zu Füßen schließt sich die große Stadt, hier dichter, von Türmen überragt, dort streifenartig geteilt durch die langen Zeilen spanischer Straßen — Gruppen von Kirchen, Klöstern, Gärten und einzelnen Palmen, Araukarien oder Eukalypten dazwischen, geschnitten von dem Fluß Mapocho und umgeben von grünenden Mais- und Weinfeldern, edel strebenden Pappeln und malerischen, hängenden Weidenwipfeln. Das Ganze bettet sich in einen weiten Talkessel, dessen umschließende Berge, wenn auch meist nackt, dennoch grüne und besiedelte Hänge und waldige

Einschnitte zeigen, oben aber jetzt schneebedeckt sind, und im Hintergrund in ewig beschneiten, bis 5000 Meter, in einzelnen Häuptern, wie den Vulkanen San José und Tupungato, zu über 6000 Meter und fast 7000 Meter ins leuchtende Blau steigenden Riesen der Zentralkordillere gipfeln, über denen nur der Kondor kreist.

Ich kann mich leider hier nicht mehr mit der allgemeinen Schilderung Santiagos beschäftigen; kurz will ich nur den Hauptplatz, die Plaza de la Independencia, erwähnen, weil sie die schönste ist, die es in Südamerika gibt. Auch um sie liegen wie in Lima stattliche Gebäude mit Arkaden, an denen sich freilich moderne Änderungen unliebsam bemerkbar machen. In einem dieser befand sich der deutsche Klub, dessen Loggia also einen sehr unterhaltenden Platz bot. Hinter der mit dem Bischofspalast verbundenen Kathedrale liegt das von Anlagen umgebene Parlamentsgebäude. In manchen Nebenstraßen finden wir vornehme Palais, die um so besser wirken, je spanischer ihr Stil ist. Die recht große Plaza übertrifft durch ihre ziemlich junge Bepflanzung, in der Blumen und Palmen überwiegend die Rasenplätze zieren, jede andere, die ich sah, noch mehr aber durch das elegante Leben auf dem bankbesetzten Promenadenviereck, das sie säumt. Erfreulicherweise scheint die Polizei hier keine schmierigen und sonstig störenden Elemente zu dulden, wenigstens bleiben sie fern. Die Toilettenpracht, die Fülle elektrisch beleuchteter reizender Frauen und Mädchen, die hier an den Donnerstag- und Sonntag-Konzertabenden zu finden sind — das ist einzigartig! Und dabei eine kräftige Mehrheit, vor der man an der häufig von Europäern ausgesprochenen Ansicht von der „niedergehenden Rasse“ irre wird. Ich möchte zwar meine Kinder nicht

so affenartig geputzt herummarschieren lassen, geschweige wenn es Mädchen sind, die oft schon, im Klippschulalter stehend, mit den abteilungsweise kreiswandelnden jungen Stutzern kokettieren. Das Gesamtbild aber an den schönen, kühlen Abenden, wenn die Springbrunnen unter dem Sterngefunkel plätscherten, wirkte so fesselnd, daß ich die meist trefflichen Wochenkonzerte selten versäumte. Keine deutsche Stadt, Berlin mit seinen Wandelkonzerten im Zoologischen Garten eingeschlossen, kann eine in so schönen Rahmen gefaßte Eleganz darbieten, wie diese gegen unsere Weltstädte doch immerhin unbedeutende Binnenhauptstadt des erst halbentwickelten Südamerika.

Durch die Transandinische Bahn ist Santiago von Buenos Aires aus im südlichen Sommerhalbjahr ohne Schwierigkeit zu erreichen; zurzeit befand sich Chile mit dem Reststück, das auch die wenigen unbequem werdenden Stunden im Sattel oder günstigstenfalls im Wagen oder im Automobil erspart, bis jetzt noch im Rückstande. Wer in Südamerika umherreist, sollte sich den Besuch der chilenischen Hauptstadt nicht entgehen lassen. Die Hotelverhältnisse sind etwas vorgeschrittener als in Lima, wohl auch als in Valparaiso, stehen aber gleichfalls nicht recht auf der Höhe, die einem anspruchsvollen Fremdenverkehr entspricht, hauptsächlich mit wegen der allgemeinen Schwierigkeit, ein sauberes, zuverlässiges Personal zu bekommen.

* * *

Ich nahm mir ein Patio-Zimmer im Hotel Oddo Annex und traf den Herrn Hube aus Puerto Montt, der gerade wieder heimreisen wollte. Er gab mir allerlei Schriften seiner Firma über Siedlungen und die südliche Reiseroute nach Argentinien.

Nachdem ich die nahe Plaza, namentlich die dreischiffige, von Tonnengewölben gedeckte Halle der schönen Kathedrale, in der die schwarz verhüllten, auf den Knien liegenden Frauen und ein alter, die Messe zelebrierender Priester eine sehr wirkungsvolle Staffage abgaben, besichtigt hatte, wohnte ich einer großen Huldigung bei, die von Professoren und Studenten dem liberalen Unterrichtsminister Guillermo Riviera vor der Universität dargebracht wurde. An Fahnenaufschriften des langen Zuges las ich: Lamarck, Darwin, Zola, Haeckel, Combes; dann „Nieder mit dem Klerikalismus!“ Aber auch: „Nieder mit dem Atheismus; es lebe das Evangelium der Bibel!“ — Zum erstenmal entzückte mich dann der Besuch des Cerros. Man sieht besonders gut den 5600 Meter hohen, grauen Plomo — den Bleiberg. Eine der Kordillerenspitzen heißt, wie mir gesagt ward, jetzt offiziell Bismarckberg.

Der deutsche Konsul, kein Berufskonsul — zurzeit Herr Fischer, Inhaber eines Konfektionsgeschäftes — führte mich in den geräumigen deutschen Klub. So schön dessen Lage wirkte, merkte man doch den Mietscharakter und die knappen Mittel der kleinen Kolonie. Auch hier durfte ich in ihm mein „Headquarter“ für meine Mahlzeiten aufschlagen, die der deutsche Wirt nicht teuer und ganz gut beschaffte und die bei guter Jahreszeit in der Loggia des ersten Stockes an Einzeltischen eingenommen wurden. Die Teilnehmer waren meist Kaufleute, Lehrer, einige Beamte, Ärzte usw. Das Anknüpfen von Bekanntschaften fiel nicht schwer. Gelegentlich erschienen deutsche Offiziere, manchmal auch chilenische. Am Mittag meines ersten Sonntags fand ein ziemlich heftiges Erdbeben statt, von dem ich aber im Treiben der Straße

gar nichts merkte. Unter den vielen Erdbeben, die Santiago zu erdulden hatte, ist das Terremoto von 1647 ganz über alle Beschreibung furchtbar gewesen.

Von den wenigen deutschen Offizieren, die noch in Chile zurückgeblieben waren, lernte ich zunächst Hauptmann Bertling kennen, dem einzigen zurzeit noch seinem deutschen Armeeverbande angehörenden Herrn, der in einem Danziger Regimente gestanden hatte. In Chile bekleidete er Oberstleutnantsrang. Dann machte ich die Bekanntschaft des Geographen Dr. Steffen, eines durch verschiedene Forschungs- und Vermessungs-Expeditionen im südlichen Chile bekannt gewordenen Gelehrten. Er bekleidete eine Professur am staatlichen Collegio pedagogico sowie die eines Prüfungskommissars für Kandidaten des höheren Lehramts. Seinem Urteile nach steht die Universität von Santiago recht hoch; es werde dort mit Eifer gelernt. Eine Probe davon bemerkte ich ja auf dem Cerro, wo fast alle Bänke nachmittags von jungen Leuten besetzt waren, die für Prüfungen repetierten. Im Examenablegen, so sagte mir jemand ironisch, käme Chile gleich nach China. Ferner lernte ich Herrn Holstein kennen, einen Berliner. Er bekleidete den angesehenen Direktoratsposten der deutsch-englischen Elektrizitätswerke von Santiago. Mit mehreren deutschen Lehrern wurde ich leider nur flüchtig bekannt, näher mit dem Museumsdirektor, Professor Dr. Philippi, dessen Vater schon ein bekannter Mann in Chile gewesen war. Dr. Philippi leitete vor allem den Botanischen Garten in der Quinta normal, dem weiten Grundstück der staatlichen Ackerbauschule. Vom Schicksal war er recht heimgesucht, da er sich nur an Krücken bewegen konnte, was er mit großer Behendigkeit tat. Die Lähmung des Körpers

schien die Lebhaftigkeit seines Geistes nicht zu beeinträchtigen. Manche Belehrung verdankte ich seiner Freundlichkeit. Seine Domäne bildete die chilenische Flora und bei dieser wieder das Entwicklungsstudium. Einen Lieblingsbaum hatte er aber doch, eine prächtige Zeder, an seiner unter dichten Wipfeln liegenden Dienstwohnung. In der Nähe leuchteten mehrere hohe Kronen des schon erwähnten blaublühenden Jacaranda-Baumes. An ausgesucht schönen Bäumen, so auch noch Palmen, wie: Datteln, Chamaerops Excelsa, Washingtonia filifera, hatte das umfassende Grundstück überhaupt keinen Mangel.

Einer meiner ersten Besuche galt natürlich dem deutschen „Minister", zurzeit der kaiserliche Gesandte Herr v. Reichenau. Er empfing mich freundlich und teilte mir in längerer, angeregter Unterhaltung allerlei mit, was mir zur Kenntnis von Land und Leuten wertvoll wurde. Auch in Chile scheinen die Deutschen häufig mit unseren höchsten Vertretern nicht recht zufrieden gewesen zu sein, wohl nicht immer zu unrecht. Eine etwas ausgeprägte Exklusivität liegt ja nun einmal bei uns in der Luft, die auch über die Weltmeere hinüberweht. Weit schlimmer ist aber der Vorwurf, daß nicht genügend scharf für die landsmännischen Interessen eingetreten werde. In Santiago habe ich meist Rühmendes über die energische Wahrnehmung seitens des derzeitigen Ministers vernommen. Ich für meine Person kann nur wiederholen, was ich, glaube ich, früher schon einmal aussprach, daß ich gerade bei den Spitzen unserer Auslandvertretungen im allgemeinen die größte Liebenswürdigkeit und tätige Beihilfe für meine Zwecke fand. Offenbar zeigte der Minister ein besonders lebhaftes Interesse für die weitere Heranziehung deutscher Einwanderung; er schien zur Erreichung

dieses Zieles eine Syndikatsbildung in Deutschland für zweckmäßig zu erachten. Den guten Willen, den man in Chile zur Besserung der verschiedentlichen Mängel zeige, erkannte er warm an. Auch ihm dünkte die Zurückhaltung des deutschen Kapitals bedauerlich. — Herr v. Reichenau ist als jüngerer Diplomat in Washington gewesen; er kannte die dortigen Verhältnisse genau. Seine Gemahlin, die mich gleichfalls sehr liebenswürdig empfing, ist eine geborene New-Yorkerin deutscher Abkunft.

In diesen Tagen erfuhr ich, daß Professor Friedrich Ratzel in Leipzig, der Mann, dem unser Vaterland so manche geistvolle Anregung auf dem Gebiete der politischen Geographie verdankt, gestorben sei. Das war eine traurige Nachricht! —

Viel ward von allerlei Advokatenkniffen erzählt. Wenn ein Ausländer, ohne ein Testament zu hinterlassen oder ohne gemeldet zu sein, stirbt, so wird sein Nachlaß als herrenloses Gut betrachtet und bestohlen. Der Konsul riet einem alten deutschen Offizier und ehemaligen chilenischen Hauptmann, der in der letzten erfolgreichen Revolution die Partei der unterliegenden Regierung ergriffen hatte, als dieser sich einmal zu uns setzte, aufs dringendste dazu, doch endlich ein Testament zu machen.

Die Quinta normal beherbergt also alles mögliche: die Quinta de Agricultura, den Botanischen Garten, den kleinen Zoologischen Garten, das Skulptur- und Bildermuseum, das naturhistorische Museum, Industrie-Anstalt, Laboratorien, Sternwarte, und auf dem zuerst genannten Teil allerlei Baumschulen und Kulturen. Zu dem Rundgang verwendete ich noch einen Nachmittag. Am Abend war ich beim Gesandten eingeladen, wo ich den Konsul und Baumeister Holstein traf, und zum ersten Male den be-

deutendsten Deutschen Chiles, dessen ganz ungemein tatkräftiger Unterstützung ich dann so viel zu verdanken haben sollte: General Körner! Die Vergangenheit dieses Mannes, der das chilenische Kongressistenheer schuf, das die Macht des Diktators Balmaceda bei Concon und La Placilla vernichtete, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Kurz sei nur gesagt, daß der ehemalige preußische Artilleriehauptmann Emil Körner, gebürtig aus der Merseburger Gegend, auf Wunsch Chiles als Instruktionsoffizier herauskam und jetzt Höchstkommandierender der chilenischen Armee ist. Körner ist seine Parteinahme im Revolutionskriege gerade in einem Teil ihm nahestehender Kreise in Europa verdacht worden; allein die Verhältnisse drüben sind eben nicht ganz vom Boden unserer Tradition aus zu beurteilen. Das ungeheuere Ansehen, das Körner drüben genießt, sollte diese Beurteilung schon korrigieren. Als er vor einigen Jahren, sich nach Ruhe sehnend, nicht mehr nach Chile zurückkehren wollte, drüben aber in der militärischen Maschine sofort Stockungen eintraten, verstand er sich endlich dazu, die Armeeleitung wieder zu übernehmen. Dafür fand er dort einen Empfang, wie er in Chile wohl noch niemals vor ihm einem Ausländer bereitet worden ist. Mit welchem jugendlichen Feuer der alte Soldat auch heute noch, ohne jede Rücksicht auf körperliche Schonung, tätig war, davon bin ich selbst wiederholt Zeuge gewesen; ebenso von der Verehrung, die ihm die chilenischen Offiziere entgegenbrachten, die jüngeren wohl ganz ausnahmslos. Ferner bekundete die ersichtliche Wertschätzung seiner Person durch die offizielle Vertretung des Deutschen Reiches unzweifelhaft, daß das hohe Vertrauen, das die chilenische Regierung in diesen deutschen Mann setzt, heute durchaus auch von unseren

maßgebenden Kreisen geteilt wird. Da Körner eine Persönlichkeit bleibender Bedeutung geworden ist, sei sein Äußeres hier kurz geschildert.

Ich sehe ihn noch vor mir als einen älteren, sehr hochgewachsenen und starken Herrn, von rötlich-gesunder Gesichtsfarbe mit grauen, buschigen Augenbrauen, grauem, kurz geschorenem Haar und grauem, kurzem Schnurrbart, einem kräftigen und doch feinem Kopf, einem echten Generalskopf! Seine auffallend tiefliegenden, kleinen, aber lebhaft aufblitzenden Augen und die kurze, tief eingespannte Nase energischer Leute bildeten sehr charakteristische Merkmale. Klugheit, Güte, schnelles Temperament und Jovialität sprachen aus diesen Zügen; das gänzlich ungezierte Benehmen, das die steife, deutsche Zugeknöpftheit gegen fremde Kreise völlig abgelegt hatte, nahmen sofort für ihn ein. Der schwarzverschnürte Uniformrock des Generalstabes mit blauem Kragen, etwa österreichischen Schnittes, saß dem alten Herrn sehr knapp, so auch das Stegbeinkleid, das ein breiter blauer Streifen zierte. Er trug eine höhere Klasse des Roten Adlerordens mit Schwertern um den Hals, ferner das Eiserne Kreuz II. Klasse mit Eichenlaub und einen Bruststern, wohl auch hohen deutschen Orden, befanden wir uns doch auf dem reichsdeutschen Boden der Gesandtschaft. — Als später die anderen geladenen Herren einer Schulkonferenz halber sich entfernt hatten, verbreitete sich der General rückhaltlos über alles mögliche Interessante aus seinem reichbewegten Leben. Das Hauptthema bildete indessen die Vorbereitung für einen würdigen Empfang unseres kleinen Kreuzers „Falke", des ersten deutschen Kriegsschiffes, das seit Jahren einmal wieder die Westküste besuchte. Diesen beiden Männern, mit denen ich zusammen saß, war es zu verdanken, daß der Empfang

später derartig ausfiel, daß jeder deutsche Mann seine helle Freude daran haben konnte. Wie ganz anders und nachhaltiger aber würde es gewesen sein, wenn Deutschland endlich einmal ein imponierendes Geschwader, statt der schwachen Markierung seiner Kriegsgeltung zur See, dem dafür so empfänglichen Südamerika vor Augen geführt hätte! — Allerdings, wir folgen darin nur britischem Beispiele, uns den Rekord der Zurückhaltung um keinen Preis entreißen lassen zu wollen. Aber für England, dem die erweiterte Monroe-Doktrin schließlich sogar mit zugute kommt, da es selber durch Europa angreifbaren Besitz in Amerika hat, liegen die Verhältnisse eben ganz anders! Die leitende Zentralstelle einer Politik kann ja natürlich ein tiefer begründetes Urteil haben als Tausende von uneingeweihten und an dem speziellen Fall interessierten Menschen, da jene allein das Fadengewirr der Weltpolitik zu überschauen vermag, indessen die deutsche Bevölkerung Südamerikas, die jede überflüssige Demonstration verabscheut, ist, soweit mein Erfahrungskreis reicht, wie ein Mann der Meinung, daß unsere Zurückhaltung uns nur negative Ergebnisse zeitigen kann. — Der General setzte uns dann noch seine Ansichten über den Verlauf des russisch-japanischen Krieges auseinander. Sie haben sich nicht durchweg bestätigt. Es ist aber interessant, wie sich in diesem Punkte die tüchtigsten Fachmänner fast der ganzen Welt geirrt haben. Dieser Umstand weist auch für die Zukunft warnend auf die geradezu raffinierte halbasiatische und auf ihre Meisterin, die ganzasiatische Verschleierungskunst hin. Am nächsten Nachmittage besuchte ich den General im Generalstabsgebäude. Ich fand alles ein bißchen weniger elegant als bei uns. Der General schien auf Äußerlichkeiten geringen Wert



General Emil Körner
Oberstkommandierender der chilenischen Armee.

zu legen. Zunächst ward ich dem gerade in dem großen Arbeitszimmer des Generals anwesenden Chef der Intendantur vorgestellt. Dann wurde ein Deutscher vorgelassen, der, wie es schien, als Vertreter einer französischen Firma für russische Rechnung Geschütze ankaufen wollte, deren Chile sich zu entäußern wünschte. Der General machte mich nun mit dem General Don José Manuel Ortúzar bekannt, einem kleinen Herrn mit weißem Spitzbart und freundlichen, blauen Augen, der die zweithöchste Charge nach Körner bekleidete und Kommandierender des Militärbezirks der Hauptstadt war. Chile wird in vier solcher Bezirke eingeteilt. Körner sagte mir, dieser Mann sei sein bester Freund, den er in der Armee besitze; voll Zärtlichkeit klopfte er ihm dabei auf die Schulter. Solches Zeugnis erscheint besonders ehrend für den General Körner selbst, da er, wie ich von anderer Seite später vernahm, für die Interessen seines Freundes mit Aufopferung der eigenen eingetreten ist, und nicht leicht an den Folgen zu tragen hatte. Wahrscheinlich schuldete er dem sympathischen Chilenen aber auch Anhänglichkeit und zog als Gentleman die Konsequenzen.

Beide Generale machten mit mir einen Rundgang durch das Generalstabsgebäude. Die Bureaus gruppieren sich, meist im ersten Stock, den eine Galerie umgibt, um einen weiten Hof. Wir suchten den Chef des Generalstabes auf, einen noch jüngeren Oberst, wie es hieß, ein Mann von höchster Begabung. Alle drei begleiteten mich in das kartographische Bureau, das Einzelabteilungen für alle Länder besitzt. Ganz Chile ist bereits vom Generalstabe vermessen worden. Die großen Höhen, verbunden mit der durchsichtigen, eine Sehweite bis 50 Kilometer gestattenden Luft, ermöglichen

die selbst Deutschland fehlende trigonometrische Aufnahme erster Klasse. Nachdem wir noch das photographische Atelier besichtigt hatten, fuhren die beiden Generale mit mir zur Escuela militar, der Kadettenanstalt. Zunächst wurde ich dem Direktor, dem noch jugendlichen Oberstleutnant Don Jorge Barceló vorgestellt, einem sehr liebenswürdigen und vortrefflich aussehenden Offizier, dessen Erscheinung jedem deutschen Regimente Ehre gemacht haben würde. Sein Vorgänger ist H. Rogalla v. Bieberstein gewesen. Von diesen hohen Offizieren und drei Leutnants begleitet, besichtigte ich nun die Anstalt, indem ich, mich an meine letzte Middy-(Seekadetten-) Stellung erinnernd und still über meine zivile, gänzlich titel- und ordenlose Bescheidenheit lächelnd, mir ein wenig wie „Serenissimus" vorkam. In allen Räumen fuhren die Kadetten blitzartig in die Höhe.

Die luftig gebaute, wieder mit Umgängen einen weiten Hof umgebende Anstalt war musterhaft gehalten. 150 Kadetten empfangen in fünf Klassen hier ihre Erziehung. Da noch (wie ich verstand) Einstellungen zahlender junger Leute hinzukommen, werden jährlich ungefähr 30—40 an die Armee abgegeben. Daß diese, außer dem Kern geworbener Truppen, nicht eine ständig unter der Fahne befindliche, ansehnliche Präsenz umfaßt, erzählte ich schon früher. Der Ausdruck „Armee" ist also für die Friedens- resp. Nichtübungszeit ein bißchen euphemistisch.

Die Ausbildung der Kadetten, durchweg erwachsen aussehende, kräftige Jünglinge, erschien mir ganz vorzüglich, vor allem die erzielte hohe Gleichmäßigkeit in den Leistungen. Die Wichtigkeit, die General Körner gerade diesem Punkte zuschreibt, trat unzweifelhaft hervor. Auch auf gute Herkunft wird Wert gelegt, damit

man so, nach deutschem Muster, sich ein möglichst einheitliches Offizierkorps erziehen könne. Chapultepec hatte mir sehr imponiert, um so mehr, da es alle meine Erwartungen von Mexiko übertraf; die chilenische Escuela militar imponierte mir aber, obwohl die Erwartung schon recht hoch gespannt gewesen. Das ja sonst weit großartigere und vielfach bewundernswerte Westpoint Nordamerikas wird hier in manchen Dingen übertroffen, denn nicht weniges artet dort zur „Show" als eine Art Zirkusleistung aus. Die Chilenen halten auch die Ausbildung ihrer Nationalgarde, für die eine allgemeine Wehrpflicht, allerdings nicht durchgeführt, besteht, für viel besser als die der Milizen der Vereinigten Staaten, und ich glaube, daß sie darin vollkommen recht haben.

Der Unterricht im Deutschen ist in Santiago im Gegensatz zu Chapultepec obligatorisch; der heutige Nachwuchs wird durch die Bank deutsch verstehen. Ich hörte teilweise dem Unterrichte zu; was in Mathematik verlangt wurde, war nicht wenig. Ebenso sah ich tadellose Krokis, Reliefdarstellungen usw. in verschiedenen Klassen. Zum Unterricht war ein mächtiges Relief von Chile vorhanden. Meines Erachtens wird in Deutschland dem geographischen Unterrichte im allgemeinen noch viel zu wenig Wert beigelegt, gibt es doch obere Gymnasialklassen, in denen er ein völlig überwundener Standpunkt zu sein scheint! Und doch hat man nicht viele Unterrichtszweige, die so grundlegend für eine ganze Reihe anderer Disziplinen sind und so anregend auf diese hinüberwirken können. Aus der Lage, Bodengestaltung, den klimatischen Erscheinungen ergeben sich geologische, botanische, zoologische, anthropologische, meteorologische, allgemein kosmische Beziehungen, ferner ethnographische,

historische, wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklungen in fast unabsehbarer Stoffülle. Die Geographie bietet daher eine die Wissenssplitter konzentrierende und — neben Geschichte, Deutsch und alten Sprachen, falls die letzten nicht bloße Grammatikfuchserei sind — eine nationale Ausbildungsmöglichkeit der jungen Geister, die ganz ungeheuer ist. Aber freilich, von neuen Ideen erfüllte Lehrpläne und Lehrer, die selber lebhaften Geist besitzen, gehören dazu! Mit Zielbewußtsein sollten diese für Schulen jeder Stufe herangezogen werden; dann würde der ganz unbegreifliche und lediglich der Lehrweise zur Last zu legende Vorwurf, daß Geographie „langweilig" sei, völlig zum Heile der Nation verschwinden. Beim Geographieunterricht selbst wird noch viel zu wenig Gewicht auf Anschauungsmaterial gelegt. Jede Schule (oder eine Gemeinschaft dieser) sollte über einen Bildervorrat, womöglich über einen Lichtbilderapparat und, wenn angängig, über kinematographische Bilderreihen verfügen, vor allem aber die wichtigsten Reliefs besitzen, denn den Schülern gibt erst das sinnfällige Relief, nicht die Karte mit grünen Flächen oder mehr oder minder braunen Flecken, die faßliche, fesselnde und daher unvergeßlich bleibende Vorstellung von der Gestaltung seiner Heimat und weiterhin der ganzen Erdoberfläche. Dabei ist der Vergleich wichtiger als die absolute Genauigkeit. Einwendungen werden ja gegen solche Wünsche erhoben werden, denn was gebe es, wogegen nichts eingewendet würde, zumal bei den in der Tat nicht einfachen Schulproblemen.

Das war wirklich eine kleine Abschweifung! Allein vielleicht trägt das chilenische Relief mit dazu bei, daß diese kurze Ausstreuung in einige Köpfe, die den Er-

ziehungshebel mehr beeinflussen als ich, als befruchtendes Samenkörnchen fliegen könnte. Gut war das chemische und ganz vorzüglich das physikalische Kabinett nebst Lehrsaal ausgestattet, völlig versehen mit modernen Unterrichtsmitteln. Wir durchschritten so sämtliche Lehr-, Schlaf- und Wohnräume, die Küche, Wäscherei, Trockenanstalt, Bäder, Tanz-, Fest- und Turnsäle. Die Kadetten dürfen im Gegensatz zu der puritanischen nordamerikanischen Vorschrift, teilweise auch zur mexikanischen, zu bestimmten Stunden rauchen und bestimmte schwächere alkoholische Getränke zu sich nehmen. Ein Tennisplatz sollte gerade hergerichtet werden. Die Gleichmäßigkeit bei den Turnübungen schien mir besonders anerkennenswert. Das System besteht in einer Vereinigung des deutschen mit dem schwedischen; die Apparate sind famos. Ich sah Gehrwerfen, Kletterübungen am Seil und an der Stange, Balancieren, Winden durch Leitersprossen, Springen über das Pferd in Quer- und Längsrichtung, freie Reckübungen usw. Die vorturnenden Kadetten kommandierten mit großem Schneid; nirgends gab es Strammheit und Sauberkeit in der Ausführung zu vermissen. — Schließlich wurden mir auch noch die Modelle für Artillerie- und Gewehrkunde gezeigt.

Dann verabschiedete sich General Körner, seinen Wagen für mich zurücklassend. Der dirigierende Oberst geleitete mich nun in das Offizierskasino. In dem behaglichen Speisezimmer prangte gerade die Tafel in reichem Blumenschmuck, gerüstet für das jeden Freitag stattfindende Liebesmahl. Außer dem Porträt des Präsidenten zierte vornehmlich das unseres Kaisers die Wand. Unter den Bildern, die nebenan im Billardzimmer und in den Gesellschaftsräumen hingen, befanden sich auch die einiger

deutschen Offiziere, die sich früher an der Organisationsarbeit beteiligt gehabt hatten, unter ihnen das des Herrn v. Below, der besonders vorbildlich für den „Trimm" des chilenischen Offizierkorps gewirkt zu haben und dabei ein höchst beliebter Kamerad gewesen zu sein scheint. Wenn ich nicht irre, ist er im preußischen Heere noch aktiv. Auch das Bild seines Vaters sah ich hier. — In einem Zimmer wurde mir Sekt angeboten. Ich quittierte mit einigen schmeichelhaften Worten, die einem in solcher Lage sehr leicht kommen, wobei der Vergleich mit Chapultepec mir guten Stoff bot. Der zweite Direktor, Kapitän Fernandez, der erst kürzlich von der Reitschule in Hannover zurückgekommen war, sehr gut deutsch sprach und mich hauptsächlich geführt hatte, übertrug meine Worte den Herren ins Spanische. Kurz und gut, ich vertrat, glaube ich, in diesem Augenblick mein Vaterland ganz würdig und war mit mir und meinen chilenischen Freunden durchaus zufrieden. Dann mußte ich noch meinen Namen einzeichnen und erhielt zum Geschenk eine illustrierte Beschreibung der Escuela militar.

Den Abend verbrachte ich in einer Gesellschaft beim Professor Philippi. Gänzlich zivil, aber sehr nett war es. Überraschenderweise hatte ich abermals den Geburtstag des Hausherrn erwischt. Auch die übrige Familie gefiel mir sehr, so die frische, schwäbische Hausfrau und die Tochter, die einen chilenischen, in Deutschland ausgebildeten Arzt geheiratet hat. Die Gesellschaft war teils chilenisch, teils und überwiegend deutsch. Unter den Deutschen befanden sich ein früherer Schuldirektor Schneider und ein Botaniker vom Museum oder Collegio Pedagogico, Dr. Reiche, ein Dresdner. Ein ausgezeichneter Pavone — Truthahn — machte der deutschen Kochkunst der Dame

des Hauses alle Ehre. Kochen mögen die einheimischen Damen, selbst wenn sie es verstehen, gewöhnlich nicht. Dagegen ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß die Chileninnen (und auch oft Kreolinnen) nur faul und kenntnislos im Durchschnitt seien. Ihr Geschick in Handarbeit wird als geradezu erstaunlich gepriesen. Manche der scheinbar Pariser Toiletten der Damen auf der Plaza sind völlig eigengemachte Arbeit. Übrigens hat ein deutscher Schneider in Santiago Bresche in den Pariser Import gelegt; er soll sehr viele der allerreichsten und anspruchsvollsten Damen der chilenischen Gesellschaft bekleiden. Die Dienstbotenplage schien auch in Santiagos Haushaltungen arg empfunden zu werden. Man sprach viel von ihr.

Die deutschen Sitten, soweit man nicht verwöhnte Großkaufmannskreise in Betracht zieht, sind drüben einfach geblieben. Vielleicht zu einfach manchmal für den Geschmack der Einheimischen, denen die darin liegende Solidität keinen Eindruck macht und die sich in ihrem Urteil an das allerdings oft nicht bestechende, äußere Gewand und an äußere Schwerfälligkeiten, Anhängseln des Werdegangs aus engen Verhältnissen, halten. In dem, was Schick heißt, könnten unsere geistigen Vertreter und deren Hilfskräfte ganz gut etwas von den feineren Kaufmannskreisen lernen, ohne die Äußerlichkeiten überwuchern zu lassen. Das wäre politisch! Eins freilich muß man in Betracht ziehen: der klingende Segen strömt nicht so berauschend; öfter sind die Ansprüche groß, und was für minder gute Zeiten zurückgelegt werden kann, fällt daher ohnehin schmal genug aus. Von vielen Deutschen in Chile habe ich bezüglich der materiellen Bedingungen und deren Innehaltung Klagen über die

Regierung gehört, die keineswegs unberechtigt erschienen.

Pfaffen-, Kloster- und Nonnengeschichten wurden mir in Santiago in großer Zahl erzählt. Teilweise sind sie recht lustig, teilweise recht abstoßend. Ich widerstehe der Versuchung, unterhaltend darüber zu plaudern, da mir die Verbürgung gerade in den packendsten Fällen nicht immer ganz sicher vorkommt. Sie beweisen aber die gewaltige Rolle, die der Klerikalismus, namentlich soweit die Frauengemüter in Frage kommen, in diesem Lande mit gänzlich liberal zugeschnittener Verfassung doch noch spielt. Vor dem stattlichen Abgeordnetenhause erhebt sich bezeichnenderweise eine Marienstatue, wie vor unserem Reichstage die unseres Bismarck. Hoffentlich wird kein Wandel der Zeit die letzte je beseitigen, obgleich sie als Kunstwerk nur ein Spiel bedeutet in Nebeneinanderstellung zu einer der größten bildnerischen Taten der Neuzeit, wenn nicht der größten, dem Hamburger Werk Hugo Lederers, das wirklich dem Riesen selber gleich, wie aus einer fast fremden Welt alles Gewöhnliche überragend, geisterhaft aus der Erde herauswächst.

Als ich eines Nachmittags die Camera de Deputados besuchte, machte sie einen höchst beschlußunfähigen Eindruck. — Von zwei Parteien hatten jüngst beide einen ihrer Genossen für dasselbe Mandat gewählt erklärt. Beide Männer nahmen auf den Bänken des Hauses Platz, und da die Kommission der Wahlprüfungen schwer zu klaren Entscheidungen kommt und diese auch ungenügend respektiert werden, so verblieben eben beide Volksboten, bis dem Hause endlich die Geduld über diese Mandatshartnäckigkeit riß. — Neuerdings wurde vom Kongresse infolge eingetretener sozialen Unruhen die Errichtung eines

„Arbeitsbureaus“ und damit die Anbahnung einer modernen Arbeitergesetzgebung beschlossen.

Oberstleutnant Bertling holte mich ein zweites Mal nach der Escuela militar ab. Die Offiziere taten alle in grauer Litewka Dienst. Ich lernte einen hierher kommandierten Schweden, ferner einen langen Leutnant aus vornehmer chilenischer Familie, der die Nonchalance einiger von unseren oft als Armeetypen karikierten Herren zur Schau trug, und den chilenischen Hauptmann Merino kennen. Dieser hatte einige Jahre in Neiße gestanden; er erinnerte durch seine bartlosen klugen Züge etwas an den in China gestorbenen Graf York v. Wartenburg, besonders auch an Marschall Oyama. Die Schweden sind häufig — was uns sonderbar erscheint — in der Massage ausgebildet, und einige ihrer früheren Herren ließen sich tatsächlich als Masseure in Chile nieder. — In dem roten Backsteingebäude des Arsenals neben der Schule befindet sich das Militärmuseum. Es enthält recht bemerkenswerte Reliquien aus den chilenischen Kriegen. Im ganzen erscheint es weniger bedeutend als das mexikanische. Unter anderem sah ich allerlei Erinnerungen an Pratt und die Marine: einen zerschossenen Panzerturm, Teile versunkener Schiffe, Flaggen, Grabkreuze, einen in Pratts Kajüte geschmolzenen Glaspokal usw.

Am nächsten Tage stellte mir Oberstleutnant Bertling eins seiner Reitpferde zur Verfügung, und wir ritten, bei stechender Sonne, durch die Ebene nach den „Baños“ den Bergen zu. Den Hinweg, der etwa zwei Stunden erforderte, legten wir auf teilweise schattigem, windgekühltem Wege zwischen Alleen herrlicher Pappeln, die wie die Mauern standen, zurück. Zeitweilig gewährten sie wundervolle Durchblicke auf das schneebedeckte Gebirge.

Zu den Seiten grünten reiche Maisfelder, auch Potreros, in deren frischem Grase viel Vieh weidete, und da und dort schatteten Nußbäume. Auf einigen Wiesen dufteten schon Heuhaufen. Es gibt hier drei Heuernten im Jahre. Wir durchritten ein wertvolles Gut, das sehr saubere Einfriedigung von Lehmquadern zeigte, zuweilen überneigt von prächtigen Hängeweiden. Der Hauptwert des Besitzes schien in großen Weingärten zu bestehen. Die Reben wachsen an Stöcken auf flachen Feldern; sie standen vorzüglich.

Überall sah man bunten Blumenschmuck an den Mauern und Häusern, die wohl meist adobe, d. h. aus luftgetrockneten Lehmziegeln gebaut sind. Zu seiten des mit starkem Gefälle ziehenden, kanalisierten Flusses bildete wildes Spargelkraut hohe Wälle; blaublühende Disteln erhoben sich noch darüber. Die Bäder am Berghang umfassen einzelne Mineralbäder und auch ein Schwimmbad. Heute, am Sonntage, schienen sie ein sehr beliebtes Ausflugsziel für Reiter und Radfahrer zu bilden. Eukalyptus-, Nadelholz- und Pappelwäldchen gewährten wohlige Kühle. Der Wirtsgarten des Bades machte einen ganz deutschen Eindruck.

Auf rasend heißem Wege, mit der Sonne immer im Nacken, ritten wir zurück. Als endlich die Stadt erreicht war, dünkte mir der noch lange, holperig gepflasterte Weg durch sie endlos. Nachmittags fand ich mich zum Blumenkorso im Parque Forestal ein. Er stellte einen ersten Versuch dar, einen glücklicheren, als ihn einmal vor Jahren unsere Reichshauptstadt mit allgemeinen Korsoanbahnungen zeitigte. Das Publikum machte einen guten Eindruck, die Hauptsache, nämlich Ausschmückung, Wagen, Pferde und Frauen desgleichen. Namentlich gefiel eine von Damen

kutschierte Victoria, dann eine Mailcoach, aus der unter lauter Greenaway-Hüten ein reizender Kinderkopf neben dem anderen herauslachte. Ein schelmischer kleiner Clown ritt auf einem Eselchen voran. Störend wirkte nur der Reklamewagen der neubegründeten Rübenzuckerfabrik. Unser Gesandtenpaar, mit zwei Töchterchen auf dem Vordersitz, hatte sich auch beteiligt. Sonst fiel das deutsche Element ziemlich aus; neben chilenischen bemerkte man fast nur englische oder nordamerikanische Damen. Der Präsident hatte eine Art von Hofgesellschaft um̄ sich auf seiner Tribüne versammelt. Eine große Rolle spielt bei allen solchen Vorgängen der Öffentlichkeit die chilenisierte, ursprünglich nordamerikanische Familie Edwards, die auch einen Mittelpunkt der nordamerikanischen Kreise in Valparaiso und Santiago abgibt. — Auch die Familie Carreño ist sehr bekannt. Der Marineoffizier Gomez Carreño, der einst heroisch ein Hamburger Schiff rettete, leistete Großartiges als Mensch und als Oberkommandierender der Stadt beim Erdbeben in Valparaiso.

Ein kleiner See im Park wird von einem Dampferchen befahren. Als Vordergrund zu den Bergen ist dies bißchen Wasserfläche immerhin sehr schätzenswert.

In Santiago traf ich auch den guten Herrn Mohrstadt wieder, der mich bei seinem Sohne in Taltal so freundlich begrüßt hatte. Der alte Herr, den allerlei Mißgeschick heimsuchte, wohnte hier bei seiner Tochter, Frau Frank, in der Kaminskyschen Molina Santiago, einer großen deutschen Mühle, die eine durch eigene Wasserkraft betriebene Elektrizitätsanlage besitzt. Freundlichst aufgenommen, feierte ich wieder einmal Geburtstag mit, dieses Mal einen Kindergeburtstag. Die Mühle liegt in einem unschönen Stadtteil, aber in großem Garten am

Abhang des Cerro Cristóbal. Die wegen ihrer Schönheit, vor allem wegen ihrer Marmorsäulen berühmteste Kirche Santiagos, die Recoletta, befindet sich in der Nähe. — Fürchterliche Dinge vernahm ich über einen großen Teil des Bäckereigewerbes in Santiago. Die Gesellen sollen oft krank und stets höchst unreinlich sein, und dabei kneten sie angeblich den Brotteig — — mit den Füßen!

Eines frühen Morgens hatte General Körner die Liebenswürdigkeit, mich in seinem Wagen zu einer militärischen Besichtigung nach der weit außerhalb liegenden Reitschule, einer Art von Klein-Hannover, abzuholen. Viele der anwesenden Offiziere kannte ich ja schon; einer der neuen imponierte mir durch sein Monocle. Die vorgeführten Remonten waren noch nicht ganz dreijährig. Zuerst ritten jüngere Unteroffiziere, mit Reitpeitsche und Sporen, Schritt, Trab, Galopp und Wendungen. Es gab Vor- und Zurückreiten, Aufschließen und Springen. Die Pferde — meist wohl mit einem Zuschuß arabischen Blutes und argentinischer Herkunft — sind im allgemeinen nicht sehr groß. Sie sollen ganz vortrefflich klettern. Einer der beiden deutschen Fahnenschmiede sagte mir, sie seien, genau wie die Menschen, durchschnittlich leichter auffassend, aber minder ausdauernd als das deutsche Material.

Den jüngeren Unteroffizieren folgten ältere auf älteren Pferden, dann Offiziere auf eigenen Pferden. Es wurde, außer obigen Übungen, gesprungen, über Barrieren, zwei kleinen und einen breiten Graben und einer Hürde hintereinander. Dasselbe geschah von Offizieren auf Dienstpferden. Schließlich gab es noch ein Einzelreiten der älteren Unteroffiziere. So gut die Offiziere im Durchschnitt ritten, schienen sie mir durch diese Unter-

offiziere übertroffen zu werden. — General Körner war dabei unermüdlich. Trotz seiner grauen Haare schonte er sich im glühenden Sonnenbrand nicht im mindesten und war voll Eifers trotz des jüngsten Offiziers. Eine lange und eindrucksvolle Kritik — natürlich in spanischer Sprache — ließ er folgen.

Da die Wagen fortgeschickt waren, fuhren wir alle in der herzlich unreinlichen Pferdebahn neben allerlei Volk zur Stadt zurück. Hierzu bildeten die hohen Offiziere nun allerdings einen Gegensatz, wie man ihn bei uns nicht zu sehen bekommt. Bei der Besichtigung waren noch Oberst v. Bischofshausen und Oberst Kellermeister von der Lund, gleichfalls frühere deutsche Offiziere, zugegen. Außer Körner scheinen alle noch zurückgebliebenen deutschen Herren eigentliche Kommando- oder Frontstellungen nicht zu bekleiden. Die chilenische Regierung erneuerte nur zwei Instruktionsoffizieren 1907 ihren Kontrakt, nämlich Oberstleutnant Bertling und Oberst Eckdahl, jetzigem Direktor der Kriegsschule. Wie es scheint, soll auch noch ein deutscher Offizier als höherer Generalstabsoffizier gewonnen werden.

Herr von der Lund lud mich sofort zum Frühstück ein und stellte mich seiner Frau, einer geborenen Wesselhöft aus Altona, vor. — Der General hatte mir äußerst gütig angeboten, ihn demnächst auf seiner Reise nach dem Süden zu begleiten. Das klang ja sehr verlockend, allein ich glaubte, nicht mehr so lange warten zu dürfen; dagegen erschien mir das Anerbieten Herrn von der Lunds, der schon in den nächsten Tagen seine Erholungsreise nach Südchile anzutreten gedachte, mir als Führer in dem unbekannten

Lande behilflich sein zu wollen, höchst dankenswert, und ich nahm es gern an.

Der General ging persönlich mit mir zum Direktor der Südbahn, einem sehr verbindlichen Herrn, Belgier, wie ich glaube. Das Eisenbahnamt befand sich in einem stattlichen Gebäude. Es handelte sich darum, mir eine Lokomotive für die noch uneröffnete Strecke vor Valdivia zu verschaffen.

An einem der Abende bestieg ich mit Herrn Kaminsky und einem jungen, etwas finsteren Deutsch-Chilenen — ich habe diese Herren häufiger ernst beanlagt gefunden — den Cerro San Cristóbal. Merkwürdig kühl war es, bei erheblich verschleiertem Mondschein. Der Anstieg geschah recht steil auf abkürzendem Pfade. Anfangs war es schlecht gehaltener Fuhrweg. Wir stießen hier auf einen mitten über die Straße stehenden Wagen, dessen in eine Decke gewickelter Fuhrmann sowohl wie die Zugochsen in tiefem Schlafe auf der Erde lagen. Wundervoll hob sich der Blick auf die Lichter Santiagos immer mehr heraus, dann ebenso auf die eines Vorortes an der anderen Seite des Cerro. Nach etwa dreiviertelstündigem Steigen erreichten wir unser Ziel, das Observatorium für Sternphotographie, ein Pflanzinstitut der kalifornischen Lick-Sternwarte. Seine Höhe beträgt ungefähr 830 Meter; die Spitze des Cerro erhebt sich dann noch 30 Meter höher. In einem Schutzhause empfing uns ein bartloser Nordamerikaner, bei dem man zunächst nicht unterschied, ob er jung oder alt sei, ein großer, unschöner Mann, schmal, aber doch sehnig und urwüchsig, mit großen, groben Zügen. Er schien ein rechter Backwoodsman zu sein, nüchtern, sachlich. Jede Nacht hauste er hier allein in seiner Holzoffice, die alles gerade Erforderliche, auch einen Ofen,

doch keinerlei Schmuck enthielt. Zum Rauchen bot er uns nichts an, da er selber nicht rauchte, zum Trinken nur Wasser. Wir drei Deutsche waren alle kleine Kerle gegen ihn. Bei Tagesanbruch reitet der Kalifornier hinunter, abends hinauf; unten in Santiago wohnt seine schöne junge Frau und schläft hoffentlich sanft, während der Mann rechnend vor seinen Tabellen sitzt und seine Instrumente beobachtet, die in der Observationskuppel hängen. Diese liegt einige Schritte vom Hause. Die hohe, weite Kuppel bewegt sich auf Rollen. Sie hat einen schließenden Ausschnitt für das mächtige, einem schräggelegten eisernen Schornstein gleichende Teleskop, an dem sich der photographische Apparat befindet. Ein kleines Fernrohr dient als Sucher. Die Sternfixierung erfolgt auf gewöhnlichen, freilich sehr guten Platten; sie erfordert 3—4 Stunden. Mittels einer elektrisch betriebenen Vorrichtung — die Kraft kommt unten aus der Mühle — folgt das Rohr der Bahn der Sterne. Diese entwischen dem Focus, wie uns ein gezeigter Doppelstern bewies, pfeilgeschwind. Außerdem werden die Sternspektren mit dem Eisenspektrum verglichen. Dann gilt es noch Temperatur- und Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu messen und mancherlei sonst zu erledigen. Das Maschinelle bewegt sich leicht, dennoch Kraft und Größe erfordernd, wofür der Mann just geeignet erschien. Zudem mußte er sich gut auf Schlosserei und Mechanik verstehen, da er alles Mögliche selber schmiedete und drehte. In seiner rauhen Wollkappe sah er wie ein Polarfahrer aus. Wenn in Winternächten Schnee fällt, der sogar unten zuweilen Äste bricht, mag es hier oben eisig genug sein. Mich erinnerte der Mann, der mir als Gelehrter in seiner hinterwäldlerischen Urigkeit imponierte, leb-

haft an eine grobe Ausgabe des Fessenden, in dem Buche The rulers of kings, dessen ich im zweiten Buche meiner „Wanderungen" kritisierend Erwähnung tat.

Beim Abstieg stellte uns ein rasender Roland von Köter ganz ernstlich.

Tags darauf folgte ich einer Einladung General Körners nach der Calle Queto, wo seine große Quinta liegt. Auch hier ist die Nachbarschaft nicht reizvoll, das einstöckige, weiträumige Haus aber um so gemütlicher. Der General ließ sich von einem begabten einheimischen Künstler bildhauen und meinte jovial, daß ich gerade recht käme, um einen Vorwand zu liefern, die ihm langweilige Sitzung für heute schließen zu können. Zunächst sollte ich mich meines Gehrocks entledigen und eines seiner weißen Jacketts anziehen, eine schmeichelhafte Bequemlichkeit, die ich aber wegen der bedeutenden Abweichung unserer Körpermaße nicht ohne Bedauern ablehnte. Dann führte er mich überall in den mit einfacher Behaglichkeit möblierten Räumlichkeiten, die etwas landschloßartiges hatten, umher. Man fühlte, wie ihm das Freude machte. Ich lernte nun eine zahlreiche, äußerst sympathische Familie kennen, leider nur die jetzt bei ihm wohnenden Verwandten, da die Frau General und ihre Kinder sich gerade in der Heimat, in Halle a. S., befanden. Der älteste Sohn ward in Lichterfelde erzogen, gedachte aber später in die chilenische Armee einzutreten. Auch der Schwager, der deutsch sprach, war ein großer, starker Herr; seine angenehme Frau verstand nur spanisch, desgleichen eine Schwester, deren Mann und acht Kinder — sechs blonde oder braune Mädel bis zu 15 Jahren hinauf und zwei Jungen, glaube ich, eins immer kerniger als das andere, frisch und fidel, und bei aller strotzenden Kraft



In General Körners Garten in Santiago de Chile.



Steigübung chilenischer Kadetten.

doch fein — eine wahre Pracht! Ein Kind war gestorben; dafür wurde Nummer zehn erwartet.

Mein liebenswürdiger Gastfreund führte mich weiter in die untere Region, in seinen als traulichen Sitzplatz hergerichteten Weinkeller, in dem er einen guten Rheinwein und einen besonders guten einheimischen Rotwein hervorholte, der auf einem Kosmosdampfer 50 mal die Linie passiert haben sollte, wobei er den Taufen offenbar entgangen war.

Es gibt sehr gute, wenn auch ziemlich alkoholreiche chilenische Rot- und Weißweine.

Das Grundstück hinter dem Hause, zu dem eine breite, als Speiseraum benutzte Veranda sich öffnet, umfaßt über 8000 Quadratmeter. Es enthält alle Genüsse, die man nur wünschen kann, eine Unzahl von Früchten der verschiedensten Zonen. Die Bananen reifen allerdings nicht mehr. Voll Stolz zeigte mir der General seine Lieblinge unter den Pfirsich-, Birnen- und Feigenbäumen. Da wandelte man durch ganze Orangenalleen, Weingänge, Zitronenpflanzungen, unter Nuß- und Kirschenzweigen, zwischen Erdbeer- und Artischockenbeeten, Gurken- und Spargelkulturen und, Gott weiß, was noch für blühenden Bäumen, Büschen und Blumen. Eine Reihe traulicher Lauben gab es, dann noch einen großen, abgegrenzten Weingarten, dessen Trauben kaum verzehrt werden konnten. Auf Fischteichen schwimmt allerhand Geflügel; weiße, schwarzköpfige chilenische Schwäne gleiten am Schilfe entlang. Eine Reitbahn, Ställe, Arbeiterhäuser schließen sich an. Etwas trübes, doch fließendes Wasser durchquert das ganze Grundstück.

Ein uralter Feigenbaum bestand nur aus zwei mächtigen, noch immer im großblätterigen Schmuck kräftig

prangenden Seitenarmen. In der Rinde des einen las man „P. v. V. 1541". — Peter von Valdivia hat's aber doch nicht getan, wie der General gern seinen Besuchern vorscherzt, sondern er selber in vergnügter Laune an seinem Verlobungstage. Manches sah in dem für wenige Arbeiter zu großen Garten etwas verwildert aus; dagegen ließ das Malerische nichts zu wünschen übrig, und für die Kinder war es geradezu ein Paradies, wie sie es nirgendwo wieder finden könnten. Wir frühstückten kräftig; ringsherum befanden sich ersichtlich sehr leistungsfähige Mägen in Tätigkeit. Es herrschte eine so gemütliche, häusliche Stimmung! Die blanken Augen des lustigen und doch wohlerzogenen Unterhauses waren dabei das Schönste. Voller Liebe hingen sie alle an dem gütigen Oberhaupt des Hauses. Beneidenswerter erschien mir dies noch, als sein soldatischer Lorbeer.

Heute versäumte der General sogar etwas Bureauzeit; dann lud er mich, es liebenswürdig wieder mit der Flucht vor dem Bildhauer motivierend, zum nächsten Tage abermals ein und fuhr mit mir zur Stadt zurück.

Da ich meinen gestohlenen Anzug ergänzen mußte, ging ich in ein italienisches Geschäft und fand zunächst nichts Passendes, weil ich — zu dick war! Als den ersten derartigen Triumph meines Lebens verzeichne ich ihn. Tropenreisen wirken also keineswegs immer bösartig.

Abends war ich mit dem General und seinem Adjutanten Contreras bei von der Lunds. Der General empfahl in seiner sprudelnden Art der etwas leidenden Dame des Hauses seine Zitronenkur, bei der er es auf 30 Zitronen täglich gebracht hat, und erzählte scherzhafte Hoferlebnisse von seiner letzten Reise in Europa und

von einer köstlichen, am Saalestrand stattgefundenen Wohltätigkeitsvorstellung für eine Hundeklinik. — Andern Tags verlebte ich bei einer Erdbeerbowle in des Generals Hause wieder reizende Stunden. An diesem Nachmittage mußte er in ein Nonnenkloster zur Preisverteilung an dessen Zöglinge. Er genoß, neben dem Erzbischof, jährlich diese Ehre, die sonst männlichen Persönlichkeiten nicht zugänglich ist. — Nochmals nahm der General mich zu der Schlußbesichtigung auf den Übungsplatz Poligono der Escuela militar hinaus. Junge Gartenanlagen werden diesen nach Anwachsen gleichzeitig zu einem sehr hübschen Erholungsplatze für die Kadetten machen. In großem Offizierskreise beteiligte ich mich an allem, stets vom General auf das Wichtigste aufmerksam gemacht, und erhielt gern Erlaubnis, nach Gutdünken zu photographieren. Wir sahen die Herstellung markierter Befestigungen, eines Geschützstandes, einer Brücke — die in bemerkenswert kurzer Zeit über eine breite Grube geschlagen wurde —, Springen mit kriegsmäßigem Gepäck über Hindernisse und Überklettern von Mauern bis zu 3 Meter Höhe, Bedienung des Heliographen (auf 18 Kilometer), Errichtung und Zerstörung eines Feldtelegraphen nebst Abfassen und Fälschen von Depeschen, markierte Sprengung der Brücke und wirkliche Sprengung eines Drahtverhaues sowie einer nach neuer japanischer Art gelegter Mine. Alles klappte.

Darauf wurde noch das Artillerie-Kasernement besichtigt, wo nicht minder tadellose Ordnung in Wohnräumen, Ställen und Reitbahn herrschte. Der Chef des Militärbildungswesens fand sich zur Begleitung ein. In dem Artilleriekasino, das gleichfalls das Bild unseres Kaisers zierte, ward ein großes Frühstück eingenommen.

Daran schloß sich ein kleines, aber mir eindrucksvoll gebliebenes Erlebnis. Der General führte mich in das Haus seines Freundes, des Generals Ortúzar. Dort empfing uns dessen Mutter, die seit Jahren an ihr Bett gefesselt ist. Im Bette nimmt die Greisin auch ihre Besuche an, mit denen sie lebhaft, in bezaubernder Liebenswürdigkeit plaudert; natürlich nur spanisch. Sie selbst wie ihr Sohn und die ganze einfache Häuslichkeit dieses hohen Offiziers erweckten die höchste Sympathie. Der General hatte mir vorher gesagt: „Die müssen Sie noch in Santiago kennen lernen; sie ist meine einzige Heilige." Er meinte auch, indem er einige negative Seiten der Rasse unumwunden beklagte, man müsse in Chile nicht nur die Frauen, sondern ebenso die Männer wegen ihrer liebenswürdigen Charaktereigenschaften lieb gewinnen.

Gegen Abend fand im Arbeitszimmer des Generals wieder eine lange Beratung wegen Empfangs des angekündigten Besuchs der Herren von unserem Kreuzer „Falke" statt. Ich hatte dem General versprochen, diesen noch mitzumachen, was ich gern tat. Auch Oberst von der Lund blieb, obwohl er Ungeduld zeigte, abzufahren. Der Minister war bei der Beratung zugegen. Übrigens hatten Herr v. Reichenau und der General den jetzt in Valparaiso angelangten „Falken" schon vorher in Talcahuano begrüßt gehabt.

Der 24. Dezember kam heran. — Ich hatte eine sehr freundliche Einladung von Isensees in Valparaiso erhalten, den Weihnachtsabend bei ihnen zu verbringen, allein die Entfernung war mir doch zu groß, und wie es manchmal so geht, gerade diesen Abend, den ich, in Erinnerung an meine eigenen Kinder, gern in einer

deutschen Familie zugebracht haben würde, mußte ich allein verleben. Zwar traf ich einige Landsleute im Klub, doch gab sich hier unter den wenigen Junggesellen, die sich einfanden, keine Festfreude zu erkennen. So fuhr ich denn ziemlich vereinsamt nach der Quinta normal hinaus, wo, wie ich in der Zeitung gelesen, eine „Kermesse Navitad", ein Weihnachtsmarkt, der chilenischen Gesellschaft abgehalten wurde. Ich hatte diesen Beschluß nicht zu bereuen.

Ein Nachdrängen von Equipagen, das sich immer noch mehrte. Im Garten ein fröhliches Gewoge und Lustwandeln vergnügter Menschen, darunter eine Fülle schöner Damen in geschmackvollen Toiletten. Scharen froher Kinder überall. Der Ausdruck „feenhaft" paßte vollkommen auf das elektrische Licht, das über allem lag: über den bunten Menschen, dem leuchtend-grünen Rasen, über dem Palmengefieder, den Platanenwipfeln, den zartgefiederten Akazien- oder Mimosenzweigen, den dazwischen aufstrebenden Zedern und Zypressen. Die vollendet künstlerischen Formen der subtropischen Flora kamen hier zur vollsten Geltung. Auf dem Rasen aber standen außer den Eis- und Bierbuden Restaurants mit Bänken und gedeckten Tischen, an denen eine glänzende Gesellschaft tafelte; in einer Reihe verstreuter großer Basarzelte sowie in Konfitürenbuden lockten unter farbigen Lampen und Ballons elegante, beredte Frauen und Mädchen vor aufgespeicherten Puppen, Nipp-, Spiel- und Scherzsachen, als die Verkäuferinnen der Messe. Große und kleine Kinder drängten sich davor. Auch Tombolas waren vorhanden, und der Warenrest ging später in übermütigen Versteigerungen fort. Alles war fein und geschmackvoll. So auch ein Jubel erregendes Kasperle-

theater, in dem charakteristischerweise „Opern" gegeben wurden. Am originellsten aber erschien der Weihnachtsbaum, den die Chilenen, die sich wirklich auf Feste zu verstehen scheinen, nach deutschem Muster aufgeputzt hatten, nämlich eine der natürlichen Zedernpyramiden des Parkes, die gewaltig in den Nachthimmel ragte. Sie war bis oben hin bedeckt von farbigen, elektrischen Lämpchen, auf der Spitze strahlte zauberhaft ein blaues Licht. An dem Gezweige hingen in lustiger Buntheit Ketten und Spielsachen. Mehrere Militärkapellen spielten — wie immer vorzüglich. Und dies alles ging unter einem sternbesäten Nachthimmel, in balsamisch durchhauchter Tropenluft vor sich. Ich konnte mich kaum satt sehen an dem eigenartig reizenden Bilde. Ein wenig einsam blieb es mir trotzdem. Ein Ausländer nennt das deutsche Weihnachtssentimentalität, da er unsere Kindheitserinnerungen nicht nachfühlen kann. Deutsche Landsleute waren vielleicht mit unter den vielen Menschen, doch sah ich kein bekanntes Gesicht. Da wandelte ich denn abseits, und der zufriedene Ausgleich, der mir im Getümmel nicht gelingen wollte, stellte sich hier ein, in den geheimnisvoll schweigenden Magnolienalleen, zu denen die Musik nur gedämpft hinüberklang. Da träumten die schwarzen Samtschatten zwischen den schimmernden Stämmen, und aus den silberbetauten, dunkeln Kronen leuchteten, mondbeglänzt, die großen, weißen Blüten.

Als geschlossen wurde, fuhr ich noch nach dem Cerro, um auch dort den Mondschein zu genießen. Es war aber bereits nach 1 Uhr nachts, und der Cerro geschlossen. An den Bogenlampen der Avenida de las Delicias erstarb das weihnachtliche Volksleben noch immer nicht. Unter den Bäumen dieses Boulevards zogen sich Buden mit

der verderblichen Chicha und sonstigen Getränken hin sowie blumengeschmückte Tische, auf denen allerhand bunt bemalte Tonfigürchen feilgehalten wurden. Häufig lagen auf den seitlichen Promenadenbänken betrunkene Männer; Gruppen anderer hockten nebst Weibern und Kindern am Boden. Viele Kinder schliefen bereits. Einige Familien wankten nach Hause. Manche wandelnde Scharen wurden so vom elektrischen Lichte des Mittelganges beleuchtet; darunter bessere Bürger und Polizisten. Ungeachtet der verbreiteten Trunkenheit vernahm man weder Gegröhle, noch lautes Zanken. Ich sehe zwei Frauen, die sich vergeblich abmühen, den berauschten Vater vom Fleck zu bringen; endlich folgt er dem tapferen Ziehen seines lachenden, etwa dreijährigen Bübchens. Ein Ehepaar wankt Arm in Arm heimwärts. Die Frau, noch jung und hübsch, fällt in das fließende Wasser des offenen Straßenkanals und vermag sich nur mühsam an der schwankenden Gestalt ihres Mannes wieder herauszuziehen. Ein anderer Mann ist kürzlich viele hundert Meter, zum Teil unterirdisch, fortgespült worden, ohne Schaden zu nehmen. Weiter erblicke ich vor mir eine sich gegenseitig führende Gruppe von zwei Männern und zwei weiblichen Wesen. Das eine ist ein Mädchen von höchstens zwölf Jahren. Der Trunkene daneben preßt die Kleine im Gehen fortwährend an sich, und sie duldet es.

Armes Volk! Wieviel glücklicher könnte es sein, ohne den Schnapsteufel! —

Am Nachmittage hatte ich noch die nahe am Cerro an der Avenida liegende älteste Kirche Santiagos besucht, eine Klosterkirche mit interessantem Kreuzgang um einen Hof, in dem außer anderen Bäumen sich mächtige Dattelpalmen erhoben. Die Decke des Schiffes zeigte eine

höchst eigentümliche alte Kassettierung; darunter prangte, im Gegensatz, ein von den Priestern gemachter grenzenlos geschmackloser Aufbau der Weihnachtskrippe. — Nun muß ich dem Parque Cousiño, der größten, von einer Frau Cousiño geschenkten öffentlichen Anlage Santiagos, noch einige Worte widmen. Er liegt im Süden der Stadt. In seinen Eukalyptusalleen spielt sich der tägliche Korso ab. Mir wurde die Gesellschaft, die sich in den langen Wagenreihen zur Schau stellt, bald langweilig. Ihr selbst aber bleibt dies Vergnügen, auch wenn der Wagen stundenlang kaum vom Platze rückt, immer neu. Ein Erfrischungslokal sorgt (wahrscheinlich unzulänglich) für das Materielle in dem zum Teil wirklich schönen und gepflegten, zum Teil etwas vernachlässigten Park. Teiche, umgeben von hohen Wedeln blühenden Rohres, herrliche Baumkronen, Wiesen und üppige Hecken, fließendes Gewässer und Brücken bieten doch manch schönes Bild. In der Nähe erstreckt sich der Rennplatz; auch der städtische Vieh- und Schlachthof ist nicht weit entfernt, dessen Zugangstor zwei lebensvoll modellierte, eherne Stiere schmücken.

Am zweiten Weihnachtstage mittags trafen dann unsere Landsleute von der Marine in Santiago ein.

* * *

Der Besuch erhielt, wie ich bereits in der Übersicht über Chile andeutete, einen etwas politischen Anstrich. Freilich war das Politische kaum beabsichtigt, wenigstens nicht von deutscher Seite, sondern ergab sich mehr aus dem Zusammenkommen verschiedener Umstände. Zu diesen gehörte die Gleichzeitigkeit des Eintreffens des nordamerikanischen Pacific-Geschwaders. Wie weit diese Gleichzeitigkeit Zufall war, weiß ich nicht, leicht hätte sie jedoch dazu führen können, daß die Anwesenheit unserer

an sich unbedeutenden Vertretung, mit Ausnahme der Begrüßung durch einige begeisterte Landsleute, fast spurlos vorübergegangen wäre. Sie veranlaßte hingegen einen höchst eindrucksvollen Empfang seitens einflußreicher Kreise des Landes, während der Empfang der Nordamerikaner sich bedeutend kühler gestaltete. Der gute Empfang der Deutschen beruhte also wesentlich auf dem geschickten und patriotischen Eifer Herrn von Reichenaus sowie auf der Sympathie innerhalb des großen Teils der chilenischen Militärkreise, ohne daß auch nur die geringste Absicht einer antinordamerikanischen Demonstration bestanden hätte. Im Gegenteil war auf deutscher Seite der redliche Wunsch gehegt, nichts Rivalisierendes und die Harmonie Beeinträchtigendes zum Ausdruck gelangen zu lassen. Das Gleiche kann man von den Chilenen sagen, deren offizielle Vertretung in korrektester Weise bemüht war, Nordamerikanern und Deutschen die nämliche Gastfreundschaft zu gewähren. Daß zwischen deutschen und chilenischen Offizieren im allgemeinen ein wärmerer Kontakt besteht, als zwischen chilenischen und nordamerikanischen, ist eben das natürliche Ergebnis näherer Bekanntschaft und des dankbaren Gefühls, das so mancher chilenische Offizier gegen die in Deutschland oder durch Deutsche erworbene militärische Bildung hegt. Man weiß, daß es keinen unbestechlicheren, uneigennützigeren chilenischen Patrioten geben könnte, als den General Körner selbst, und beargwöhnt daher dessen treue Liebe zu seinem Geburtslande nicht im mindesten; man schätzt ihn deshalb um so mehr. Aus diesem Grunde fanden sich beim Empfang des Kommandanten und der Offiziere vom „Falken“ auf dem Bahnhof der chilenischen Hauptstadt wohl die meisten dienstfreien Offiziere in freiwilliger Sym-

pathie ein, und die Klänge der „Wacht am Rhein" tönten den deutschen Offizieren von der preußisch uniformierten Militärkapelle entgegen. Hierbei aber muß man beachten, daß der Südländer in solchen Dingen sich überhaupt nicht an so genaue Vorschriften hält, wie sie bei uns bestehen. — Der Kriegsminister fehlte, General Ortúzar aber war zugegen. Unsere paar Offiziere, Korvettenkapitän Paul Behnke, zwei Oberleutnants und der Stabsarzt, wurden also wie die Fürsten in Empfang genommen. Sie gefielen, besonders der Kommandant, dessen Familie, nebenher bemerkt, in Lübeck ansässig ist. Sein ruhiges Wesen nahm für ihn ein. Auf Körners Veranlassung sollte ich die Wagenfahrt durch die Stadt zum Hotel mitmachen, war jedoch verhindert. Meine militärischen Beziehungen imponierten aber meinem Zimmer-Mozo derart, daß er mich nicht mehr für einen einfachen Zivilisten hielt, sondern fortan immer stramm stand, wenn ich mit ihm sprach.

Für den abends vorgesehenen Ball im deutschen Klub war dieser recht hübsch geschmückt worden. Heute hatte die Tageshitze von ungefähr 30 Grad Celsius einer höchst empfindlichen Abendkühle Platz gemacht, so daß die sonst so entzückende Plaza, von der Klub-Loggia aus gesehen, das Bild völliger Vereinsamung bot. An der Tafel waren außer Körner, General Ortúzar, der Kriegsminister, Contreras, der Bürgermeister und noch einige chilenische Herren zugegen; außerdem natürlich viele Herren und Damen der deutschen Kolonie, mit dem Minister und seiner Frau Gemahlin an der Spitze. Leider hatten sich die deutschen, in chilenischen Diensten stehenden Offiziere nur zum Teil eingefunden. Ich war diesmal nicht Gast und mußte mich, wie Oberst v. d. Lund, mit einem Platze ziemlich fern von Madrid begnügen.

Herr v. Reichenau toastete vorzüglich auf den Präsidenten, deutsch und zuletzt „castellano“, im besten Spanisch. Gewandt erwiderte der Kriegsminister auf den Kaiser. Vom Tanze sah ich nicht viel; als ausdauerndster Vertreter schien sich der stets muntere Stabsarzt zu bewähren.

Am nächsten Tage frühstückte ich mit im Kasino des Generalstabes, worauf wir — der deutsche Minister und einige Spitzen, die Marineoffiziere nebst vielen höheren chilenischen Offizieren — zur Kaserne des Jägerbataillons hinausfuhren. Selbstverständlich hatte meine Serenissimus-Würde jetzt gänzlich gegen die Ehrung der deutschen Offiziere zurückzutreten, allein der General und seine Umgebung ließen mich keineswegs in die bekannte Versenkung verschwinden, was ich ihrem Charakter sehr anrechnete.

Eine Kompagnie mit Kapelle war aufgestellt worden, wie mir schien, aus Lehrtruppen formiert. Der Vorbeimarsch in verschiedenen Aufstellungen, das Chargieren, der Parademarsch gelangen vorzüglich. Der stolze Tambourmajor agierte famos, und doch wurde er noch durch den der Kadetten übertroffen, deren Besichtigung später erfolgte. Es war geradezu ein Kabinettsstück von Parademarsch, was diese strammen jungen Herren fertig brachten. Beim offiziellen zweiten Frühstück wurde noch weit herzlicher geredet als im Klub, meist spanisch. Körners Rede war besonders bemerkenswert.

Die an diesem Vormittage eingetroffenen nordamerikanischen Offiziere fanden hauptsächlich nur eine Begrüßung durch Mitglieder ihrer Kolonie, und das verschnupfte sie, obwohl ihnen extra ein Salonwagen gestellt worden war, und der offizielle Empfang seitens der Regie-

rung beiden Teilen später in gleicher Weise zuteil wurde. Übrigens sollte schon zuvor in Valparaiso einer der nordamerikanischen Kommandanten gegen den deutschen eine kritische Bemerkung wegen dessen Abreise nach Santiago vor Erfüllung gesellschaftlicher Verpflichtung gegenüber dem nordamerikanischen Admiral gemacht haben, worauf der deutsche Kommandant ihm ruhig erwidert haben soll, daß die Pflicht des Besuches bei dem Landesoberhaupte die voranstehende sei. Ich habe später den deutschen Kommandanten und den gleichfalls sehr sympathischen Kontreadmiral Goodrich aufs freundlichste miteinander verkehren sehen.

Sobald die Nordamerikaner angelangt waren, war für gemeinschaftliche Beteiligung an allen Festlichkeiten gesorgt; die Nordamerikaner lehnten wegen notwendiger baldiger Abreise ab. Sie erschienen jedoch bei einem gemeinschaftlichen Empfange in den Salons der Zeitung „Mercurio“. Diese Zeitung gehört der erwähnten geld- und einflußreichen Familie Edwards. Man konnte diesen Empfang als einen in erster Linie den nordamerikanischen Offizieren gewidmeten ansehen. Dann trafen sich die Offiziere beider Nationen bei dem Gartenfeste auf der deutschen Gesandtschaft, das an diesem Abend stattfand. Ich sah hier fast alle mir bekannten Herren und lernte eine Menge neuer Mitglieder der deutschen Kolonie kennen; so den Dr. med. Körner, den Schuldirektor und Gelehrten Dr. Johow, Direktor Kautz von der Deutschen Bank, Dr. med. Gronert nebst Töchtern, die aus Lübeck stammenden Herren Professor Hansen, Vermehren und Umlaufft und Frau Umlaufft. Unter den Fremden fiel besonders durch seine pompöse Tracht — violetter Mantel, großes goldenes Kreuz, glitzernde Diamantringe an den

Händen — der päpstliche Delegierte Monti auf, der mit einem Ordonnanzpriester erschienen war. Welches gesellschaftliche und damit politische Übergewicht gewinnt doch die römische Kirche gegenüber unserer protestantischen durch dieses anspruchsvolle Auftreten ihrer Hierarchie! Müßten wir dies nachahmen? Klug wäre es vielleicht, und ein etwaiges Parvenu-Odium würde überwunden werden. Allein, Hand aufs Herz! — kann es einen schneidenderen Widerspruch zu dem Geiste geben, in dem Christus wandelte? Die Kirche darf doch kaum daran zweifeln, daß der Sohn Gottes, den sie lehrt, auch die äußere Macht richtig eingeschätzt hat, daß er nicht nur die einfachen Verhältnisse seiner freiwilligen Lebenslage, nicht nur die vielseitigen Bedürfnisse der Großen seiner Zeit, sondern aller künftigen Zeiten in göttlicher Weisheit überschaut haben müßte. Und dennoch wollte er vom Glanze dieser Welt nichts wissen!

Viele Minister, fremde Diplomaten und hochstehende Chilenen mit ihren Damen wie die Conchas, Edwards usw. waren zugegen; auch hatten zur Genugtuung des Ministers der (jetzt verstorbene) Präsident Riesco, ein großer blondbärtiger Herr, nebst seiner Gemahlin ihr Erscheinen nicht versagt. Für den Präsidenten wurde beim Kommen und Gehen die Nationalhymne gespielt. In dem nicht allzu großen, elektrisch beleuchteten Gesandtschaftsgarten war es empfindlich kühl; doch konnte noch draußen in zwei Abteilungen an kleinen Tischen gespeist werden. Mittlerweile hatten sich die nordamerikanischen Offiziere in corpore — vielleicht ein halbes Dutzend — eingefunden. Glattrasiert und etwas gemessen erschienen sie, zwar durchaus verbindlich wie Gentlemen, doch nicht so herzlich, wie ich früher wohl ihre Kameraden gefunden

und ihrer natürlichen Art halber immer so besonders gern gehabt hatte. Es ist eben eine andere Zeit gekommen. Allzu lange blieben die Herren nicht, aber das Erscheinen war ein freundliches Zeichen und wurde offenbar vom Gesandten als solches aufgefaßt.

Ein ganz bißchen „Hofluft" wehte. Ich glaube, nicht gerade weil es deutscher Boden war, sondern weil diese Tendenz in Republiken so gut wie in Monarchien Eigentümlichkeit bleibt. Im Grunde genommen wissen wir es ja recht gut, daß ein Menschenkind herzlich wenig vor dem anderen voraus hat. — Es wurde getanzt, und nach einem zweiten Imbiß abermals getanzt, lange und eifrig. Der Herr und die Dame des Hauses befanden sich mit vollem Grund über den Erfolg ihres Abends in bester Stimmung; es ward wirklich eine fidele Gesandtschaft.

Zu dem Frühstück, das die Väter der Stadt am nächsten Tage den vereinigten Seeoffizieren unparteiisch auf dem Cerro de Santa Lucia geben wollten, hatten die Nordamerikaner ihre bereits gegebene Zusage wieder zurückgezogen; sie sollten beim Admiral Montt in Valparaiso eingeladen sein, blieben dann aber außerhalb Santiagos bei der Familie des früheren Ministers Don Rafael E. Urmeneta, einem bekannten Schriftsteller, der „Mein Aufenthalt in Dresden" und über Schweden, Palästina usw. geschrieben hat. Ich hatte dem General versprochen, zu kommen, allein mir fehlte dann die Zutrittskarte, außerdem war ich übermüdet. Natürlich gestaltete sich das Frühstück nun lediglich zu einem Fest für die deutschen Gäste. Herr von Reichenau machte in der spanischen Hälfte seiner Rede einen sehr gut aufgenommenen Scherz. Es war der 28. Dezember, der Tag

der „Unschuldigen Kindlein“, an welchem man in Chile, dem Volksmunde nach, alles leihen darf, ohne es je zurückzugeben zu brauchen. Der Gesandte erwähnte nun diese Sitte, indem er für Deutschland um das Leihen der chilenischen Freundschaft bat, die es dann für immer behalten würde.

Nordamerikanische Matrosen, lange Burschen, sah ich in der Stadt; mittags kam noch ein Detachement unserer Leute vom „Falken“ an, die von den Deutschen Santiagos eingeladen waren. Gern hätte ich die für sie bestimmten Festlichkeiten im Cousiño-Park noch mitgemacht, allein der Oberst erklärte, seine Abreise nicht länger verschieben zu können, und da ich mich auf seine Unterstützung einmal eingerichtet hatte, mußte ich seinen Wünschen nachgeben. Sonst war er lebhaft bemüht für mich, als ich im Schweiße meines Angesichts packen und alle möglichen Besorgungen, zu denen ich vor lauter Inspizierungen und Festlichkeiten nicht gekommen war, in äußerster Stunde zu erledigen hatte. Übrigens brachte ich den letzten Tag, gastlichst von ihm und seiner Gattin aufgenommen, in seinem Hause zu.

General Körner traf ich leider nicht mehr an. Gern hätte ich ihm für alle Güte noch einmal kräftig die Hand gedrückt. In diesem Kapitel suchte ich nach schwachen Kräften meine Dankesschuld gegen ihn abzutragen. General Ortúzar sah ich noch einmal.

Frau von der Lund hatte uns nach guter Hausfrauensitte ein mächtiges, bei exotischen Reisen doppelt notwendiges Proviantpaket hergerichtet; der Diener ließ es liegen. Doch auch in diesem Lande der Dienstbotenklage gibt es manche edle Elemente; einen Beweis dafür lieferte die brave Köchin des Hauses, die uns den weiten,

weiten und heißen Weg zum Bahnhofe mit dem Paket nachstürzte und es atemlos und hochbefriedigt überliefern konnte, gerade ehe der Zug sich in Bewegung setzte.

Schwere Zeiten sind später auch über Santiago hereingebrochen, erst Aufstände des wegen einem Schlachterstreik und einer Teuerung empörten Volkes, die sogar zu blutigen Straßenkämpfen mit dem Militär führten, dann das Erdbeben. Santiago selbst aber ward nicht entfernt so arg mitgenommen wie Valparaiso.

„Lebe wohl, Santiago de Chile!" dachte ich. „Auf Nimmerwiedersehen nach menschlichem Ermessen; deine Schönheit wird mir dafür unvergeßlich bleiben!"

Über das Schicksal meiner Angehörigen hatte mich ein Kabeltelegramm beruhigt. Es ist doch eine herrliche und immer wieder überraschende Sache, wenn man erfährt, was zu Hause, am anderen Ende der Welt, an demselben Tage vorgegangen ist.



Chilenische Reiterei im Manöver.



Überlandreise nach Valdivia und ein Ritt ins deutsch bevölkerte Südchile.

Im Pullman-Wagen. — Dr. Kommertz. — Sieben Vulkane. — In der Frontera. — Temuco. — In Pitrufquen. — Im Hotel Internazional. — Ein Bad im Rio Toltén. — Reichtum der Flora. — Bei Araukanern. — Ein Kazike. — Die Zauberin. — Indianische Weberinnen. — Eine indianische Pfandleihe. — Mein Matégefäß. — Bei Herrn Bobillier und Herrn Vargaz. — Allerlei überraschende Reisegefährten und Weiterfahrt. — Deutsch-irisch-ungarische, indianische und buerische Siedlungen. — Am Tunnel von Afquinhue. — In den Unbilden des Regenwetters. — Auf der Lokomotive. — Der telephonisch beleidigte Stationsvorstand. — Auf der Plattform der „Pullman car". — Durch Wald und Lichtungen. — Der Calle-Calle oder Valdiviafluß und die Hängebrücke. — Ankunft in Valdivia. — Einiges über die deutsche Besiedlung Südchiles. — Das Verdienst Dernburgs. — Weiteres über Ein- und Auswanderung. — Verdrängung der Deutschen durch Italiener. — In eigene Kolonie oder in fremde Staaten? — Gefahr im Verzuge. — Präsident Montts Reise. — Neujahrsbetrachtungen. — Spaziergang in Valdivia. — Bekanntschaft mit drei deutschen Professoren aus Argentinien. — Valdivia-Anekdoten. — Fahrt nach Osorno. — Ritt nach dem Llanquihue-See. — Meine Vernagelung. — Die guten Chilenen in Cancura. — Anblick des Vulkans Osorno und des Sees. — Octai und das Hotel Martin. — Deutsche und ihre Kinder. — Seelandschaft. — Konfessioneller Zank. — Die „Colonia" und Kapitän Schulz. — Ebbe- und Fluterscheinung im Llanquihue-

See. — Unter deutschen Bürgern. — Rückkehr nach Valdivia und Fahrt nach Corral. — Schönheiten der Bucht. — Aufenthalt in Corral. — Pension Eberhardt. — Ruinen auf der Insel Mancera. — Die „Theben" und Kapitän Richert. — Neue Gesellschaft. — Ungemütliche Erscheinungen im Lande. — Abschiedskaffee. — Wir sehen Frau von der Lund zum letztenmal. — In den Südpacific!

Wir saßen in dem bequemen Wagen à la Pullman und ließen die freundliche Landschaft an uns vorüberfliegen. Unser Billett lautete nur auf Chillan. Die Wärter schienen mir angenehmer zu sein als die nordamerikanischen Pullman-Neger. Leidlich schlief ich im unteren Bett, und behaglich trafen wir uns am nächsten Morgen am Kaffeetische des Speisewagens. Neben uns saß eine feine, nette Chilenenfamilie mit mehreren Mädchen, deren Gliedmaßen wieder als Ausstellungsgegenstände hätten prämiiert werden müssen. Ein junger deutsch-chilenischer Arzt, Dr. Kommertz aus Santiago, schloß sich uns an und blieb fortan der Dritte im Bunde. Der Doktor war alter Herr der deutschen Burschenschaft „Araucania" in Santiago, die, wie er sagte, aus 12 aktiven Mitgliedern und 18 alten Herren bestände.

Die Landschaft, also die fruchtbare Mittelsenke Chiles, bot Ebenen mit bebauten Feldern, Wiesen und eingefriedigten Weiden, die mich ganz an Schleswig-Holstein erinnerten. Wenn Pferde und Vieh eine Koppel abgegrast haben, werden sie auf die nächste, inzwischen bewässert gewesene getrieben, während die abgegraste aufs neue bewässert wird. So begegnet man dem Regenmangel. Rechts (westlich) begleitete immer die Küstenkordillere, links die teilweise mit Schnee bedeckte Hauptkordillere. In Chillan mußte ein neues Billett nach

Pitrufquen gelöst und in einen wesentlich schlechteren Personenzug, dessen Reinlichkeitsverhältnisse manches zu wünschen übrig ließen, übergestiegen werden, während der unserige, obwohl die Gabelung erst bei S. Rosendo erfolgt, nach den Hafenstädten Concepcion, Talcahuano, Coronel und Lota (wo sich ein berühmter Schloßpark und die Hauptkohlenwerke Chiles befinden) weiterfährt. Bis Pitrufquen sind es von der Hauptstadt 600 Kilometer, der Fahrpreis, Schlafwagen und Gepäckfracht eingeschlossen, betrug ungefähr 50 Mark.

Allmählich ward die Landschaft baumreicher. Der Bio-Bio, der bedeutendste Fluß des Landes, wird gekreuzt, wie denn überhaupt zahllose Wasserläufe passierbar gemacht werden mußten, die tief die sonst sanfte Bodenwellung durchfurchen. Über den Malleco, der in den Bio-Bio fließt, spannt sich 40 Meter hoch die höchste Brücke Chiles. An der Ostseite entfaltete sich nun eine förmliche Paradestellung von meist mit Schnee bedeckten Vulkanen; deren sieben zählten wir nebeneinander: Tupungato, Lonquimai, Nevada, Llaima, Villarica, Quetrupellan und Lanin. Der seitliche Krater des Llaima soll mit dem des Villarica zusammenhängen. Durch Waldzerstörung machte sich die Kolonisation bemerkbar: Stümpfe, geschwärzte Baumleichen überall; auch die Ortschaften erschienen nicht anziehend. Bei Lautaro befanden wir uns bereits in einer nach einem Indianerfürsten benannten Stadt der „Frontera", dem heute den Resten der einst großen und tapferen Nation der Araukaner angewiesenen Gebiete, das Mittel- und Südchile so lange als Antizivilisationskeil gänzlich voneinander schied. Und dann erreichten wir die meist von Indianern bewohnte Fronterahauptstadt Temuco, bei der die vielen Bretter-

und Bohlenstapel auf den bedeutenden Holzhandel verwiesen. Auch Deutsche betreiben hier zahlreich ihre Geschäfte, weshalb Herr von Reichenau einen Besuch von Mannschaften des „Falken" von Talcahuano aus veranlaßt hatte. Sie sind mit Jubel aufgenommen worden.

Wälder, Wälder! Wucher- und Schlinggewächse um die meist nicht großartigen Stämme, und davor, längs der Bahn, ärgern auch immer die angebrannten Epigonen des einst unentweihten Urwaldes. Wir gelangen bis an die Grenze der Frontera; der Endpunkt des einstweilen hier abgeschlossenen Bahnbetriebes, die Indianerstadt Pitrufquen, ist nachmittags erreicht!

Selbander wandelten wir in den nahen, einstöckigen Holzbau des nicht übermäßig verlockenden „Hotel Internazional". Der Hotelier war ein kleiner Italiener, seine Gattin — aus Berlinchen! Selbander bezogen wir auch ein Gemach. Wie Hirsche — nicht schreiend, aber doch nach frischem Wasser dürstend, eilten wir zunächst, unter Führung des Señor Don Ismael Vargas, des Chefingenieurs der ersten Bausektion der Valdiviabahn, nebst einem anderen Don seines Bureaus, zum Flusse Toltén hinunter, in dem wir ein köstliches Bad nahmen. Das stark strömende, flache Wasser gestattete immerhin ein gutes Schwimmen.

Eine Fülle von reizenden, in Europa nicht vorkommenden und vielfach mir ganz unbekannten Blumen wuchs zwischen Wiese und Wald an den Ufern hin. Man muß dieses Land als ein Dorado für den Blumenkenner ansehen; ich wenigstens bin noch nirgend durch den Reichtum einer Flora so in Erstaunen gesetzt worden. Der liebenswürdige Don Ismael zeigte sich unermüdlich, mir immer neue Arten herbeizubringen. Besonders schön er-

schien eine feurig rote Blume; unter den mir bekannten spielte eine entzückende, kleine Fuchsie häufig nesterartig eine Epiphytenrolle zwischen Stamm- und Astgabelungen.

Die Betten waren ordentlich, das Essen leidlich, so wurde denn über das bißchen Manko an Reinlichkeit gern ein Auge zugedrückt. Da unser Gepäck zurückgeblieben war, hatten wir in Pitrufquen einen Tag länger, als berechnet gewesen, zu warten. Uninteressant wurde es nicht, nur naß.

Die Stadt existierte erst seit ungefähr zwei Jahren und war offenbar ein Platz mit Aussichten im Sinne des wild west. An breiten, sandigen Straßen zogen sich langweilig dreinschauende, einstöckige Bretterhäuser entlang, die sich in einer ziemlich erheblichen Ausdehnung bis in die Waldlichtungen verloren. Es gab auch schon einen geschlossenen Kern, inmitten ein Marktplatz. Wir stiegen über Weiden und Felder und zwischen Hecken ein wenig hügelan in den Wald. Der Blick von dem Rande über das Gelände war durchaus nicht häßlich. Zwischen den gelichteten Waldeichen standen viele immergrüne Bäume und dichtere Unterholzpartien. Stümpfe zeigten die häufigen Rodungen an.

Zum ersten Male machte ich jetzt Bekanntschaft mit araukanischen Indianern, die sich meist willig photographieren ließen. In eine einfach aus Bambusstangen und Blättern konisch geformte Hütte gingen wir hinein. Es sah unerwartet ordentlich darin aus; auch die Ausstattung an Geräten, Betten usw. war nicht schlecht. In der Mitte brannte ein Holzfeuer. An einer Seite stand ein höchst einfach hergestellter Webstuhl. Ein Mittelding zwischen Tamburin und Kesselpauke hing, die Freuden der Erholung andeutend, an der Wand. Ein paar alte

und ein paar junge Frauen, ein kräftiger Bursche, einige Kinder und Hunde waren anwesend. Unser Führer sagte, daß die Frauen sich tagtäglich zu baden pflegten, die braunen Herren der Schöpfung aber auf Bäder verzichteten. Der Bursche schien ein anderer Kerl zu sein; er war Soldat gewesen und hatte gern gedient.

Alle sind katholische Christen; manches Mädchen trägt ein hübsches Silberkreuz um den Hals. Für die photographische Aufnahme machten sie sich sehr fein, schlangen Bänder in ihr Haar und posierten dann nach Kräften, genau so wie ich es einst bei ihren wilden Schwestern in Neu-Guinea und Umgegend fand, die zum ersten Male vor die Camera gebracht wurden. So freundlich die Araukaner gegen uns waren, so sollen sie in abgelegenen Teilen manchmal recht unangenehm gegen Fremde werden; dort hat die Zeit der Kämpfe und besonders einzelner Überfälle auch noch gar nicht so lange aufgehört. Erst die Eisenbahn wirkt gründlich reformierend auf schlechte Sitten. — Überall wird Quila, der chilenische Bambus, verwendet, sowohl zum Hüttenbau wie zu allen möglichen Geräten. Wir besuchten sodann das Gehöft eines Kaziken — eines Stammeshäuptlings. Der Kazike bewohnte ein ordentliches Holzhaus, das gerade neu tapeziert wurde; ein mittlerer Bauer wohnt bei uns nicht besser. Der arme Kerl lag seit 20 Jahren gelähmt im Bett; er sah gottserbärmlich aus, nur aus Haut und Knochen bestehend. Nichtsdestoweniger besaß er acht Kinder, und man sagte mir, daß ein Abschluß dieser segensreichen Patriarcheneigentümlichkeit kaum schon zu erwarten sei. Seine hohlen Augen flackerten; wie mir dünkte, war nicht gut Kirschen mit ihm essen; klug mußte er auch sein. Er reist dann und wann in seinem Bezirke umher. Sein

recht origineller Reisewagen, den er sich zu diesem Zwecke hat bauen lassen, entsprach einem mit Fenstern versehenen Wagen von Jahrmarktleuten, war aber nur zweiräderig und mit einem bescheidenen Teppich zum Liegen ausgestattet. Zugtiere sind hier Ochsen. — Recht interessant verlief ein Besuch bei einem abgelegen wohnenden Indianerweibe, einer Sibylle, die im Rufe stand, noch heidnische Gebräuche zu pflegen und rechtschaffen zaubern zu können. Sie sah nicht übel aus, schaute nur recht finster drein. Nach langem Zureden ließ sie sich dazu bewegen, neben ihrem sonderbaren Holzidol stehend, meiner Camera zum Objekt zu dienen.

Weit freundlicher begegneten uns wieder die Frauen einer anderen Hütte, eine runzelige alte Dame und zwei wirklich niedliche junge Mädchen, deren eine auch ihr Kreuzchen um den hübsch geformten, bräunlichen Hals trug. Sie waren alle fleißig beim Weben. Dabei wird eine Spindel, genau wie die römische, zur Anfertigung des Wollfadens benutzt. Die Alte bediente den Webstuhl. Und wie kunstvoll sie arbeitete an diesem Gerüst, das aus nichts als rohen Stöcken, Klötzen und Bindfäden zu bestehen schien! Sie verfertigte einen großen Poncho. Die Muster hat sie im Kopfe; möglicherweise sind es immer wiederkehrende: dunkelblauer Grund, rote, grüne und orangenfarbene Streifen, breite Mittel- und Seitenstücke einer weißen, mäandrischen Zeichnung. Die Strähne werden in Abständen, dort, wo sie weiß bleiben sollen, umwickelt und dann blau gefärbt. Kette und Einschlag, das Durchwerfen der Knäule mit der Hand, ist so wie bei unseren Handwebestühlen; ein Querholz — der Breithalter — hält die Fäden, gemäß dem gewählten Muster, auseinander; ein an beiden Seiten glattes, zugespitztes

Holzschwert, mit beiden Händen geführt, dient dazu, jene in der bestimmten Lage förmlich festzustampfen. Alles — Wolle, Faden und Farbe — ist echte Indianerarbeit, da man bisher hier noch nicht die Verwendung europäischer Industrieerzeugnisse kennt. Ganz wundervoll starke Satteldecken verfertigen diese Weiber auch, und zwar einen dickaufliegenden kurzgeschorenen Hauptteil aus Wolle, in der Mitte durch dünnere Streifen geteilt und an den Seiten mit langem Fransenbehang geziert. Die Farbe pflegt schwarz zu sein. Gewöhnlich reitet nur der Mann, die Damen des Hauses trotten nebenher, falls ihnen nicht ein Ochsenkarren zur Verfügung steht.

Gegen Abend begann ein unendlicher Regen zu fallen. Ein notwendiger Besuch bei dem Oberbaurat der Strecke, Herrn Bobillier, der fernab am schmutzigen, triefenden Bahnkörper in einer Baracke hauste, gehörte daher just nicht zu den Annehmlichkeiten.

Zuvor fand ich noch Gelegenheit, in einem Laden einige Einkäufe zu machen. Der Laden an sich war eine Merkwürdigkeit. Auf der Tonbank lagen Ponchos, Decken usw. massenhaft zum Verkauf ausgebreitet; allerlei Trödelkram, Indianerschmuck und Gerätschaft hing umher. Am auffälligsten erschienen die Borde, die vollgestopft waren mit Paketen, an denen Zettel baumelten. Auf meine Frage nach deren Bedeutung erklärte mir der Besitzer, daß es lauter Pfänder von Indianern seien, von denen die meisten uneingelöst verfielen. Nun zeigte er mir vielerlei Sachen, die die armen Teufel an ihn verloren hatten, Sachen, die zum Teil vielleicht seit Jahrhunderten in einzelnen Familien vererbt gewesen waren. Wäre ich Fachmann oder ein mit Mitteln ausgerüsteter Spekulant gewesen, welches Geschäft hätte ich hier machen kön-

nen! Hauptsächlich gab es Silberschmuck: eigenartige Stirnbänder, Hut- und Gürtelschmuck, die kettenartige Arbeit mit gut modellierten Schließen, meist in Form von Köpfen; ferner Teufelsfiguren (die Indianer glaubten an einen guten und einen bösen Geist), Matégefäße und manches andere. Ich erwarb für 30 Pesos ein silbernes Matégefäß — einen kleinen Pokal, aus dem Maté, der sogenannte Paraguaytee, genossen wird, der das Erbstück einer Kazikenfamilie gebildet hatte. Am auffallendsten an ihm erschienen die in primitiver Technik vorzüglich getriebenen Pflanzenornamente. Ich konnte ihn damals nicht mitnehmen und Oberst von der Lund schickte mir ihn später in großer Gefälligkeit nach Europa nach, zugleich mitteilend, daß er die größte Mühe gehabt, ihn vom Agenciero herauszubekommen, der ihn nicht mehr habe verkaufen wollen, und daß eben jener gelähmte Kazike Panguilef der frühere Eigentümer sei. Der Pokal wäre das Trinkgefäß seines Vaters und Großvaters, sehr berühmter Araukanerhäuptlinge, gewesen.

Herr Bobillier hauste mit einem anderen Herrn zusammen, der zu meiner Freude englisch konnte. Dieser versprach mir, für den Bergübergang, den wir am nächsten Tage an einem auf einer Strecke eingestürzten Tunnel zu machen hatten, ein Pferd. Der Einsturz hatte die bevorstehende Eröffnung wieder in wesentliche Ferne gerückt. — Auf einer Lori wurden wir in der Dunkelheit zu Herrn Vargas transportiert, der uns zum Nachtessen eingeladen hatte. Die gastliche Häuslichkeit war wieder sehr einfach. Doña Vargas, die sich des Besitzes zweier Knaben erfreute, tat aber ihr Bestes. Wir erhielten einen trefflichen, gewaltig großen Fisch. Dieser hatte nur 1 Mark gekostet, obschon er 20 Meilen weit von einem

Reiter gebracht worden war. Den langen Speisetisch schmückten Blumen, so daß der Raum recht festlich aussah. Der gute Don Ismael, der sehr zärtlich mit seinen Kindern war, verehrte mir ein Stück indianischen Silberschmucks. — Die Nacht verlief mäßig. Neben uns hauste die Familie eines einheimischen Kaufmanns, der mit geradezu ungeheueren Warenkoffern reiste. Von den Kindern brüllte ein kleines Mädchen fast unaufhörlich. Der Vater begnügte sich damit, es „ungezogenes Schwein" zu titulieren; er sowie die Mama litten beide an einem furchtbar ungenierten Katarrh der Atmungsorgane. Zudem ballerte der erzürnte Oberst zeitweilig gegen die dünne Holzwand, was die an dergleichen wohl gewöhnte Kaufmannsfamilie nicht im mindesten beeinflußte, auf uns jedoch nicht ohne Wirkung blieb.

Beim ersten Morgengrauen — ein wahrhaftes Grauen, denn es goß mit Kübeln — war der Oberst bereits gestiefelt und gespornt. Er wünschte dringend, auch uns auf die Beine zu bringen, was ich für meine Person entschieden verweigerte, in der Annahme, daß chilenische Züge, besonders, wenn sie noch nicht fahrplanmäßig sind, es mit der Pünktlichkeit nicht so genau nehmen werden. Damit behielt ich recht; als ich mich in einer Stunde entschlossen hatte, nachzustolpern, ging es noch lange nicht ab.

Zu meinem Erstaunen fand ich eine förmliche kleine Volksversammlung unter dem Protektorate des Obersten vereinigt. Das Gerücht, daß hohe Fremdlinge durchkämen, denen eine Verbindung nach Valdivia eröffnet war, schien weit ins Land gedrungen zu sein und viele veranlaßt zu haben, diese gute Gelegenheit schleunigst auch für sich auszunutzen.

Ein einfacher, etwas omnibusartiger, geschlossener

Wagen nebst Lokomotive erwartete uns auf dem wasserblinkenden Geleise. Als wir hineinstiegen, fanden wir ihn bereits unter Beschlagnahme der besten Plätze bis fast in den letzten Winkel vollgestopft von Menschen, Koffern und Säcken aller Art. Aber alle segneten den Obersten, und so entschloß ich mich, mitzusegnen, zumal den neuen Reisefreunden wirklich eine große Wohltat zuteil geworden war. Unter anderen waren gekommen: eine deutsche Lehrerin aus Santiago, Dresdnerin, ein nettes Mädchen, das von zwei jungen Brüdern begleitet wurde; ferner zwei beständig zur Begeisterung geneigte curas, d. h. Priester, ein blondes Buernmädchen aus einer nahen Buernkolonie, ein deutscher Kolonialinspektor; schließlich allerlei Einheimische, Männer, Weiber und Kinder. Es erschien mir, als ob diese Schar unterwegs sich noch beständig vermehrte, das Kindergeschrei auch. — Der deutsche Inspektor erzählte mir recht fesselnd von umliegenden Kolonien. Da gab es eine von dem Deutsch-Engländer Tatlot gegründete, die Schlesier und Irländer zusammen angesiedelt hat; östlich davon eine andere, von einem Mr. Woodhouse ins Leben gerufene, in der Deutsche und Ungarn zusammenwirken. Eine zweite Notiz, die ich machte, weist Woodhouse die erste, Tatlot die zweite Kolonie zu.

Unser alter Wagenkasten knirschte, hob und senkte sich, als ob wir uns auf See befänden; zuweilen erhielt er auch gewaltige Stöße, wie ein gegen schweres Wetter anarbeitender Schnelldampfer. Die Stehenden purzelten dabei mehr als einmal durcheinander, weibliche Wesen kreischten laut. — Der schon früher beschriebene Wald setzte sich fort. Dann und wann erschienen wieder Siedlungen, so die unter den Auspizien Ohm Krügers erweckte Buern-

Kolonie, in der aber mehr nichtbuerische städtische Elemente als wirkliche Landleute mit entsprechend geringem Erfolge tätig sein sollten. Die Siedlung eines einheimischen Kaziken schloß sich an. Wir kreuzten einen recht hübschen Nebenfluß des Rio Toltén. Dicht wucherten Bambus und sonstiger Busch; auch die aus aufklärendem Regennebel hervortretenden Wälder zeigten weit größere Geschlossenheit; die Bambusdjungelstrecken, die binsenbewachsenen Sümpfe dazwischen, nahmen wilderen Charakter an. Nach einer annähernd zweistündigen Fahrt, bei der ich meist auf der vorderen Plattform gestanden — die Lokomotive schob nach — langten wir an der Unterbrechungsstelle vor dem Tunnel von Afquinhue an. Ein Arbeiterdorf hatte sich daneben angesiedelt. Hier begann unser ziemlich steiler Anstieg, um den Tunnel herum, über den bewaldeten Bergrücken. Es regnete noch immer etwas, der Boden war naß und kotig. In der urwüchsigen Umgebung nahmen sich die Gruppen der Träger und Ochsenkarren, die zum Teil Frauen und Kinder geladen hatten, recht malerisch aus. Mühsam arbeiteten diese sich durch ansteigenden Lehm, in ausgefahrenen Geleisen zwischen den Bäumen hinan, so daß manche es vorzogen, zu Fuß den Weg zu erkämpfen. Diese Karawane, die eigentlich gar nicht in solche rauhe Verhältnisse gehörte, erregte Bedauern. Vollgestopft mit Sachen in allen Taschen meines schweren Mantels, war ich recht froh, mein Pferd zu haben, das bei dem steilen, schlüpferigen Abstieg nicht ohne Bedenken zu reiten war. Allerdings, der Ritt, den ich im ersten Bande meiner „Wanderungen" bei der Poas-Besteigung in Costarica beschrieb, hatte noch ganz andere Anforderungen an das Reittier gestellt. Immerhin ließ man sich unten am jenseitigen

südlichen Tunnelausgang recht gern aus dem Sattel gleiten. Hier liegt das Dorf Ultimo mirador, indianisch Asquinhue, auf der Höhe des schluchtartigen Durchschnitts, in den der Tunnel mündet. Es war ein wüstes Durcheinander aus Steintrümmern, Lehmschmutz, Pfützen und Eisenteilen, mit einem offenen, von Zementfässern, rostigen Schienen und dergleichen gefüllten Schuppen. An den Lehmwänden schlängelten sich zwischen Gras, Kraut und Busch ein paar Pfade in den Wald und zu den Dorfhäusern hinan. Aus dem Tunnelloche wölkte es sich wie Dampf. Zwischen Regenschauern drang angenehm dann und wann die Sonne durch. Wie Auswanderer lagerten wir unter dem niederen Schuppendach. Meine Begleiter verhandelten vermutlich oben im Hause des Stationsbeamten. Ich saß mit der Lehrerin, ihren Brüdern und den Priestern und einer dicken Dame nebst deren Kindern zusammen. Die Curas hatten trockenes Brot bei sich und trockenen Charqui, ein Fleischmehl, das ähnlich wie gelbe Lohe aussieht und hier, wo man auf eigene Verproviantierung angewiesen ist, von großem Werte erscheint. Auf schmutzigem Papier lag es ausgebreitet. Die Priester zerrissen das Brot, und wir alle langten, mildtätig von ihnen eingeladen, mit unseren ungewaschenen Händen zu und in den Charqui hinein, um ihn so unmittelbar in den Mund zu stopfen. Es schmeckte sehr gut, da wir ziemlich ausgehungert waren. Nachdem wir ein paar Stunden gehofft und geharrt hatten, pustete eine Lokomotive mit einigen offenen Stein- oder Viehkarren vom Süden heran. Diese waren vollbesetzt von allerlei Volk, das nun hinunter sprang und uns seine Stelle einnehmen ließ. Wir verteilten uns auf unsere Koffer und Kisten. Ich hockte zwischen der Erzieherin und Doktor Kommertz, neben uns

eine alte Indianerin, unter einem rührenden Regenschirm; er bestand nämlich aus einem verbogenen Gestell, zwischen dem nur noch ein paar kleine Fetzen zurückgeblieben waren. Voll Bangen richteten sich aller Blicke gegen den grauen Himmel. Und da kam es schon! Kaum hatte die Lokomotive mit dem Schiebewerk begonnen, prasselte der Regen mit vollen Himmelskräften auf uns nieder, und im Handumdrehen troffen wir alle. Da es abwärts ging, fuhren wir nicht ganz langsam; dies vermehrte das Übel, denn der mit dem Winde streichende Regen wirkte wie Peitschenhiebe. Kein Schirm ließ sich halten; mir war ohnehin schon immer das Wasser wie aus einer Gießkanne in den Ärmel und unten in die Schuhe geschossen. Resigniert klappte ich meinen Schirm zusammen. Die Lehrerin entschloß sich zu spät dazu, und knack, war der ihrige umgestülpt und zerbrochen. Tief melancholisch hüllte sie sich in ihr Tuch. Ich saß einen neuen Hut zum Pfannkuchen. Die arme Landsmännin aber führte mehrere Hutschachteln mit neuen Modeprachtstücken aus Santiago mit sich. Es dauerte nicht lange, und die Pappschachteln hatten sich in Wohlgefallen aufgelöst. Nur die alte Indianerin hielt in stoischer Ruhe die leeren Bruchstücke ihres Gestells über sich fest. Am schlimmsten war es natürlich, daß Kinder, und sogar Babies, dabei waren; sie wurden alle nach Möglichkeit weggestaut und überdeckt. Eine kurze Besserung trat ein; jeder atmete auf. Dann folgte abermals eine peitschende Regenattacke. Alles schien der Verzweiflung nahe zu sein, und mit Recht, denn lange konnte niemand mehr es so aushalten. Glücklicherweise war die Rettung nahe; wir überschritten schon den Rio Lanco und hielten auf der sich entwickelnden Station Loncoche, wo abgestiegen werden mußte. Dann kam auch die Sonne,

blieb siegreich und trocknete uns wieder. Die mitgenommenen Passagiere flüchteten sich in einen Neubau, während wir bei dem französischen Streckenvorstand ein Glas Bier erhielten. Der Oberst konnte von Glück sagen; er war nebst seinem Gepäck auf der Lokomotive trocken geblieben. Ich ließ nun meine nassen Sachen wenigstens auf den Tender schaffen, und stieg mit Dr. Kommertz auch hinauf. Da ward uns fröhlicher. Allerdings erhielt ich etwas heißen Dampf und eines der zurückfliegenden Kohlenstückchen braunte mir ein Loch in den Strumpf; dann stellte ich mich indessen mit auf die Maschine und war so hinter dem Glasschutz „tadellos" untergebracht.

Der Waldreichtum nahm zu; ebenso der Bambus, der auch als Viehfutter Verwendung findet. Die verbrannten Stämme der Rodungen mehrten sich abermals. Von der Station Suto ab durfte die bisherige Lokomotive nicht weiter gebraucht werden. Alle Passagiere mußten nebst ihrem Gepäck von den Karren herunter. Der Oberst sprach telephonisch mit dem Vorstand der nächsten Station, der sich kurzerhand weigerte, uns eine Lokomotive zu schicken. Der Oberst drohte ihm mit der Verantwortung, die er dann trüge. Schließlich schien der Beamte sich telephonisch beleidigt zu fühlen und überhaupt nicht mehr zu antworten.

In trostloser Unsicherheit, wie die Lage sich gestalten würde, lag die ganze Reisegesellschaft im Grase umher. Nahrungsmittel und Milch für die Kinder gab es weit und breit nicht. Mit nächtlicher Unterkunft unter Dach und Fach hätte es desgleichen mangelhaft ausgesehen. Außer den genannten Genußmitteln hatte ich nur noch etwas schlechten Käse erhalten; also auch mein Magen knurrte.

Der Oberst und ich machten uns nach kurzer Be-

ratung auf, um den Bahnkörper entlang zu Fuß nach der ungastlichen Station zu wandern und sie zur Hilfeleistung zu bewegen. Inzwischen hatte sich deren Vorstand aber auch besser besonnen, und nachdem wir etwa eine Viertelstunde über die Schüttungen von Schwelle zu Schwelle gehüpft waren, was dem von der Natur durch erheblich lange Beine begünstigten Obersten viel müheloser als mir gelang, fauchte uns zu meiner Erleichterung die Lokomotive bereits entgegen. Wir fuhren auf ihr zu den Kindern Israels zurück. Ein Bravoklatschen empfing uns; die beiden begeisterten Priester schwenkten ihre großen Jesuitenhüte, um das Haupt des Obersten schien ein Heiligenschein zu schweben.

Zufrieden sahen wir uns alle mit Sack und Pack von neuem untergebracht. Ich behauptete glücklich meinen Lokomotivenplatz. Mit meinem unglaublich vollgestopften, langen und vorsichtig geknöpften Überrock kam ich mir immer wie eine geschwollene Ratte vor. Mein Hut ging ein paarmal verloren, stellte sich aber immer wieder ein; desgleichen Hut und Stock des Obersten, die zeitweilig ebenfalls auf Spezialreisen gingen. Ehe wir auf Imulfudt, der bösen Station, Halt machten, erblickten wir zur Rechten das stattliche Gehöft eines Herrn Ebener, eines Deutschen. Wie wir später hörten, hätten wir auch dort kaum auf Unterkunft rechnen können. Zwischen dem Obersten und dem Stationsvorsteher fand zunächst eine angeregte Auseinandersetzung statt. Der Beamte erklärte, er habe es nicht nötig, sich telephonisch anschnauzen zu lassen. Dann nahm der Oberst das behauptete telephonische Anschnauzen mündlich zurück, und der Beamte schüttelte sich befriedigt mit ihm die Hand. Übrigens hatte der Mann sehr viel Geld vor sich liegen und war, viel-



Als „Zauberin“ geltende Araukanerin bei Pitrufquen (Süd-Chile).

leicht nicht genügend unterrichtet, im Auszahlungsgeschäft gestört worden. Die Hauptsache blieb: wir kamen weiter!

Auf der Station S. José verließen wir die Lokomotive, um einen glänzenden Personenwagen zu erlangen, der außer hölzernen Sitzen sogar einen Kochherd besaß; er wurde sofort freudig die „Pullman car" getauft. Wieder schob die Lokomotive nach. Der Doktor und ich saßen die ganze Zeit über auf der vorderen Plattform und ließen die Beine nach vorn herunterbaumeln. Die ganze Welt hatte man offen vor sich; es war, ungeachtet des kühlen Luftstromes, herrlich! Man beobachtete auch so die mangelhaftes Vertrauen erweckenden Teile der Strecken, namentlich die provisorischen Brücken über Flüsse und Sümpfe rechtzeitig vor der Annäherung. Das bedeutete entschieden einen Sicherheitskoeffizienten. Es bumste manchmal gehörig, und wir fuhren schnell. Die eigentlichen Brücken ragten noch ganz rudimentär daneben. Immer mehr vertieften wir uns in die Waldregion, die bei Circuelo eine bezaubernde Lichtung zeigte. Ganz Harz-Waldblöße! Nur standen die rot und weiß blühenden Digitalisstauden noch weit dichter und höher. Das Laubholz überwog, häufig hellstämmiges, mit kurzen Ästen von unten ab und etwas stangenartig. Zwischen schönen Hängen und tief sich weitenden Schluchten sausten wir rasselnd und oft ein echohallendes Pfeifen in die Waldmauern schickend um die Kurven. Nun klapperten wir rasend auf lichter, gerader Strecke dahin. Wie wohl tat die Sonnenwärme! Prächtige Wiesen mit prächtigem Vieh und malerischen Baumgruppen zu den Seiten, wohlbestellte Felder und nette Farmhäuser flogen vorüber. Der Baustil langweilt in der Regel. Es sind immer dieselben, nüchtern grau oder dunkel gestrichenen Bretter-

wände, Parterreveranden ohne Treppe, überstehende Dächer, meist aus Wellblech.

Bei den Stationen fährt man wieder in die festungsartig von Palisaden umgebenen Plätze hinein und durch ein anderes Tor wieder hinaus. Inmitten liegen das Stationshaus, Güterschuppen usw., alles recht ordentlich, aber ebenso nüchtern.

Das Vieh kannte die Gefahren des Bahnkörpers scheinbar noch nicht recht. Ein paarmal machten Bullen Miene, den Kampf mit der auf sie einstürmenden Lokomotive aufzunehmen. Einmal besann sich einer noch im allerletzten Moment eines besseren und flog zur Seite, als wir gerade instinktmäßig unsere Beine aufschnellten, in der blitzartigen Furcht, daß sie die nächsten Opfer des nächsten Augenblicks sein müßten.

Zuweilen erinnerte mich die Obstwiesen-Szenerie bei den Farmen und deren Hintergrund auch an Grunewaldpartien; aber die Farbenpracht der Blumen an den Walddurchschnitten übertraf alles Heimatliche. Außer den hohen Fingerhutstauden drängte sich zwischen weiß- und gelbblühenden Büschen besonders eine in der Ferne Azalien ähnelnde orangengelbe Blume. Ob es auch die mehr und mehr in Chile einheimisch werdende Escholtzia california (dedal de oro — Goldener Fingerhut) war, vermag ich nicht mit Sicherheit zu sagen; mir schien sie, wie gesagt, andere Blütenblätter zu haben.

Mulpun! Alles aussteigen! Wir sind am Calle-Calle, dem verhältnismäßig großen Strom, der als Valdivia-Fluß unterhalb Valdivias sich in den Pacific ergießt. In landesüblicher Unsitte wechseln die Flüsse häufig ihre Namen nach denen der Distrikte, die sie durchschneiden.

Gepäckbeladen wanderte unsere Karawane eine ganze

Strecke hinab zum rechten Flußufer. Welcher Segen, daß es nicht stürmte und goß! Über den erheblich breiten, grünströmenden Fluß, der hier zwischen recht hohen Felsufern hindurchschießt, spannte sich wie ein schlaffes, schwankendes Band eine noch unfertige, gänzlich geländerlose Brücke. Durch die häufigen Spalten und Löcher sah man unten zu Füßen in das vor dem Auge flirrende, aber doch majestätische Gewässer. Auch Fuhrwerk und Vieh müssen hier hinüber; die Menschen drängen sich möglichst von den Rändern weg. Frauen und Kinder ziehen zögernden Schrittes in die Bohlensenkung und am jenseitigen Ufer aufwärts, und alle scheinen froh zu sein, wenn sie es ungefährdet erreicht haben.

Nun sind wir aber wieder im Schutze der Zivilisation! Auf der jenseitigen Station Antthue nimmt uns ein Extrazug in regelrechten Personenwagen auf. Abermals fegt der Regen; was schadet's uns! Neugierig späht das Auge in das sich nun flacher breitende Flußtal. Der Bahnhof von Valdivia wird erreicht. Noch einmal erfolgt eine Umladung, doch keine verdrießliche. Wir besteigen einen Lokaldampfer, der uns auf seeartiger Weite um die Stadt herum nach deren Südwestseite, wo der Hauptkai liegt, in kaum einer Viertelstunde führt. Es dunkelt schon. Wir bemerken das Gepräge einer Provinzialstadt. Einige halbwüchsige Jungen schleppen unser Gepäck in das Hotel „Colon" des Herrn Schuster.

* * *

Als Chile, nachdem es im Anfange des vorigen Jahrhunderts seine Unabhängigkeit errungen hatte, europäische Kräfte in das menschenleere Land ziehen wollte, fahndete es besonders mit auf die deutschen. Bernhard Philippi,

— ich entnehme diese Angaben einem Aufsatze von W. Henz in den „Hamburger Nachrichten" — der 1840 nach Chile gekommen war und als Soldat Südchile kennen lernte, fand schon viele Landsleute vor. Er starb 1852, nachdem er im Auftrage der Regierung lebhaft für weiteren Zuzug in Deutschland geworben. Ein zweiter Vorkämpfer des Deutschtums in Südchile wurde (seit 1844) der Regensburger Arzt Dr. Rieb. Dann wird Franz Kindermann genannt; 1850 brachte er eine größere Expedition — Deutsche und Deutschösterreicher — hinüber. Nach 1848 waren auch der Hannoveraner v. Bischofshausen, Bürgermeister Anwandter aus Kalau und Pfarrer Manz aus Kurhessen tätig. Den Kolonisten ging es aber oft nicht gut, namentlich fehlte die Sicherheit des Besitzes. Die Regierung hatte wohl den Willen, aber nicht immer die Macht, sie gegen Umtriebe minderwertiger einheimischer Elemente, die häufig mit betrügerischen Advokatenkniffen arbeiteten, zu schützen. So wurde auch durch den Militärgouverneur die kleine Insel Teja bei Valdivia ratlosen Kolonisten überlassen, und der treffliche Chilene Perez-Rosales verschaffte ihnen Siedlungsgrund bei Osorno und südlich bis zum Golfe von Ancud, wobei die Eigenschaft des Llanquihue-Sees als Binnensee festgestellt wurde. Dann entstanden 1853 die Anfänge der Stadt Puerto Montt. Drei Jahrhunderte früher hatte Pedro de Valdivia die Stadt Valdivia gegründet, die aber erst seit der deutschen Einwanderung einen wirklichen Aufschwung nahm. Sie ist jetzt die bedeutendste Handelsstadt Südchiles, die über ihren Seehafen Corral starke überseeische Beziehungen unterhält. Ziemlich große Dampfer können bis an die Stadt gelangen. Die Eichenrinde der Wälder legte den Grund zu einer bedeutenden

Lederindustrie; Schuhfabriken, Schlächtereien und Brennereien blühen, ebenso Holz-, Getreide- und anderer Handel, vor allem auch die Brauereien. Die großartige Anwandtersche Brauerei, eine der größten überhaupt, versorgt ganz Chile mit sehr gutem Bier. Der Großvater, ein Apotheker, der sich als Drogist niederließ, hatte auf Anregung seiner Frau ein Hausbier bereitet, das auch den Freunden der Familie so gut mundete, daß sich allmählich ein Handel und ein Fabrikationszweig daraus entwickelten, die dann zu diesem gewaltigen Unternehmen führten. — —

Leider brachte die größere Anziehungskraft, die Nordamerika auf die deutsche Auswanderung übte, den Zuzug der Deutschen nach Chile vollends ins Stocken. Das ist wohl, außer dem leichtere Erwerbsmöglichkeiten bedingenden, schon damals vorhandenen Kapitalreichtum Nordamerikas, auf die bekannte Reklamekunst, auf die größere geographische Nähe, die Erwartung eines schnelleren Glückes und stolzerer Freiheit zurückzuführen, sowie auf den schmeichelhaften Anreiz, dann einem Staatengebilde anzugehören, das, höchste Sicherheit nach außen bietend, so ungemein gegenüber der europäischen Kleinlichkeit imponierte. Natürlich, je mehr Deutsche nach drüben kamen, desto mehr wuchs dazu die magnetische Kraft der Nachziehung. — Wäre dem nicht so gewesen, alsdann hätte sich, von Südchile ausgehend, ein zweites Mal die geschichtliche Möglichkeit geboten, ganz Chile einen deutschen Stempel in dem Maße aufzudrücken, daß wir zwar nicht zum zweiten Male ein wie ein eigener Erwerb mit uns vereinigtes Land dort gewonnen haben würden, aber doch vermutlich heute an Chile einen wirtschaftlich uns engverbundenen und politisch uns am allernächsten

stehenden Überseefreund hätten. Ein starker Einfluß auf das übrige Südamerika wäre die natürliche Folge davon gewesen. Zum zweiten Male eine zerronnene Möglichkeit überseeischer deutscher Größe! Eine auf immer zerronnene Möglichkeit, wenn wir mit Chile gut Freund bleiben wollen. Und das wollen wir; denn Chile hat es bewiesen, daß es ein Recht dazu besitzt, dauernd zu den großen, unabhängigen Staaten des Kontinents der Mitte gezählt zu werden.

Wohl zum letzten Male bietet sich unserem Vaterlande heute die Gelegenheit, den Schaden der Territorialbeschränktheit in Europa auszugleichen in der Entwicklung seiner eigenen Kolonien, vornehmlich der afrikanischen. Es wird ein von der deutschen Nation unvergessenes Verdienst Dernburgs bleiben, daß er, unterstützt durch Fürst Bülow, im deutschen Volk das koloniale Gewissen zu beleben verstand. Das sollten einige unserer scharfen Kritiker im Auge behalten. Ich erachte es für nützlich, gerade diese Tatsache bei Besprechung verlorener Möglichkeiten zu erwähnen.

* * *

Wenn man in die von Waldbergen umschlossene Bucht von Corral und längs den waldumschlossenen Ufern des Valdivia-Flusses aufwärts fährt, wundert man sich nicht, daß gerade hier deutsche Kolonisationsarbeit ihren Eingang fand. Der Deutsche hängt nun einmal mit den Tiefen seines Gemüts am Walde, zumal wenn dieser ihn heimatlich anmutet und in einem Klima sich erstreckt, das so manche verwandte Erscheinungen mit dem der europäischen Waldländer zeigt. Man glaubt bisweilen, eine der höher umrahmten Ostseebuchten oder Partien aus dem Innern des

deutschen Mittelgebirges vor sich zu haben. Manche gemeinsame Züge des Bodens, der Vegetation, der Witterung bleiben auch dann bestehen, wenn die gründlichen Verschiedenheiten, z. B. der Flora, zum Bewußtsein gekommen sind. Der Urwald ist sonderlich durch deutschen Schweiß und Fleiß schon weithin gerodet worden, so daß man sich auch hier überwiegend in einem erschlossenen Lande, einem vorgeschrittenen Kulturlande zu befinden scheint; in Wirklichkeit sind jedoch noch gewaltige Gebiete zu erschließen. Schäden durch Erdbeben und Vulkanausbrüche, wie die im April 1907 aus Südchile gemeldeten, sind von jeher zeitweilig vorgekommen und werden sich stets periodisch wieder ereignen. Das wird aber die Besiedlung nicht verhindern. Chile braucht noch immer Menschen, und wenn sie in erster Linie wieder deutsche Ackerbauer sein würden, so wäre diesen die auskömmliche Existenz und dem Staate Chile ein Bevölkerungserwerb erster Klasse gesichert. Kein Wunder also, wenn die sich jetzt bildenden Kolonisationsgesellschaften wieder nach agrarisch tüchtigen deutschen Kräften ausspähen. Für mich ist in dieser, wie in allen Fragen, immer der Gesichtspunkt des Nutzens für unser altes Heimatland der maßgebende, und hiernach beurteilt, muß ich sagen, daß die Beförderung der Auswanderung nach Chile uns sowohl Vorteile wie Nachteile in Aussicht stellt. Wahrscheinlich ist sie jeder Abgabe von Kräften an die Vereinigten Staaten von Nordamerika vorzuziehen; noch jetzt würde ich kein besseres Mittel sowohl zur Erhaltung eines starken Chiles als eines dauernd mit Deutschland durch gemeinsame wirtschaftliche Interessen verknüpften südamerikanischen Landes sehen, als wenn eine durch die Initiative der Regierungen begünstigte deutsche Einwanderung im großen

Maßstabe stattfinden könnte. Es möchte sogar das einzige und letzte Mittel vor Toresschluß zu anderen, uns nachteiligen Verhältnissen sein.

Vorläufig erscheint mir indessen eine deutsche Einwanderung im großen Stile, die man in Chile trotz der Fremdenabneigung mancher Kreise, von anderen wieder begünstigt, durchsetzen könnte, schon deshalb als keine Tagesfrage, da unsere Auswanderung zurzeit nur in dünnen Strömen fließt, unser Ackerbau aber bekanntlich des Zustromes nach den Städten halber selber nach Arbeitskräften seufzt. Chile braucht zunächst nur Bodenbearbeiter. Unter den neuen Einwanderern sind zwar vielfach städtische Leute gewesen (wie in der erwähnten Burenkolonie bei Pitrusquen), allein diese haben bei der Umsattelung ins Farmergewerbe eine schwere Schule durchzumachen, die sie nur teilweise mit Erfolg absolvieren. Selbst, wenn wir unseren Überschuß aus den Städten hierher abführen könnten, was außerhalb der Möglichkeiten liegen wird, dürften solche Leute kaum willkommen und noch schwerer in der Lage sein, sich zu einer befriedigenden wirtschaftlichen Existenz durchzuringen. Wir haben in Deutschland das höchste Interesse daran, unseren Ackerbauer uns selber zu erhalten.

Sollte wirklich wieder einmal ein größerer Zuzug deutscher Bodenbebauer nach Südamerika stattfinden, so scheint es wahrscheinlicher, daß dieser sich nach Argentinien wenden wird, wo die Pampa raschere Erfolge bei leichterer Arbeit in Aussicht stellt. Nichtsdestoweniger will ich niemand, der zum Landmann und Viehzüchter taugt, abraten, nach Chile zu kommen. Die prachtvolle Gegend, die sauberen Felder, die herrlichen Wiesen und Weiden in der Nachbarschaft der südchilenischen Seenkette, etwa

zwischen den Breiten von Valdivia und Puerto Montt, haben mir wahrhaft ins Herz gelacht. Und überall die liebe deutsche Sprache! Die Ordnung und Behaglichkeit, denen man kaum noch den blutsaueren Anfang anmerkt. Die hier angesiedelten Deutschen sind namentlich wirtschaftlich zufrieden und ihre Kinder erst recht. Sie sehnen sich nicht mehr fort. Freilich wird ihnen, wie gesagt, manchmal durch Schutzlosigkeit gegen Advokatenkniffe das Leben schwer gemacht, doch wohnen sie in Valdivia und der Frontera in solcher Zahl, daß die Regierung schon außerordentlich mit ihrer Stimmung rechnen muß. Sehr leiden sie durch Zwistigkeiten unter sich, in erster Linie auf religiösem Gebiete. Einige westfälische bigotte und unduldsame Elemente scheinen besonders übel gewirkt zu haben. Übrigens sind keineswegs nur Reichsdeutsche hier angesiedelt, sondern auch Deutschböhmen, Schweizer usw. Ein Teil der gegen die chilenische Regierung laut gewordenen Vorwürfe wegen schlechter Behandlung deutscher Elemente soll auf diese eigenen häuslichen Streitigkeiten zurückzuführen sein. Die vorhin geschilderte, durch die Bahn erschlossene Gegend, ferner die Gegend bis Puerto Montt sind teilweise schon in festen Händen, bieten aber noch immer Ansiedlungsmöglichkeiten. Nach Fertigstellung der Bahnen, die sicher kommen werden, dürften sie eine gute Zukunft haben. Seitlich nach der Küstenkordillere sowie auch nach der Zentralkordillere des Inneren zu, haben sich Kolonisationsgesellschaften, wie die ebenfalls schon genannten, gebildet, die insbesondere auch nach deutschen Ansiedlern streben. Von Puerto Montt nach Argentinien zu hat die Firma Hube u. Achelis in Puerto Montt einen Weg eröffnet, der zu großen Landkomplexen einer von dieser Firma gebildeten Gesellschaft (Sociedad

commercial y Canadera de Chile-Argentina) führt. Hauptsächlich handelt es sich wohl um Viehzucht, besonders Schafzucht. Für diese sind in Patagonien noch mehr Deutsche agitatorisch oder praktisch tätig. U. a. wäre Dr. Vallentin zu nennen, der sich um das Bekanntwerden Chubuts bemüht hat.

In den älteren Ansiedlungsgebieten, z. B. um Osorno, wird viel Gerste, Weizen, Hafer usw. gebaut, auch für den Export. Deutsche Brauereien und Mühlen gibt es in größerer Zahl. Herr Hube von obengenannter Firma scheint ein sehr unternehmender Herr zu sein; er plante sogar eine Drahtseilbahn nach der Kordillere hinauf. Zweifellos wird der erwähnte Weg von großer Bedeutung und voraussichtlich der Vorläufer einer zweiten Überlandbahn nach Argentinien werden, die Anschluß nach Bahia Blanca und Buenos Aires findet. Weiter nördlich, bis zur transandinischen Bahn (Valparaiso-Mendoza) hinauf, dürfte neue deutsche Arbeit nicht mehr ankommen, falls nicht großartige Bewässerungsprojekte zur Nutzbarmachung dürrer Kordillerenstrecken oder Zwischenstrecken zur Durchführung gelangen, und auch dann wohl schwerlich. Es gibt gerade dort sonst in Niederungen, wie im Tal des Aconcagua-Flusses, die fruchtbarsten Striche Chiles, wo Gerste, Mais, Weizen und Wein prächtig gedeihen.

Hoffentlich wird sich jetzt der größere Zuzug von Kolonisten in unser so zukunftsreiches westafrikanisches Schutzgebiet nicht mehr abschrecken lassen. Sollte aber dieser oder jener mit etwas Kapital versehene Landwirt und Viehzüchter sich lieber westwärts in ein amerikanisches Land wenden wollen, dürfte Chile sicher nicht das schlechteste für ihn sein.

Zur Beleuchtung der Nachteile, die Deutsche in

Südchile treffen können, soll folgender, durch die Presse verbreitete Auszug aus einem Notschrei der „Deutschen Zeitung" in Valdivia, da er mir in den Hauptzügen zutreffend erscheint, hier einen dauernden und hoffentlich auch Anregung zum Besseren gebenden Platz erhalten:

„Der Aufsatz schildert die unermüdliche Arbeit, mit der seit länger als einem Menschenalter der deutsche Kolonist in Südchile den Ackerboden schrittweise dem Urwald abgewonnen und aus ihm blühende Bauernkolonien geschaffen hat. Von allen Nationen, die damals die chilenische Regierung ins Land zog, sind allein die Deutschen und einige Holländer dem Ackerbau treu geblieben, während Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer sehr bald in die Städte zogen, da sie nicht die Kraft und die zähe Ausdauer des „dickköpfigen" Deutschen besaßen, die zur Urbarmachung des Urwaldes gehören. Jetzt, wo ein Menschenalter hindurch der Deutsche diese gröbste Arbeit getan hat, beginnt erneut im großen Umfang der Zuzug der anderen Nationen, insbesondere der Italiener, die sich in das vom Deutschen gemachte Bett legen. Während die Italiener noch vor zwanzig Jahren nur in verschwindender Zahl in den kleineren Städten Nordchiles vertreten waren und im Süden überhaupt nicht vorkamen, ist heute das italienische Element über das ganze Land bis in den äußersten Süden stark verbreitet und zu bedeutenden Kolonien angewachsen. Überall, in Valparaiso, Iquique, Santiago, besitzen sie bedeutende Engrosgeschäfte. Wie schon seit längerer Zeit in Argentinien, so organisiert sich auch in Chile das Italienertum zielbewußt und bewunderungswürdig. Vom Norden bis zum Süden wirkt die ganze italienische Kolonie gemeinsam mit ihrem Gesandten und ihren Konsuln, ihrer Presse

und Kaufmannschaft für das italienische Volkstum. Es werden von ihnen selbst weitere italienische Kolonien begründet, aber die Leitung derselben liegt nicht wie bei den Deutschen in den Händen von chilenischen, sondern von italienischen Regierungskommissaren. Die italienische Regierung unterstützt dieses Vorwärtsstreben des Italienertums in Chile zielbewußt, indem sie in kurzen Zwischenräumen ein oder zwei größere Kriegsschiffe nach Chile sendet, während die Deutschen in langen Zwischenräumen einmal durch den Besuch eines kleinen Kreuzers (des „Falken") erfreut werden. Auch für den Nachschub wird auf italienischer Seite großzügig gesorgt. So hat sich erst jetzt wieder mit Unterstützung der Regierung eine italienische Gesellschaft mit einem Kapital von fünf Millionen Mark konstituiert, um Propaganda für die italienische Einwanderung nach Chile zu machen. Demgegenüber sind die in Südchile ohne die geringste Unterstützung vom Heimatland entstandenen, blühenden deutschen Ackerbaukolonien in ihren Bestrebungen, sich ein deutsches Hinterland durch weitere deutsche Kolonien zu schaffen, nicht nur bei der deutschen Kaufmannschaft Nordchiles, sondern auch bei der deutschen Regierung mit ihrem Gesandten und Konsul ohne jede Unterstützung geblieben.

Der Aufsatz wirft letzteren vor, daß sie dem Ringen der deutschen Kolonisten um ihr Volkstum schon seit einem Menschenalter „völlig verständnislos gegenüber gestanden haben". Nur dem letzten deutschen Gesandten (Herrn von Reichenau, der inzwischen nach Rio de Janeiro versetzt ist) wird hierin ein besseres Zeugnis ausgestellt. Der Aufsatz beschwert sich weiter darüber, daß das Berliner Polizeipräsidium auf Grund von verlogenen Berichten einzelner arbeitsscheuer Deutschen vor der Auswanderung

nach Chile gewarnt habe, und mißt die Schuld hierfür vor allem den deutschen Konsuln zu, denen er Bequemlichkeit und Interesselosigkeit vorwirft. Er fordert deshalb vor allem den Ersatz der im Süden amtierenden Wahlkonsuln, die als arbeitüberhäufte Geschäftsleute sich um diese politischen Fragen von genereller Bedeutung nicht kümmern können, durch einen tüchtigen verständnisvollen Berufskonsul, der kein Bureaukrat ist. —

Diese letzte bezeichnende Forderung ist seitens der nationalen deutschen Presse seit Jahr und Tag immer wieder für die ausländischen Gebiete erhoben worden, in denen es nicht nur Interessen des deutschen Handels, sondern auch deutsches Volkstum zu schützen und zu stützen gilt."

Hoffentlich wird auch folgende Klage, die die chilenische Regierung durch Entsendung eines Kommissars, des Herrn Briones, zwar beachtete, allein nicht befriedigte, durch Präsident Montts persönliches Eingreifen eine gerechte Erledigung gefunden haben. Im vorigen Jahre haben nämlich ungefähr 200 Deutsche aus Octay, Fruttilar und Puerto Varas eine Bittschrift an Herrn v. Reichenau gerichtet, in der es hieß: „Wir alle, die Unterzeichneten, Söhne der deutschen Kolonisten von Llanquihue, sehen uns von einem schweren Schlage bedroht, der, wenn er nicht abgewendet wird, dieser blühenden Kolonie ein Ende macht und uns zwingt, diese zu verlassen. Vielen deutschen Kolonisten und besonders deren Söhnen ist die hiesige Regierung noch schuldig, ihnen das versprochene Land mit Besittitel zu übergeben; sehr viele erhielten mündlich oder provisorisch die Erlaubnis, auf den sogenannten Staatsländereien zu arbeiten, und haben es auch getan

und diese in schönes Ackerland umgeschaffen, Brücken und Wege gebaut, Schulen und Kirchen errichtet, mit einem Worte: eine blühende Kolonie gegründet. Jetzt kommen 3 oder 4 große Gesellschaften von Santiago, denen die Regierung sämtliche Ländereien des großen Departements von Llanquihue übergeben hat, und verlangen die Übergabe des Landes. Wir Kinder der hiesigen Deutschen sollen also kein Land mehr erhalten; ja es soll uns sogar die Möglichkeit genommen werden, etwas zu kaufen. Wir sollen Knechte auf den großen Haziendas dieser reichen Gesellschaften werden, um aller Selbständigkeit und Freiheit beraubt zu werden. Ehe die Regierung, wie sie hier vorgibt, neue Kolonisten sucht, sollte sie zuerst ihre Versprechen erfüllen gegen die alten, die das Land urbar gemacht haben. Uns, die wir zuverlässige Kolonisten sind, die Ländereien zu verschließen, um sie an solche zu verteilen, die oft vom Landbau gar nichts verstehen, ist nicht bloß ungerecht, sondern auch töricht. Und wir müssen das Land verlassen, wenn die Regierung ihr Vorhaben durchsetzt. Der deutschen Kolonisten, die Land mit Titel erworben haben, sind verhältnismäßig wenige; und das gegebene Land ist unzureichend. Deshalb wenden wir, Söhne der deutschen Kolonisten von Llanquihue, uns an Ew. Exzellenz, dahin zu wirken, daß die Regierung uns und unsere Eltern im Besitze unserer rechtmäßig erworbenen Ländereien läßt und die Konzession an die genannten Gesellschaften zurückzieht, und die freien Staatsländereien uns mit rechtmäßigen Titeln zustellt, so wie sie es unseren Eltern, bevor sie Deutschland verlassen, versprochen hat." — —

Stellt man nun die Frage: Wäre es nicht richtiger, zunächst jede Auswanderung in unsere eigenen Kolonien

zu leiten? So kann das nicht schlechthin beantwortet werden.

Ich für meinen Teil möchte glauben, daß — die Möglichkeit eines größeren Abströmens und dessen Beeinflussung vorausgesetzt — für unsere Kolonien ein staatlich organisiertes, zielbewußtes, doch dabei ruhiges Nachdrängen am Platze sei. Es wäre nicht richtig, sie bei neuerwecktem Eifer gewissermaßen zu düngen mit einem Menschenstrom, der nicht gesiebt wäre und von dem ein großer Teil sich unter Enttäuschungen und Entbehrungen im vergeblichen Ringen verbrauchen würde, sondern die Nation muß die Geduld besitzen, den Zufluß zu regulieren, weniger auf Schnelligkeit der Erschließung, mehr auf innere und äußere Festigung des Erschlossenen, zumal auf zufriedene Stimmung der Ansiedler zu sehen. Für uns kam es zunächst an auf den unbestrittenen Erwerb eines weiten, eigenen Grund und Bodens und dessen absolute Sicherung gegen künftige fremde Gelüste. Das erste haben wir erreicht und das zweite müssen wir unbeirrt weiter anstreben. Ergibt sich aber ein Überschuß an Auswanderungslustigen über das nächste Bedürfnis unserer eigenen Kolonien, das sich auch erst nach Herstellung im großen Maßstabe erschließender Eisenbahnen einstellen wird, hegen starke Teile deutschvölkischer Abwanderung andere Wünsche und Ziele, so sollte man dies nicht zu vermeintlichen Gunsten unserer Kolonien auf jeden Fall zu hemmen suchen und durchaus als Unglück beklagen. Ein zu verhinderndes Unglück ist es nur insoweit, als polnische und andere Lückenausfüller Fremdkörper in kerndeutschem Gebiet bilden können, ein minderes, was das eigene Abströmen betrifft. Völkisch und wirtschaftlich ist es für uns immer noch günstiger, daß mehr Deutsche nach der Union,

nach Kanada, nach Zentral- und Südamerika einwandern als Angehörige anderer Nationen. Selbstverständlich ist es am wünschenswertesten dorthin, wo sich das Deutschtum geschlossen erhält, obwohl auch hier Einschränkungen zu machen sind, da z. B. eine ganze Gruppe wirtschaftlich kleiner Leute zum Nutzen des Mutterlandes unwirksamer sein kann, als Einzelexistenzen, die inmitten fremder Bewerber günstigere Bedingungen zur Seite hatten. Wichtig aber wird deutsche Abwanderung vor allem dorthin bleiben, wo sie geeignet ist, den gewonnenen Einfluß und gewonnenen Rechtstitel zu erhalten, und wo zudem Gefahr im Verzuge ist, wenn dieses nicht bald und kraftvoll geschieht. Zu diesen Ländern aber gehört Chile, Südchile; und deshalb dürfte meines Erachtens die oben gestellte Frage dahin zu beantworten sein: Das eine als Hauptsache tun, aber das andere daneben nicht lassen.

Wie verlautete, hat Präsident Pedro Montt den Süden bereist, um die Einwanderungsverhältnisse selber zu studieren. Möge er klar erkannt haben, was die deutsche Einwanderung für Chile bedeutet, möge er, im Falle er deutsche Einwanderung wieder zu begünstigen gedenkt, ihr bessere Garantien verschaffen können und möchten die Deutschen im Lande dann endlich zu einer einigen, auch den politischen Einfluß des Deutschtums sichernden Organisation gelangen!

* * *

Wir hausten im Hotel Schuster wieder zu dritt in einem Zimmer; abends speisten wir mit den beiden begeisterten Priestern. Es war Neujahrsnacht. Die zweite auf meiner Reise. In der ersten hatte ich auf die Fremde



Auf uneröffneter Bahnstrecke nach Valdivia (Süd-Chile).

gehofft, in der zweiten hoffte ich auf die Heimat. Dem lieben Vaterlande hatte das Jahr äußeres Gedeihen, sonst nicht viel Gutes gebracht. Draußen folgenschwere Umwälzungen, drinnen wachsende Verstimmung unter dem schwarzen und roten Druck. Aber wir sind fast immer verstimmt, selbst unter Bismarck waren wir es meist. Zwei Seelen wohnen, ach, in Michels Brust; von der einen, der finsteren, kann er sich nicht befreien, die andere, die lichte, versteht er nicht mit den Wirklichkeitsforderungen in Einklang zu bringen. Voll Streben, Pflichtbewußtsein und Gerechtigkeitsdrang pendelt er verärgert dazwischen.

Wir wünschten uns, aus den Betten, gähnend Prosit Neujahr. Draußen hörte man Freudenschüsse. Nach regenströmender Nacht brach der erste Jahrestag grau und langweilig an. Wir machten einige Besuche; u. a. auch beim deutschen Konsul Bischoff. Einer der nicht angetroffenen Herren, ein Chilene, schickte uns sofort Klubbilletts. Das Frühstück nahmen wir mit zwei jungen deutschen Advokaten ein; dann ging ich mit dem Obersten durch die Stadt. Der Marktplatz, ähnlich einer spanischen Plaza bepflanzt, war recht nett, schien aber nicht mehr mit solcher Liebe bevorzugt zu werden. Trottoirs und Straßendämme bestanden überwiegend aus Holz. Einige hatten ziemliche Steigung. Hölzern waren die meisten Häuser, wobei das Wellblech wieder eine große Rolle spielte. Manche Alaskastadt kam mir ins Gedächtnis. Dabei fehlte es nicht an recht stattlichen Villen und Besitztümern mit schönen Gärten und fesselnden Blicken auf die dichtbegrünte Flußlandschaft.

Hinter dem hohen Gitter des Vorgartens der ansehnlichen deutschen Schule, ursprünglich einer Anwandter-

schen Gründung, erhob sich eine prächtige Eiche. Schule, Kirche, Bibliothek, Presse und ein deutsch-normal üppiges Vereinswesen sorgen für Bildung, Unterhaltung, auch deutschnational. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß man mehr mit Deutsch-Chilenentum als Reichsdeutschtum zu tun hat. Der Nachwuchs will chilenisch sein. Der innere Gegensatz zwischen spanischem und deutschem Chilenentum zwingt sie aber doch immer wieder zurück zum Festhalten an Ideen und Idealen der Väter.

Wir besuchten einen hübschen deutschen Kaffeegarten vor der Stadt. Alles — einschließlich der Wirtin und ihrer Bauernstube erschien urdeutsch. — Zu Abend speisten wir abermals mit den begeisterten Curas. Am Nebentische saßen drei zweifellose Deutsche und Schulmeister. Das wirkte vertrauenerweckend. Ich hörte sie von einer Llanquihue-Reise sprechen, und da ich diese just machen wollte, während der Oberst jetzt gleich nach Corral zu fahren wünschte, so ging ich hin, stellte mich vor und wurde sofort und gern als Reisegefährte aufgenommen. Es handelte sich um einen Ausflug in das in Chile selbst sehr berühmte südchilenische Seengebiet. Dieses liegt zum Teil inmitten oder in der Nachbarschaft deutscher Siedler; es hat strichweise alpinen Charakter. Man behauptete, daß einige der Seen keinem der weltbekannten Schweizer Seen an Schönheit und Großartigkeit nachständen. Solche Nachrede lockte natürlich gewaltig!

Wenn ich in der Folge nur einen Bruchteil der Seegegenden kennen lernte, so lag dies daran, daß ich die geplante Überlandreise nach Argentinien aufgeben mußte und auch nicht gern auf den Besuch des berühmten Smyth-Kanals und der Magellan-Straße verzichten wollte. Man spricht den Namen richtig ungefähr wie „Smeiß"

(nach dem gleichnamigen englischen Admiral), obwohl oft „Smith" und von Seeleuten schlechthin „Schmidt"-Kanal gesagt wird.

Jene Seen befinden sich sowohl auf südchilenischem, wie auf argentinischem Gebiet, hauptsächlich auf diesem, wo sie sich fast bis zur Spitze des Kontinents durch Patagonien ziehen. Sehr viele liegen im Gebirge, andere in der Pampa. Die Gebirgsseen sind noch vielfach von dichtem Urwald umgeben. Mit den häufig aus gigantischen Stämmen bestehenden Wäldern des nordamerikanischen Westens hat sich der Urwald des südlichen Kontinents nie vergleichen lassen. Die Dichtigkeit des Unterholzes und Gestrüpps in den regen- und nebelfeuchten Gebieten des pazifischen Horns ist zwar ebenso ungeheuer; allein das Gewaltige des hohen, schirmenden Wuchses fehlt. Vielleicht wegen anderer Bodenbeschaffenheit, in erster Linie aber wohl des rauheren Klimas und der niederhaltenden Wucht der Stürme halber.

Die drei Landsleute waren akademisch gebildete, aus Deutschland beurlaubte Lehrer, Professoren des Instituto Pedagogico in Buenos Aires, eines Universitäts-Seminars für Heranbildung einer argentinischen höheren Lehrerschaft. Sie benutzten ihre langen Sommerferien zur Erweiterung ihrer südamerikanischen Landeskenntnisse. Dr. Philipp, der Mathematiker, war der Jüngste, Eifrigste und sich am meisten Anschließende; der Altphilologe Dr. Stöwer hatte sich als Volksschullehrer den akademischen Studien erst in reiferen Jahren gewidmet. Dr. Thien, der älteste, Dozent der Chemie, blieb immer ernst und still.

Infolge meiner Zweifel über die Ratsamkeit meiner Reiseentschlüsse debattierte ich mit dem Oberst die eine

Hälfte der Nacht und packte während der anderen, im Schweiße meines Angesichts, meine Koffer um. Die Folge davon war, daß ich den frühen Anbruch des Reisemorgens mit einem ärgerlichen „Donnerwetter" begrüßte. Ich steckte die Nase in die frische Morgenluft. Wenigstens regnete es nicht. Das war schon etwas! Denn in Valdivia gehören die regenlosen Tage zu den glücklichen Ausnahmen. Das gesamte Wasser, das der oft recht unbegreifliche Himmel Nordchile beständig vorenthält, pflegt er mit gleicher Beständigkeit über Südchile auszugießen. Infolgedessen macht er es niemand nach Wunsch, und jedermann in Chile, der darüber schimpft, hat das vollkommenste Recht dazu.

Es wird von den Straßen der Stadt Valdivia berichtet, ein mit Ochsen bespannter Wagen sei einmal in ihrem Schlamm versunken. Während man das unglückliche Gefährt herausarbeitete, bemerkten die Beteiligten zu ihrer Überraschung ein zweites Gespann, das noch unter dem ersten begraben lag. — Eine andere Anekdote aus derselben Stadt erzählt: Ein Mann geht auf den Brettern des Holztrottoirs entlang und sieht auf dem Fahrdamm eine Mütze liegen. Hilfreich eilt er herbei, worauf er zu seiner Genugtuung findet, daß der Eigentümer der Mütze darunter ist und er also diesen befreien konnte. Der Gerettete bedankt sich bei dem Helfer, bittet indessen um weiteren Beistand, weil — sein Pferd noch unter ihm stecke!

Nichts für ungut, liebe Landsleute aus Valdivia, euere wackere Stadt hat mir sonst wirklich gefallen, und g a n z so schlimm fanden wir es auch nicht, als wir zu viert in einer veritabeln Glaskutsche zum fernen Bahnhof hinausfuhren. Unsere Kutsche war so unheimlich

verglast, daß sie vollkommen für Dörchläuchting gepaßt haben würde. Ich begreife gar nicht, wie ein solches Ding sich nach Valdivia verirrt hat und sich dort halten kann! Während des Dahinklirrens sank sie nun einmal links und dann einmal rechts in die Unergründlichkeit der Kotmassen. Wir waren ernstlich besorgt, im nächsten Augenblick, von tausend Glassplittern zerschnitten, ebenfalls dort hinein zu fliegen, und atmeten erleichtert auf, als wir ohne Katastrophe den Bahnhof erreicht hatten.

Wir nahmen Fahrkarten nach der Stadt Osorno, die gleichfalls den dankenswerten Besuch eines Teils der Besatzung unseres kleinen Kreuzers „Falke" erhielt. Die Mannschaften sind von den immer auf der ganzen Erde auf Lauer befindlichen Germanophoben in gehässigen Zeitungen ungerechtfertigterweise einiger Ausschreitungen bezichtigt worden. Die eine sollte in Niederholung der chilenischen und Aufhissung der deutschen Flagge über einem Gebäude, die andere in einem nicht unblutig verlaufenen Konflikt mit der Polizei bestanden haben. Wie man mir erzählte, haben sich diese Fälle allerdings ereignet, allein die betreffenden Handlungen fielen Deutsch-Chilenen, also chilenischen Untertanen zur Last. Ein dritter Fall war ganz harmlos. Er betraf das Hineinreiten von „Marine-Kavallerie" in eine Marktgruppe. Wie sich herausstellte, waren die Rosse der beschuldigten Jan Maats die Sünder gewesen, da sie höchst selbständig gegen das Wollen und Können ihrer Reiter den polizeiwidrigen Kurs gesteuert hatten. Das Verhalten unserer Blaujacken am Lande hat in Santiago, Valparaiso usw. auch durchweg, wie wir es zu erwarten gewohnt sind, die lebhafte Zustimmung der Chilenen gefunden, was dieses Mal besonders anzuerkennen war. Nichts ist ja bekanntlich

schwerer zu ertragen, als eine Reihe guter Tage, und fast waren es derer zu viele, die aus lauter Liebe und Freundschaft unseren Marineangehörigen, in erster Linie durch die Landsleute, in Chile beschert wurden. Die Disziplin unserer Leute stand aber wieder bewährt da, während von Valparaiso Meldungen von groben Ausschreitungen nordamerikanischer Matrosen kamen. Die Nordamerikaner haben eben ein weit schwierigeres Material als wir, und waren dazu in großer Anzahl im Hafen. Ich glaube, daß alle diese Yankees sich auch im Ernstfalle so gut schlagen würden, wie sie es von jeher getan, aber unsere Blaujacken — sind mir lieber.

Die bis zum Mittage währende Fahrt führte durch hübsche Gegenden, deren frisches Grün nach allem gelbverbrannten Gras des gesamten Westkontinents mir einen sehr wohltuenden Eindruck erweckte. Dr. Philipp und ich saßen auf der hinteren Plattform des letzten Wagens und ließen wieder die Beine baumeln. Es ist reizend, ich muß es abermals betonen, wenn einem so Schienenstränge und Gegend unter den Füßen fortfliegen! Man spürt dann gar keine Sehnsucht nach dem reglementierten Europa.

Das anmutige Tal des „Calle-Calle“ ward von hügelartiger Gebirgsformation mit gelichteten, doch teilweise sehr hübschen Waldpartien begleitet. An einigen Hängen fiel mir eine Fülle von prächtigen und gewaltigen Blättern des wilden Rhabarbers auf. Dann kam ganz offene, wohlkultivierte Gegend. Schöne Wiesen wechselten mit vielen Weizenfeldern. Ich fand aber hier, wie fast überall in Amerika — soweit ich es sah — das Getreide niemals so sorgfältig gebaut wie in Deutschland. Besonders in Peru und Chile — diese deutsche Gegend nicht aus-

geschlossen — zeigt es sich oft unregelmäßig und dünn, mit starken Mengen von Unkraut vermischt. Das läßt, außer auf klimatische und Bodeneigenheiten, vor allem auf den Mangel oder die schlechte Beschaffenheit von Arbeitskräften schließen. Nichtsdestoweniger muß die Landwirtschaft der Valdiviagegend recht ertragreich sein, was schon aus der bedeutenden Weizenausfuhr hervorgeht.

Als wir in die Gegend der Stadt La Union kamen, bestand unsere Gesellschaft im Wagen 1. Klasse fast aus lauter Menschen germanischen Typs. Da sah man z. B. einen vollbäckigen, breiten Landmann, der in Stavenhagen oder Pümpelhagen zu Hause zu sein schien, nur daß er seltsam mit Poncho und Riesensporen ausstaffiert war. Ein anderer hellblonder Mann hätte für einen Pächter aus Pommern oder Holstein gelten können. Seine Frau hatte offenbar spanisches Blut; das flachshaarige Baby war wieder eine vollkommene Miniaturausgabe des Vaters. Die Leute sprechen das Deutsche mit etwas schwerer, fremder Betonung, die teils an die Klangfarbe der Balten, teils an die der Schweizer erinnert. Man darf eben nicht vergessen, daß die meisten in zweiter oder schon dritter Generation im Lande geboren sind und nur der deutschen Schule die Erhaltung der Heimatsprache verdanken. Genau wie auf unseren deutschen Bahnen stürmten ebenso blonde Schuljungen in das Abteil, die nach Osorno zur Schule wollten, übermütige, nette Bengel. Alle sprachen sie deutsch, schienen aber unter sich das Spanische vorzuziehen. Die wollen eben auch in erster Linie Chilenen sein.

Bei La Union kreuzen wir den aus dem Lago Ranco zum Pacific abströmenden anmutigen Rio Bueno.

Zwischen diesem und dem See Nahuel-Huapi liegt der 1907 angeklagte Vulkan Pugehue. Nicht er aber brach aus, sondern eine heiße Quelle auf flachem Boden in seiner Nachbarschaft.

Der Rio Bueno ist bis zur Station Puerto Nuevo oder Tromag, wo wir halten, schiffbar, d. h. 60 bis 70 Kilometer von der Mündung. Von hier aus erfolgt die Weizenverschiffung nach Valdivia. Die Station Coracal liegt mitten zwischen Wiesen, auf denen Vieh weidet, und parkartigem Wald. Die Häuser der Landbewohner beweisen durch saubere, weiße Gardinen und Blumentöpfe in den Fenstern untrüglich die Hand der deutschen Hausfrau. Leider scheint die Farbenfreudigkeit den deutschen Bauern gänzlich abhanden gekommen zu sein. Bei der Station Macugal bemerkte man viele neue Rodungen. Hinter Calbroco erreichten wir unseren Ausgangspunkt für den Ritt, die von 3—4000 Einwohnern bewohnte, überwiegend deutsche Stadt Osorno. Obwohl nicht halb so groß als Valdivia, ist sie doch eine ansehnliche, lebhafte Landstadt und Mittelpunkt einer wohlhabenden Gegend. Ihre Bedeutung verdankt sie ebenso wie jenes lediglich den Deutschen, ohne deren Einwanderung, seit 1851, beide Orte die elenden kleinen chileniſchen Nester geblieben wären, die sie waren.

Im Regenwetter erscheinen Osornos Straßen desgleichen ein wenig unergründlich, und bei trockener Hitze, wie wir sie erlebten, recht staubig. Die Straßen sind breit, meist von den unansehnlichen Holzhäusern eingefaßt, einzelne aber, namentlich dort wo Baum und Gartenschmuck hinzutritt, wirken wieder recht einladend. U. a. wäre da der Platz bei der deutschen Kirche und Schule zu nennen. Viele Reiter und Ochsenfuhrwerke brachten Leben auf die Gasse.

Ein alter Deutscher, der schon fünfzig Jahre in Osorno wohnte und eifrig von dessen großem Aufschwung erzählte, wies mich nach dem ländlichen, geräumigen deutschen Hotel. Zu dem Hause gehörte eine Brauerei. Hier waren die Wirtsleute wirklich deutsch; überall kündeten Kaiser- und Bismarck-Bilder und sonstige Ausschmückung die deutsch-patriotische Gesinnung des Wirtes. Im Speisesaal hingen auffallend gute Bilder. Das nicht teuere Essen schmeckte vorzüglich. Nach der Mahlzeit machten Dr. Philipp und ich uns zu einem Pferdeverleiher auf. Man hatte uns gesagt, es seien in Osorno jederzeit Pferde zu mieten; wir fanden indessen, daß Vorausbestellung klüger gewesen wäre. Pferde sind zwar reichlich vorhanden, doch oft auf weit vom Hause entfernten Weiden. Von einem deutschen Verleiher erhielten wir endlich vier Reitpferde und einen berittenen Peón für den drei- bis viertägigen Ausflug. Für diese ganze Zeit hatten wir pro Pferd 8 Pesos (etwa 11 Mark) zu zahlen; außerdem waren die geringen Verpflegungskosten zu tragen. Das konnte als billig gelten.

Ehe wir Osorno verließen, holte ich mir noch ein wenig Geld von der Filiale der Deutschen (Übersee-) Bank. Obwohl ich nicht an diesen Platz gewiesen war, erhielt ich es von dem Herrn Vertreter liebenswürdigst ausbezahlt. Die Filiale liegt an der weiten, mit Koniferen bepflanzten Plaza, die ich auch in Osorno nicht so geschmackvoll angelegt fand, wie es in gleichartigen, nach spanischer Weise gebauten Städten oft der Fall zu sein pflegt. Hier stand jene deutsche, kirchenartige Schule, daneben eine deutsche Feuerwache; ferner grenzten an den Platz eine fast russisch anmutende, recht nette Kirche sowie die chilenische Kaserne aus rotgestrichenem Holz.

Um 4 Uhr nachmittags ritten wir ab; zunächst furchtbar langsam, des klassischen Philologen halber, der später aber, nachdem er gemerkt, daß sein Pferd von rechtschaffenem Charakter sei, sich zu einem förmlichen Harras entwickelte. Ich fand die südamerikanischen Reitpferde überhaupt außerordentlich gesittet; selten sind sie so wild und scheu, wie oft unsere deutschen Pferde. Ich weiß nicht, ob das mehr am Blute oder mehr an der Erziehung liegt. Wie häufig, hatte ich hier auch wieder Unglück mit einem schlechten Sattel. In Ostasien war mein Sattel immer wo anders hin gereist als ich selber, deshalb hatte ich mir dieses Mal keinen mitgenommen, was ich mehr als einmal bedauert habe. Wenn man nun nicht täglich, sondern nach langen Zwischenräumen reitet, hat man sich eben immer von neuem die nötige Hornhaut wieder anzuscheuern. Diesmal ward es ganz böse! Ich dachte, der zunehmende Schmerz rühre nur von dem rauhen Sattelfell her; als ich aber endlich abstieg und nachsah, entdeckte ich einen aus dem hölzernen Sattelkern lang hervorstehenden Nagel, der mir eine tiefe Fleischwunde am linken Oberschenkel gerissen hatte. Auf dieser Wunde bin ich nun tagelang bei zusammengebissenen Zähnen unter elenden Schmerzen geritten, weil es eine andere Beförderung nicht gab. Wochenlang habe ich dann noch gehumpelt und konnte schon aus diesem Grunde den Landweg nach Argentinien, der mit vielen anstrengenden Reittagen in der Pampa verbunden gewesen wäre, nicht einschlagen.

Im Zorne meiner Nagelentdeckung musterte ich am nächsten Reisetage unwillig den Peón, und siehe, der junge Mensch hatte nicht nur den besten Sattel, sondern auch das beste Pferd annektiert! Ich nahm dann einen völ-

ligen Wechsel unserer Reitverhältnisse vor, dem er, obgleich ihm dies gar nicht behagte, keinen Widerstand zu leisten wagte. So kam ich wenigstens vorwärts, und lernte leiden ohne zu klagen. Ich gab das Tier, so oft der Bursche auch danach trachtete, nicht wieder her, und glücklicherweise waren die anderen Herren derartig eingenommen von den Tugenden ihrer Rosse, daß niemand den Anspruch stellte, einmal mit mir tauschen zu wollen.

Die Ausläufer der Stadt waren ziemlich lang; an ihrem Ende jagte eine Schar kleiner Jungen im wilden Wettjagen zu Pferde an uns vorbei. Der erste Teil der Straße nach unserem Reiseziel, dem Llanquihue-See, führte durch wellige, wohlgebaute Felder; Hügel und schlucht- oder muldenartige Senkungen wurden häufig durch ziemlich gelichteten Wald gesäumt. An den Wegeränderen wie auf den Feldern erhoben sich, in Gruppen und einzeln, Prachtexemplare eines eichenartigen Baumes. Trotz anderen Aussehens ist es eine Buche, von der drei Arten viel in Chile vorkommen, nämlich Fagus betuloides (Weißbuche), Fagus obliqua und Fagus antarctica. Jene hohen Bäume sind nicht unmalerisch, obwohl ich die Schönheit unserer deutschen Rotbuche weit vorziehe. Außerdem bemerkte ich im reichen Pflanzenwuchs eine Fülle von immergrünen Bäumen, z. B. Lorbeerarten, dann Akazien, Weiden und Pappeln. Ferner wuchsen in Mengen Hundskamillen, Farnarten und vor allem Brombeeren, die oft an holsteinische Knicks erinnern; sie wuchern, wie ich es nie zuvor sah, so daß sie geradezu der Feldwirtschaft hinderlich werden.

Der lange Abendritt führte uns mitten durch meist aus Buchen oder Eichen bestehende Wälder. Der Weg war leidlich; wo er zu sumpfig ward, hatte man häufig

lange Knüppel- oder richtiger Bohlendämme angelegt, die man bei einiger Trockenheit des Bodens aber lieber umritt. Man kann es sonst ruhig wagen, über diese unregelmäßigen, schlüpferigen Bohlenbrücken hinweg zu galoppieren; die Pferde sind dies durch das rasche Reiten der Einheimischen gewöhnt. Dann durchritten wir das Waldtal des Rio Bueno, aus dem weiße Nebel aufstiegen. Es dunkelte bereits, als wir zu unseren Füßen die am Flusse auf weiter Lichtung im Grünen liegende Ortschaft Cancura erblickten. Sauer ward mir noch der Weg, nachdem wir den Wald verließen, doch der den Schornsteinen der ersten Häuser Cancuras entsteigende Herdrauch tröstete. Endlich hielten wir vor dem Wirtshaus auf einer Anhöhe, von der wenige Schritte zum rauschenden Fluß und zu einer Fähre hinabführten. Beim Absteigen fiel ich auf den Rücken, da mein Bein mich nicht mehr trug.

Das Gasthaus — nur von spanischen Chilenen, einer alten Dame besseren Standes und deren männlichem Faktotum, sehr braven Leuten, gehalten — hätte in keinem Dorfe Deutschlands besser sein können. Alles war sauber und billig. Ungeachtet der späten Stunde unseres Eintreffens erhielten wir noch eine ausgezeichnete Hühnersuppe. Auf gut zubereitetes Fleisch muß man anscheinend in ganz Südamerika verzichten. Ein wahres Kuriosum bildete das Häuschen im Hofe, von dem man sonst nicht zu sprechen pflegt. Der Efeu rankte nicht nur draußen, sondern auch drinnen seine reizende Girlande. Es war ein Örtchen, wie geschaffen zur stimmungsvollen Zurückgezogenheit für Lyriker.

Nach leiblicher Nachtruhe ritten wir in der Frühe des nächsten Morgens weiter. Wir wurden nebst den Pferden auf der kleinen Fähre über den stark und klar

strömenden grünen Rio Bueno gesetzt. Er schien auch recht tief zu sein. Schon nach zehn Minuten Reitens würde ich vor unerträglichen Schmerzen nicht haben weiter können, wenn ich nicht, wie ich schon vorweg erzählte, hier beim Absteigen des Peón die vorzüglichen Eigenschaften seines Sattels bemerkt hätte. Diejenigen seines kleinen Fuchses waren mir bereits am Tage zuvor bemerkbar geworden. Der Fuchs hätte die anderen Tiere leicht überholt, was ich ihn ein paarmal machen ließ, um den immer ausschweifenderen Ehrgeiz des klassischen Philologen, der mich trotz meiner Schmerzen zu lebhaftem Tempo zwang, gelegentlich ein wenig zu dämpfen. Einen „sozialen" Nachteil hatte ich mit in den Kauf genommen. Während meine Reisefreunde, der Peón eingeschlossen, von begegnenden Reitern — ein anderes Publikum traf man überhaupt nicht — freundlichst begrüßt wurden, kam ich selber durchaus um diese Ehrung. Endlich hatte ich den Grund heraus! Jeder Peón führt nämlich den aufgerollten Lasso, der zum Einfangen der Pferde dient, am Sattel bei sich; und da dieser eben auch an meinem Sattel hing, so hielt man mich für den Diener der Reisegesellschaft. Es erschien mir nur gerecht, daß ich zur Entschädigung des Peón sein Zeichen der Knechtschaft auch weiterhin behielt.

Wirklich malerische Waldlichtungen säumten den Weg zu beiden Seiten. Ein bunter Teppich breitete sich über die wiesenartigen Rodungsstrecken. Das herrlichste blieben die bis mannshoch und darüber wuchernden Pflanzenstauden des Fingerhuts, deren Menge alles von mir zuvor Gesehene überstieg. Die roten und weißen, oder weißen mit roten Kelchtüpfelchen gesprenkelten Digitalien verdeckten teilweise fast den grünen Grund und die schwarz

verkohlten Baumstümpfe. Dazwischen prangten die goldenen Kelche einer Art Feuerlilie, dann, den Lorbeer-, Myrten- und Brombeerhecken untermischt, prächtige Fuchsiengebüsche von halb roten, halb blauen, nicht großen Glocken bedeckt, sowie eine mir wieder unbekannte, kleine, aber leuchtend purpurfarbene Blume.

Dann kamen offene Strecken, wo allerliebste Bauernhöfe im Baumschatten lagen; davor grüner Rasen, den schattende Obstbaumhaine frisch erhielten, wie wir es in Süddeutschland und der Schweiz finden. Ringsum erstreckten sich Wiesen — auf denen gut genährtes, glattes Vieh weidete — sowie überwiegend mit Weizen bestandene Felder. Nur die gleichförmig graue Farbe der Häuser und Schindeldächer gefiel, wie immer, nicht, wohl aber wieder der Gardinen- und Blumenschmuck. Deutsche Gehöfte, deutscher Boden, wenn auch nicht im politischen Sinne, — ein herrliches Land! Ein Land, in dem weder der Sommer erschlafft, noch der Winter tötet, lieblich und heimatlich.

Häufige Reitertrupps, darunter Frauen, begegneten uns; ferner die den grasgesäumten Weg verderbenden Ochsengespanne. Die Frauen reiten wie die des nördlichen Westamerika im Männersattel; weder die spanische noch die deutsche Frau liebt dies. An den armen Zugochsen sah man oft von den langen Stachelstöcken der chilenischen Treiber ganz blutig zerstochene Äster. Man hätte die Kerle ohrfeigen mögen!

Ein Charakteristikum des südchilenischen Waldes soll seine Schweigsamkeit sein. Keine Vogelstimme ist zu vernehmen — das Tierleben fehlt! So hörte ich. Vielleicht bezieht sich das mehr auf die Araukarien-Wälder des Gebirges oder die triefenden Blattwälder nach der

Magellan-Straße zu. Hier beobachtete ich jedenfalls noch allerlei Sing- und Raubvögel; diese mit braunem, weißbebändertem Gefieder. Dann scheuchten wir einen Trupp großer, trappenartiger Vögel empor, mit langem Schnabel und ebenfalls dunklem, weißbebändertem Federkleide.

Da tauchte eine herrliche, schneeummantelte Kegelspitze über der Lichtung auf— der 2300 Meter hohe Vulkan Osorno! Noch andere solcher Spitzen zeigten sich, jedoch keine so eindrucksvoll wie diese. Eine kurze Strecke weiter hatten wir den Abstieg in ein weites, von einem Fluß durchzogenes Waldtal erreicht, und nun öffnete sich im lachenden Sonnenschein ein Bild, das uns alle zur Begeisterung hinriß und das von meinen Begleitern für die großartigste Landschaft erklärt ward, die sie bisher in Südamerika erblickt hätten. Ich stimmte, obwohl ich manches doch noch Großartigere gesehen zu haben glaubte, im ganzen zu. Wie mit einem Schlage breitete sich nämlich der mächtige, tiefblaue Llanquihue-See vor uns aus, der mit seinen 830 Quadratkilometern die anderthalbmal größere Fläche des Bodensees besitzt. Er ist quadratischer als dieser geformt und gleich ihm zum Teil von niedrigem Gelände, zum Teil vom Gebirge umrahmt. Mir erschien das niedrige Land meist hügelreicher als jene deutsche Angrenzung an den Bodensee. Wie die blendendweiße Pyramide des Osorno so still und rein über den blauen See in den klaren Himmel stieg, das war wirklich majestätisch — wirklich wunderbar schön! Wenigstens hat der erste Anblick des weit höheren Fujijama in Japan mir kaum einen tieferen Eindruck hinterlassen.

Wir ritten zum See hinunter. Eine Landzunge, ein bißchen an die von Bellaggio im Comer-See erinnernd,

schloß ein Binnenbecken ein, an dem, über Hügel verstreut, das hübsche Dorf Puerto Octai liegt. Ein roter Kirchturm mit gelbem Knauf bringt Farbe in die Landschaft. Das Dorf ist von vielen Deutschen bewohnt, die bisher überwiegend die Westufer des Sees besiedelten. Von Octai aus pflegt man zur Weiterreise Dampfschiffe zu benutzen. Im ganz guten deutschen Hotel Martin am See kehrten wir ein und fühlten uns auch hier wieder wohl. Die freundliche Wirtin versah mich mit Salbe und Bandage, so daß ich nachmittags einen Spaziergang abhinken konnte. Die vom Ufer ansteigenden Dorfhäuser liegen teils an sonniger Straße, teils an Gärten und sind dann von Eichen und anderem Laube beschattet. In den Kinderscharen sieht man dunkle chilenische Rangen und viele, weit saubere und zutraulichere Flachsköpfe. Die Deutschen der Gegend, unter denen sich zahlreiche Westfalen, auch Deutschösterreicher und Schweizer befinden, sind meistens katholisch. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in Landwirtschaft, zumal in Viehzucht. Es werden für ungefähr 200 000 Mk. Butter jährlich umgesetzt und gegen 15 000 Fässer Honig über Puerto Montt, das etwa 3000 Einwohner hat, nach Europa verschifft. Die Apfelweinerzeugung ist nicht unbedeutend. Von einem Hause sah ich eine Familie abreiten, die einen ebenso charakteristischen wie niedlichen Anblick bot. Voran sprengte auf hohem Pferde, lachenden Gesichts, ein vier- bis fünfjähriger Blondkopf, dessen Steigbügel schon oben auf dem Sattel begannen, den die Beinchen kaum umspannten; dann folgte, ebenso lebhaft, die Mutter, mit einem Baby auf dem Arm, und dann noch ein junges Mädchen. Wie liebenswürdig müssen die Pferde sein, daß eine Mutter so etwas wagen darf! Die Kinder reiten auch ohne Bügel-



Deutsche Siedlung am Llanquihue-See. (Süd-Chile)

und Schenkelgebrauch vollkommen sicher; der beste Halt besteht im virtuosen Gleichgewicht.

Ich machte einen wunderschönen Abendspaziergang zu einem Kreuz auf einem Hügel. Als wir durchs Dorf gingen, rissen die einheimischen Kinder oft aus. Ein deutscher Junge rief uns freundlich „Guten Abend" zu und ward dafür von einem einheimischen braunen Bengel mit Steinen beworfen. — Wir erstiegen den höchsten Punkt einer sich weit über Hügel und Senkungen ziehenden Weide, in deren reichem Klee wir uns lagerten. Welch prächtiges Bild von hier! Welcher Platz, um sich einen ländlichen Villensitz zu bauen! Rückwärts das Land mit Dorf, Hügeln, Feldern und Wäldern, rings die Grashügel mit einzelnen Büschen, vielleicht schon zu stark abgeholzt. Es wäre hohe Zeit für einen wirksamen Forstschutz. Vor uns schauen wir die grünen Mulden, einen malenswerten, wohl vom Blitze getroffenen, kahlen Waldriesen; zwischen Bäumen und Büschen das rupfende Vieh, unten am Ufer Binsensäume und Schilfbuchten. Links stillträumende Waldwinkel, ganz wie am Diek- und Kellersee in Holstein; aber obendrein, jenseit der imponierenden Fläche, das eindrucksvolle vulkanische Gebirge, das jetzt viel klarer heraustritt. Zwischen teilweise noch mit Schnee bedeckten Ketten ragen der matterhornähnliche Kegel des Punteagudo, der zurückweichende 3000 Meter hohe Tronador, der Osorno, und rechts von diesem der zuweilen rauchende, immer verdächtige und flacher geformte Calbuco, der beim letzten Ausbruch 1893 seine Lavaasche bis Concepcion an die ferne Pacifickste warf. In einer Bucht lagen zwei Dampfer, vom Volkswitz als der „katholische" und der „protestantische" bezeichnet. Der katholische hat öfters Malheur; viele Leute glauben, weil

bei seiner Einweihung der Priester vergaß, die Maschine zu berücksichtigen. Da der Kapitän immer vergeblich selber an ihr herumseilte, radierten ungezogene Spaßvögel die unter der Schutzpatronin in der Kajüte befindliche Inschrift: „Santa Maria de Lima ora pro nobis" derart, daß die Worte de und ora fortfielen und zu lesen war: Santa Maria lima (feile) pro nobis. — Ganz unheilvoll ist dieser konfessionelle Zank, für den besonders ein neuangekommener westfälischer priesterlicher Heißsporn verantwortlich gemacht wurde, und der tragikomischerweise sich bis auf die Viehangelegenheiten erstrecken soll. Jener Priester ließ auch einen bis dahin gemeinsamen Friedhof durch eine Umzäunung teilen, die aber auf Anordnung der Munizipalität wieder entfernt werden mußte. Die Regierung wäre, wie es hieß, einem weiteren Zuzuge der unfriedsamen Elemente nicht geneigt. Allein die Protestanten scheinen sich trotzdem recht im Nachteil zu befinden. Mir wurde versichert, eine protestantische Kirche dürfe keinen Turm mit Glocken haben; einzelne protestantische Gemeinden hätten daher einen Kirchturm und stellten die Glocken daneben auf.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr ließen wir uns durch die Dampfpfeife der „Colonia" wecken, mit der wir einen Ausflug ans jenseitige Seeufer machen wollten. Nach Puerto Varas, das 54 Seemeilen entfernt ist, konnten wir leider nicht kommen; bei klarem Wetter sind die höheren Ufer dort sichtbar. Zuweilen toben heftige Stürme aus östlicher Richtung. Von Puerto Varas vermochte man sogar im Wagen nach Puerto Montt (üblich: Port M.) zu fahren, diesem, fast ausschließlich deutschen, zukunftsreichen Pacifichafen. Die Eisenbahnverbindung zwischen Osorno und Port Montt wird hoffentlich auch bald fertiggestellt sein.

Ebensowenig hatten wir Zeit, nach der jenseitigen ferneren Seestation zu dampfen, von welcher der Weg nach dem Bergsee Todos Los Santos führt, und weiter zu dem großen, dem Vierwaldstätter-See ähnlich geformten Nahuel-Huapi, der bereits auf argentinischem Gebiete liegt. Der Todos Los Santos gilt als die Perle aller Kordilleren-Seen. Diese prachtvolle Route wird ein Hauptdurchgangsweg nach Argentinien werden; schon heute ist sie, wie ich bereits bemerkte, durch den von der deutschen Firma Hube und Achelis in Port Montt geschaffenen Weg für Touristen benutzbar.

Kapitän Schulz von der „Colonia", ein früherer Steuermann der Hansa-Linie, erzählte uns viel Interessantes vom See, an dem sich sieben deutsche Brauereien befinden! Der See — so sagte er — ist sehr tief, besitzt keinen Pflanzenwuchs, außer an den Rändern, und auch hier nur Fische; ferner ist ihm eine geringe, doch deutlich wahrzunehmende Flut- und Ebbeerscheinung, ähnlich wie dem Genfer-See, eigen. Kapitän Schulz schreibt sie aber dem Stau des Maullinflusses zu, des Abflusses des Llanquihue-Sees, nördlich der Insel Chiloë in den Pacific. Schulz stellte fest, daß während 10—15 Minuten der Niveauunterschied 4 Zoll, bei Voll- und Neumond bis 6 Zoll beträgt. — Wir berührten mehrere hübsche Küstenpunkte, wohin wir Salz brachten und von denen wir Butter bekamen, und wo wir deutsche Häuser, deutsche Gärten mit Stachelbeerbüschen und Erdbeerbeeten und Flachskulturen bemerkten. Burschen und Mädchen standen an den Landungsbrücken; sie redeten uns in der trauten Zunge der fernen Heimat an. Immer von neuem erstaunte man und freute sich darüber.

Violettblaue Wellen, auf denen sich in zitternden Kringeln hellblaue Reflexe malten, und weiterhin der dunkelblaue, geschlossene Ring der Seefläche; darüber, ob grünem Walde, die Reihe schneeweißer Vulkane! Dies unvergeßliche Bild nahm ich nachmittags mit auf dem Rückritt nach Osorno, auf die Heimfahrt nach Europa. Das Schicksal wird es zugeben, ich hätte ihm wegen der fatalen „Vernagelung" meiner gesunden Gliedmaßen in einer so schönen Gegend ein bißchen zürnen dürfen, und doch bin ich ihm dankbar gewesen, denn wenig Ausflüge haben mich so befriedigt, wie dieser ins deutschredende Chile!

Bei dem zunehmenden Verkehr über den See mit Argentinien wäre es, wie die Interessenten erklären, nicht klug von der chilenischen Regierung, die Postsubvention an die Dampfer, zu der sie sich verpflichtet hat, immer so unpünktlich zu leisten, wie es der Fall ist. Das merkt man auch den Dampfern an. Die Decks waren z. B. voller Brandlöcher; der Hagel glimmender Stückchen der Holzheizung aus dem Schornstein plagte so arg, daß wir uns kaum auf dem Achterdeck aufhalten konnten. Starke Weizenladungen, auch Felle, kommen von argentinischer Seite; Bier, Wein, Maté und namentlich Stückgüter gehen dorthin. Zum Einsalzen der besten Butter wird aus Lüneburg bezogenes Steinsalz benutzt; das geringere Salz stammt meist aus Arica und Puerto Lobos in Nordchile.

Die 14jährige Tochter unseres Wirtes kam gerade aus der Schule heim; auch sie erklärte uns, lieber spanisch als deutsch zu sprechen. Seltsam mutete mich sonst der durchaus deutsche Stil im Wohnzimmer an, wo ich einige Nachbaren, die zum Besuch kamen, antraf. Diese ganze bürgerliche Stimmung hätte man bis ins kleinste genau in irgend einem Landorte des alten Deutschlands finden

können. Eine behäbige alte Dame, mit goldener Uhrkette um den Hals, erzählte interessant von den furchtbaren Mühen, die sie selber noch mit durchgemacht, wie die Ansiedler, hilf- und schutzlos und fast ohne Hoffnung, den Unbilden des Urwalds preisgegeben waren. Jetzt thronte sie zufrieden im Sofa, Kaffee und Kuchen auf der gehäkelten Tischdecke vor sich. Der Wirt sagte mir, für etwa 25 Mark könne man auch hier noch einen Hektar Land kaufen; die spätere Steuerbelastung sei nicht groß. Einen Schatten in die Existenz würfen nur jene religiösen Zwistigkeiten und die Kämpfe mit dem einheimischen Neid. Aus Rache angelegte Brände kämen häufig vor. Unsere Wirtsleute waren trotzdem nicht einmal versichert; sie schienen aber meine Vorstellungen darüber einleuchtend zu finden.

Was die religiösen Zwistigkeiten anbetrifft, so hatte gerade ein lebhafter Protest der Valdiviaer Deutschen Zeitung gegen den Bischof von Ancud (Hauptort der Insel Chiloë, auf der viele Deutsche wohnen) stattgefunden, da er sich in deutsche Schulverhältnisse gemischt und in einem Hirtenbrief eine festliche Aufführung in der Escuela normal ungerechtfertigt angegriffen hatte.

Bei unserem Abreiten am nächsten Tage war der Peón verschwunden. Im letzten Augenblicke tauchte er auf. Er behauptete, er habe die Pferde nicht einfangen können. Sein eigenes nasses Pferd aber bewies, daß er auf ihm die Nacht weit über Land zu heimlichem Besuch gewesen sein mußte. Wir ritten infolge Herrn Stöwers Ehrgeiz sehr scharf bis Caucura zurück — 3 Stunden, anstatt 4¾, was meinem Bein natürlich nicht wohltat. In der Dunkelheit setzten wir über die Fähre des Rio Rahue und fanden wieder gute Aufnahme —

in bezug auf Verpflegung bessere als im deutschen Hause. Der chilenische Diener war ein rührend guter Kerl. Um die Veranda, auf der wir uns zunächst ausruhten, duftete eine Fülle von Geißblatt. — Den Weg nach Osorno legten wir bei Gluthitze in nur etwa 4 Stunden zurück. Unterwegs sprengten die beiden bekannten Curas durch den Wald an uns vorüber; unter hellen Sonnenschirmen, die sie begeistert zur Begrüßung schwangen. Ferner passierte uns im Galopp ein ganz winziges Bürschchen. Die Eisenbahnfahrt nach Valdivia verlief, noch mehr erschöpfend, bei wahrhaft blödsinniger Hitze. Man sieht also, daß ein klimatisches Schema F auch für dieses Land nicht aufzustellen ist.

Dr. Thien, der eine abweichende Route einschlug, war in Octai zurückgeblieben. Nebst den beiden anderen Herren und Dr. Kommertz wurde ich von einem jungen Advokaten, Herrn Oettinger, zu einer Partie, den Valdivia-Fluß hinunter, eingeladen. Ich nahm gleich mein Gepäck nach Corral mit. Noch andere junge Deutsch-Valdivianer schlossen sich uns an. In der einst stark befestigt gewesenen und an Kampferinnerungen reichen Mündungsbucht landete unser Motorboot, gegenüber Corral, unterhalb einer ehemaligen Festung. In Oettingers Sommerhaus nahmen wir das Frühstück ein, worauf wir die malerischen Wälle und Bastionen der altspanischen, gegen holländische Flibustiers errichteten Befestigung besichtigten. Die üppige Vegetation, in der ich abermals mir neue Blumenarten bemerkte, verleiht dem Punkte hohen Reiz. Überhaupt wirkt die ganze, weite, von Waldbergen umhegte und durch viele Vorsprünge und Inseln mannigfaltig gestaltete Bucht mit dem Ausblick zum offenen Ozean und der binnenwärts breit hinabfluten-

den Flußstraße als ein Landschaftsbild hohen Ranges. Freilich werden die Waldbäume selbst in der Küstenfeuchtigkeit nicht riesenhaft; dazu sieht man häufig entlaubte Kronen des Trockenholzes. Innerhalb der Befestigung erhebt sich einer der Haupttürme der Küstenbefeuerung. Von dem Bambus, der auch hier nebst dem wilden Rhabarber, der großblätterigen Nalca, in Massen wuchert, wurde mir gesagt, daß er nach mehreren Jahren immer einmal vertrockne; dann gebe es ein schlimmes Jahr für die Viehfütterung. Am Strande wimmelte es von Ochsenkopffliegen. Diese mächtigen Insekten setzten sich mit Vorliebe auf unser dunkles Zeug; von Stichen merkte man aber nichts. — Inzwischen hatte uns Oberst von der Lund, der bereits in seiner gewohnten Sommerfrische in Corral wohnte, abgeholt. Wir fuhren nach diesem, ein paar Tausend Einwohner zählenden, Hafenstädtchen hinüber. Es liegt an der inneren Seite des südlich gegen den Ozean schließenden Buchtarmes; sein Aufbau an den niederstreichenden grünen Bergen ist wirklich hübsch. Ein „Bluff", ein hoher Felswürfel, ebenfalls von Ruinen einer imposanten alten Befestigung gekrönt, springt an der Stadt in das Wasser vor. — Unser Kosmosdampfer war noch nicht da.

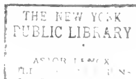
Der Oberst hatte für die argentinischen Herren und mich freundlichst im Logierhause der deutschen Frau Eberhardt, die sich und zwei Töchterchen tatkräftig fortbrachte, und bei der auch Lunds wohnten, Zimmer bestellt. Wir fanden es eine recht empfehlenswerte Pension, dabei nicht teuer.

Unter des Obersten Führung kletterten wir nachmittags in benachbarte Schluchten zu zwei Wasserfällen. Ich hatte bedeutendere gesehen, allein der Schluchtweg im

steinbesäeten Bachbette, die wilde, durch großartige Farne ausgezeichnete Vegetation machten den Gang sehr lohnend. Auf den Steinen entdeckten wir bisweilen rauhhaarige Spinnen, die an Größe den berühmten Vogelspinnen Brasiliens wenig nachzustehen schienen. Schließlich besuchten wir die Bluff-Festung, die in neuerer Zeit noch als Kaserne gedient hat, und an deren Wänden wir wirklich talentvoll hingeworfene Karikaturen sahen. Am nächsten Vormittag marschierten die Herren zu dem weiter abgelegenen Fort San Carlos; ich mußte mein Bein schonen und arbeitete. Nachmittags wollte uns der Hafenkapitän Ramm, ein biederer, alter Schleswigholsteiner, nach der Insel Mancera segeln. Eine Regenbö verhinderte dies. Als es aufklarte, bot Herr Hoffmann jun., der Kosmosagent, mir seinen Dampfer an, auf dem wir dann die Partie machten. Mancera, dessen hoher Hügelrücken gleichfalls befestigt gewesen ist, liegt innerhalb der Bucht. Die Wasserstraßen der Bai bieten eine Menge interessanter Ausflüge. Auf der Insel erstreckt sich ein von Fischern und Ackerbauern bewohntes Dörfchen. Das Hinansteigen zu den Befestigungen ward mir recht sauer, allein die Anstrengung wurde belohnt. Es ist mit die schönste der Ruinen an der Bai. Im Grase lagen noch manche alte Geschützrohre umher. Durch einen Torbogen führte der Graspfad zu einer Kirchenruine, die nicht so sehr groß, wohl auch nicht älter als höchstens ein paar hundert Jahre ist, indessen an pittoreskem Reiz einigen der Wisby-Ruinen gleichkommen mag. Um zerfallene Giebel und Radfenster senkte sich ein dichter Teppich, gewebt aus Efeu, Fuchsien und gelben Pantoffelblumen. Die Hauptzerstörungen sind Folge von Erdbeben gewesen.
gewesen.



Die Gefahr ins Auge fassend im Smyth-Kanal (Magellan-Territorium in Süd-Chile).


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Abends kam unser Dampfer „Theben" herein. Wir fuhren noch an Bord, um Frau von der Lund in Empfang zu nehmen. Den Kapitän, Herrn Richert, hatte ich bereits früher kennen gelernt. Von allen Seiten ward ihm beständig zugesetzt, er möge doch den Südkurs durch den Smythkanal wählen, was er endlich versprach; wahrscheinlich mit dem inneren Vorbehalt „wenn dat angeiht".

Fürchterliches Regenwetter verzögerte das Nehmen der Lederladung und damit unsere Abfahrt. Einstweilen blieben wir also noch bei Frau Eberhardt. Wir befanden uns dort oben in großer Gesellschaft. Lunds waren immer gesellig und gastfrei. Andere Deutsche vermehrten den Kreis, so Herr Hoffmann sen. und der „König von Punta Arenas", der Kosmosagent Herr Kurtze. Auch ein Cura des Ortes fand sich ein, der in den häufigen politischen Debatten triumphierend behauptete, „Bismarck sei doch nach Canossa gegangen". Der lebhafte Widerspruch blieb nicht aus. Die Kirche von Corral war vor einigen Monaten abgebrannt. Ganz offen wurde ein Bewohner des Ortes als Dieb der dabei verschwundenen Sachen bezeichnet, die er noch jetzt ruhig in seinem Hause versteckt halte. Einen anderen, in angesehenem Amte befindlichen Mann nannte man ebenso offenherzig als den Brandstifter. Die Tat sei aus Rache gegen einen Priester geschehen, weil dieser ein junges Mädchen aus Corral ruiniert und dann getötet hätte. Über Priesterverbrechen schienen, wie in Santiago, eine Fülle von Geschichten im Schwange zu sein; übertrieben wahrscheinlich, doch ganz grundlos, wie ich den Zeitungsmitteilungen von einigen Vorkommnissen entnahm, wohl auch nicht. — Infolge des in diesen Tagen stattgefundenen Niederbren-

nens des Hauses und Restaurants des Photographen Valk in Valdivia wurde ich leider durch den Verlust einer Reihe guter Films in Mitleidenschaft gezogen. — Noch einmal machten wir mit unserem neuen Kapitän und dem jungen Schiffsarzt bei Sonnenschein einen Ausflug nach den alten Südfortifikationen, worauf bei Lunds ein großer Abschiedskaffee stattfand, zu dem Frau Eberhardt vortrefflichen Spritzkuchen gebacken hatte. Wir waren alle höchst vergnügt.

Als wir uns einschifften, stand die junge, lebensfrohe Frau von der Lund auf der Schiffbrücke und winkte uns Abschiedsgrüße zu. Im Herbste desselben Jahres wurde sie von den Trümmern ihres beim Erdbeben zusammenstürzenden Hauses in Santiago erschlagen.

An Bord befand sich also Gesellschaft genug. Eine englische Dame von den Falklands-Inseln nebst ihren Kindern vervollständigte sie. Die „Staatskammer" und den Sitz beim Kapitän hatte der König von Punta Arenas souverän beschlagnahmt. Wir anderen waren aber auch ganz gut untergebracht. Dr. Stöwer erzählte, daß er sich zuerst im Rhönorte „Faule Butter" emporgearbeitet habe; trotz des ominösen Namens sicher durch eisernen Fleiß. Der arme Dr. Philipp wurde zunächst von der Seekrankheit stark geplagt; bald aber gewann er seine Berliner Gutgelauntheit wieder zurück. — Es war am Nachmittage des 9. Januar, als wir in den Süd-Pacific hinausdampften.



Um die Südspitze des Kontinents nach Montevideo.

Bis zur Einfahrt des Smythkanals. — Deutsche Erforschungsbeteiligung. — Allgemeines über den Smythkanal und seine Gefahren. — Sicherheitsmaßregeln. — Landschaftliches. — In der Englischen Enge. — Eine Begegnung mit „Lehmännern". — Deren Sitten. — Eisnehmen. — Die Unfit-Bai und die Guia Narrows. — Wracks. — Reklamen der Unbildung. — In der Magellanstraße. — Zwischen Wyndham-Gletscher und St. Ines Island. — Ankunft in Punta Arenas. — Abschied vom gastfreien „Kosmos". Dank an Herrn Pepper. — Hotel Kosmos. — Kapitän Rubarth erlöst mich. — Etwas über die südlichste Stadt der Erde. — Villa und Garten des Konsuls Stubenrauch. — Ultima Esperanza und Feuerland. — Siedlungsgesellschaften. — Frachtdampferfreuden. — Auf der „Nicaria" in See. — Wieder im Atlantic. — Ankunft auf dem La Plata. — Sonderbare Existenzen. — Dank an Herrn Ballin.

Punta Gonzales mit seinen waldbedeckten Abstürzen lag hinter uns. Eine blaue, bewegte See schaukelte die „Theben". Dann wurde die Insel Chiloë passiert. Am 11. liefen wir bei südlichen Winden und herrlichem Wetter längs den zerrissenen Inseln des Chonos-Archipels, rundeten Taytao und die Tres Montes-Halbinsel und liefen abends in etwa 47° südlicher Breite durch den Golf von

Peñas auf Tarn Bay, dem Eingang des Smyth-Kanals, zu.

Ein prachtvoller Sonnenuntergang färbte die Wolken rot, warf violette und lila Reflexe auf die von Wellchen bedeckte, hohe, aber sanfte Dünung; zur Linken erschien diese tiefblau. Malerisch anstrebende, violette Felsinseln ragten vor dem Messier-Kanal, dem ersten Teil der Straße, in Gruppen auf; gewaltig umstrichen uns die begleitenden Albatrosse. Der Kapitän schritt rasch auf der Brücke hin und her und gab Befehl, den Anker zum Fallenlassen klar zu machen.

An der Entdeckung der Wasserwege durch diese Labyrinthe hat sich seinerzeit u. a. auch der deutsche Kreuzer „Albatros" unter Führung des damaligen Korvettenkapitäns Plüddemann beteiligt; er erforschte den Stosch- und Fallos-Kanal westlich der Wellington-Insel. Die deutsche Seewarte erhielt dann später von deutschen Dampfer-Kapitänen viel wichtiges Material zur Ergänzung und Richtigstellung der englischen Küstenbearbeitungen.

In der Frühe des anderen Tages befanden wir uns drinnen. Von vier Uhr ab blieb ich mit auf der Brücke.

Unter Smyth-Kanal versteht man, streng genommen, nur den südlichsten der „Patagonischen Kanäle", der engen Fahrstraßen zwischen dem Festland des Magellan-Territoriums und den vorliegenden Inseln; im weiteren und allgemein üblichen aber die ganze kanalartige Felspassage zwischen dem Golf von Peñas und der Magellanstraße. Sie ist etwa 300 Seemeilen lang. Der Seemann benutzt diesen stark abkürzenden Weg, von Nord oder Süd kommend, um zugleich die schweren Seen und Stürme des Südwest-Pacific, namentlich auf stark be-

lasteten Fahrzeugen, zu vermeiden. Hinter den Felsmauern kann er sicher, wie in Abrahams Schoß, fahren. Kann er! Denn andererseits lauern gerade hier wieder solche Gefahren, daß nur ein vorzüglich manövrierfähiges Schiff unter kundigster Leitung es wagen darf, hindurchzufahren. Die geringste Unaufmerksamkeit, ein aus dem Ruderlaufen oder dergleichen — und es ist verloren! In der „Englischen Enge" verengt sich die Wasserbreite bis auf eine Kabellänge, = 185 m, das ist weniger als die Länge eines neueren Schnelldampfers. Der Strom läuft zuweilen bis zu 6 Seemeilen die Stunde, unter ragenden Felsstürzen starren vielfach unbekannte Klippen. Nebel, namentlich aber dichte Regenstürze lassen auch tags manchmal schwer von einem Vorsprung zum anderen schauen. Da ist das Kelp, der gelbe Seetang, das mit Sicherheit blinde Klippen verrät, oft von höchstem Nutzen. Stehendes oder schwimmendes Kelp lernt der Seemann bald zu unterscheiden.

Die Durchfahrt stellt an die Entschlußfähigkeit des Schiffsführers eine starke Anforderung; ist er einmal drin in der Straße, gibt es kein Zurück! In der Mitte, beim Trinidad-Kanal, kann er zwar die hohe See wieder gewinnen, aber gerade diese Ausfahrt birgt abermals große Gefahr. Ankerplätze gibt es, doch nie darf im Dunkeln geankert werden, und die „Williwaws", die herabstürzenden Fallwinde, bleiben immer gefürchtet. — Diese Straße ist nun landschaftlich, neben der westlichen Magellanstraße, eines der hehrsten Stücke der Schöpfung. Ich bin zweifelhaft, wo die größere Erhabenheit zu finden ist, ob in Alaska oder hier.

Fast nur die deutschen Dampfer, speziell die des „Kosmos", benutzen diesen Weg; die fremden Linien sind

nach dem Verluste so mancher Schiffe kopfscheu geworden. Ehe der Dampfer in die Engen einläuft, muß er nach Vorschrift die Schotten schließen; die Boote werden klar gemacht, mit Proviant versehen und teilweise ausgeschwungen. Die Anker hängen klar zum Fallen. Das Handruder wird besetzt; die Schrägsegel müssen vorbereitet, alle Blöcke nachgesehen sein. Die Maschinenwache wird verstärkt. Dienstfreie Mannschaften und Passagiere bleiben an Deck. Vor den Engen gibt die Dampfpfeife Signale, da zwei sich darin begegnende Schiffe zusammenrennen oder scheitern müßten. Aus dem allen erhellt, daß man die Katastrophe jeden Moment ins Auge zu fassen hat. Die Ruhe und Sicherheit, mit der unsere deutschen Kapitäne diese Straße durchfahren, ist bewundernswert; sie selber sind hier ihre einzigen und besten Lotsen.

500—900 Meter ragen die einschließenden Berge auf, Kulisse schiebt sich hinter Kulisse; dazwischen leuchten die inneren Schneezacken. Gewaltige Gletscher stürzen sich zur Flut; Gletscherbäche und Wasserfälle blinken und tosen. Wälder ziehen an schrägstreichenden Hängen, bestehend aus Fagus antarctica und Koniferen. Dann folgen weiter im Süden weißstämmige, verästelte und immergrüne, myrtenartige Bäume mit starren Kronen, endlich undurchdringliches Buschwerk und dichte Moosteppiche. Weit dringt die wilde Fuchsie vor, und in der Vogelwelt der Kolibri; das ist ungefähr auf unserer Breite im Norden. Aber die Temperatur ist sehr kühl, wenn auch, von Gletschernähen abgesehen, nicht kalt.

Überwältigend sind diese Farbenstimmungen! So wenn, wie vorhin geschildert, die gebrochenen Sonnenlichter die Berge mit Blau, Rot und Violett überhauchen,

wenn Violett auch das grüne Wasser tönt, oder wenn alles in Braun getaucht ist. Die Ossiansche Stimmung der sich wälzenden Wolken wirkt gleichfalls unbeschreiblich großartig; weiße Hörner lugen heraus, darunter schweigen schwarze oder graue, glänzende Steilwände, dann wieder wie Smaragd leuchtende Mooshänge.

Die Dampfpfeife findet in den Cañons unendlichen Widerhall. Atemlos steht alles vor der Englischen Enge: Nirgend ein Mausloch in den Felswänden, zwischen denen das Schiff hindurch könnte, wie man es auch wohl in Norwegen oder der japanischen Inland-See, wenn auch weniger beklemmend, sieht. — Und immer das Entfernungsmessen auf der Brücke, von der Mitte dieser bis zur nächsten Felswand, die unmittelbar vor uns in die Wolken steigt. Das ruhige „Recht so — steady — langsamer" des Kapitäns unterbricht geschäftsmäßig das tiefe Schweigen. Vom Vordeck kräht ein Hahn, wie zur Wachsamkeit mahnend. Wir laufen gegen eine Insel, auf der eine rotweiße Bake sich erhebt. Bojen rechts und links. Im Morgenreflex sitzen Taucher flügelschlagend auf den Klippen. Die Küstensäume spiegeln sich unter uns. Rückwärts steht ein Regenbogen im Gewölk. Dann das Auseinandergehen der Inseln, zwischen unheimlich blankem Wasser; das energische „Volle Kraft!" und der unerwartete, elegante Bogen nach links! Lächelnd lüftet der Kapitän die Mütze: das Schlimmste ist überwunden.

Da naht auch die Stelle, wo der deutsche Dampfer „Hermia" verloren ging. Der Wind streicht kalt von hier oder dort aus den Schneewüsten; voraus in der Breite stürzen Schaumwogen. Das staffelartig aufgebaute „Bold Head" kann ich photographieren.

Im Wide-Kanal bei Chacabuco sehen wir plötzlich

ein Boot mit „Lehmännern" auf uns zutreiben. Sie wollen mit uns handeln; wir aber dampfen volle Kraft und haben keine Zeit für die armen Wilden. Es sind die Indianer dieser Gegend, Pescheräh̃s, auch fälschlich Feuerländer genannt, von den deutschen Seeleuten aber, allgemein eingebürgert, mit dem Scherznamen „Lehmänner" belegt. Wir zählen zwei Männer, zwei Weiber und ein Kind. Sie sind beinahe oder ganz nackt; selbst das bißchen Fell, das sie um die Hüften tragen, pflegen sie gern zu verhandeln, gegen Brot, Tabak, Kleidungsstücke (aber nicht Branntwein), wenn sie andere Tauschobjekte, Fische, Muscheln oder dergleichen hergegeben haben. Ihre Beine sind vom beständigen Hocken im Boot und in den erbärmlichen Hütten oft verkrüppelt, der Oberkörper ist kräftig. Eins der Weiber steuert mit einem Riemen.

Der „Pilote", die Fachschrift der Deutschen Seewarte, sagt über sie: „Ihre Lebensweise und ihre Nahrung ist von derjenigen der übrigen eingeborenen Bevölkerung sehr verschieden. Während diese hauptsächlich von der Jagd lebt, besteht die Nahrung jener Menschen vorzugsweise aus Strandmuscheln und Fischen, doch scheinen sie gelegentlich einen Fuchs oder eine Fischotter nicht zu verschmähen. Haben diese Leute an einem Orte die größeren Muscheln verzehrt, so wandern sie weiter, weshalb man auch selten in ein und demselben Hafen die alten Leute wieder vorfindet. Auch sind selten in einem Hafen mehr als eine oder zwei Familien beisammen; doch scheinen alle Indianer von dem Kap Froward bis nach dem Gulf of Peñas zu einem Stamm zu gehören, da sowohl die Lebensweise als auch die Gesichtsbildung und die uns unverständliche Sprache ein und dieselbe ist. Mit den Jahren scheint dieser Stamm auszusterben, da



„Lehmänner“ im Smyth-Kanal, die unser Patentlogg abschnitten.

im Laufe der letzten 10 Jahre die Zahl eine immer kleinere geworden ist. Im besonderen scheint die Leute eine schleichende Krankheit, die sie von den Seehundsfängern bekommen haben, immer schneller hinzuraffen."

Nun geschieht etwas ganz erstaunlich Freches und bewundernswert Geschicktes. Wütend schreien die Wilden uns an, dann im nächsten Moment ist ihr Boot an der Leine des Patentloggs, das hinter uns durchs Wasser saust. Und im zweiten Augenblick treiben sie, laut hohnlachend und gestikulierend, schon weit achteraus, mit dem Logg nebst der halben Leine. Bei einer Fahrt von 10 Seemeilen hatten sie es blitzschnell abgeschnitten! Natürlich unter höchster Gefahr für das gebrechliche Boot selbst. Europäer würden das Stück so leicht nicht nachmachen. Sehr scheu und anscheinend harmlos im Verkehr mit Weißen, sind sie dem einzelnen Schiffbrüchigen doch gefährlich und sollen ihn bei guter Gelegenheit sogar gern auffressen. Wir dampften deshalb, als wir ein Feuer am Lande bemerkten, auf dieses zu, da es möglicherweise von Schiffbrüchigen herrühren konnte. Näher gekommen, sahen wir nur Lehmänner dabei und hielten uns daher nicht mehr auf.

Auf der Weiterfahrt benutzten wir in üblicher Weise die Fülle des aus Penguin-Inlet heraustreibenden Gletscher-Eises dazu, unseren ausgegangenen Vorrat für die Heimreise kostenlos zu ergänzen. Noch einmal steigert sich die Szenerie in den Guia Narrows zu gewaltiger Großartigkeit. Wir waren abends in den Innocentes-Channel, zwischen Chatam und Hannover Island eingelaufen. Die Unsit-Bai öffnete sich, ein großartiger, kräftig modellierter Buchtkessel. Eine wahre Urigkeit herrschte

hier, dabei die ergreifende Stimmung der Brachtschen „Straße der Vergessenheit“. In der „Echo-Enge“ lärmte die Dampfpfeife gewaltig. Aus Nebeln und Wolken immer wieder jäh abstürzende Linien, enthüllte Kuppen und Dome. Welch eine majestätische Natur! Spiralen ausgeschliffener Moränenwege, kräftige Färbung treten hervor, dann wieder jene pinienartigen, schräg streichenden Kronen über weißen Krüppelästen. Möwen nehmen, über das Wasser laufend, mit weitgebreiteten Schwingen einen Fluganlauf; kleine dunkle Taucher oder Kaptauben kommen wie fliegende Fische plötzlich empor, um gleich wieder zu verschwinden. — Bei Kap Charles an den Guia Narrows maßen die Abstürze bis 1000 Meter.

Am 13. früh befanden wir uns in der malerischen Umgebung von Richards Island. Zwischen Shoal Island und Adlaide Island erblickten wir den „Cumbal“ der New-Yorker „Merchant Line“, der vor etwa 3 Wochen in dieser falschen Passage aufgelaufen war. Ein kleiner Dampfer befand sich bei ihm, Hilfe ward nicht beansprucht. Vorn lag er tief, hinten hoch, durch Taucher geleichtert. Auch er schien verloren zu sein. An anderer Stelle hatte eine Boje die Stelle der untergegangenen englischen „Cotopaxi“ bezeichnet. Als wir Shoal Island im Bogen passierten, bemerkten wir eine jener widerwärtig aufdringlichen Reklamen (dieses Mal für „Cassels Journal“), womit namentlich nordamerikanische Geschmacklosigkeit — leider manchmal auch deutsche — die Naturbilder zu schänden pflegt.

Es war bedeutend kühler geworden, als wir uns der Magellanstraße näherten, in die wir vormittags einliefen. Vorher hatten wir mittags etwa 14° C Luft- und 13° C Wassertemperatur gehabt. Der Barometer

fiel plötzlich stark; dennoch klarte es auf. Wir hatten, begünstigt durch das Wetter, die 3 Stunden Eisnehmen eingeschlossen, nur 34 Stunden zum Durchfahren des Smyth-Kanals gebraucht. Schade! Ich hätte eine mindere Leistung, die uns längeren Aufenthalt verursacht haben würde, interessanter gefunden.

Aber auch durch die Magellanstraße gab es eine großartige Fahrt. Zunächst hatten wir Seegang und Wind von hinten. Schneeberge, Gletscher und Wasserfläche überboten sogar den Smyth-Kanal. Nachmittags befanden wir uns bei der Córdova-Halbinsel unter einem ungeheueren Gletscher, der in zwei Wellen beinahe von der Gipfelhöhe der ungefähr 1300 Meter hohen Wyndhamberge zur See hinabreicht. Auch St. Ines Island rechts gegenüber der engen Straße ist voll wilder Schönheit. Überall Gletscher, graue Riesenwälle und Rücken, Abstürze, Kessel, Hörner, Buckel und Kegel, Silberbänder der Wasserfälle, weiße Schnee-, gelbe Moosflecken und feuchtes Grün; darüber und dazwischen das hervorkriechende, sich wälzende, rauchartig fliegende Gewölk! Eine besonders prächtige Schneeschroffengruppe über Smaragdgras und Waldesfrische zeigte sich bei Charles IV. Island. Walfische spritzten in der Flut; schwarzweiße Enten strichen darüber.

Bei Sonnenuntergang lagen die Berge und die breite Straße gleichmäßig in jener rauch- oder kaffeebraunen, dann wieder goldbraunen Sepiatönung, aus welcher der zurückfließende Streifen des Schraubenwassers bis zum Horizonte hellgrün heraussilberte. Vor Mitternacht blitzte das Blickfeuer von San Isidro auf: Wir näherten uns, aus der Froward Reach nordwärts steuernd, wieder den

der Kultur näheren Plätzen. Der halbe Mond stand über den hohen, dunklen Bergen des Feuerlandes, unter denen ein großer Dampfer still und fast rauchlos, also wohl mit guter Kohle aus Australien versehen, seines Weges zog. — Leider bekamen wir den stolzen Feuerland-Vulkan Sarmiento nicht zu Gesicht.

Am 14. Januar früh ankerten wir vor Punta Arenas, der südlichsten Stadt der Erde, da das auf dem Feuerland gegenüberliegende Porvenir noch ein kleiner Ort ist, und das argentinische Ushuaiá über die Bedeutung einer Strafkolonie nicht hinausgeht. Die Engländer nennen die Stadt Sandy Point.

* * *

Ein chilenischer Kreuzer, der Kosmosdampfer „Osiris" und noch eine ganze Anzahl von Dampfern und sonstigen Schiffen ankerten auf der Reede. Diese spülte in eine weite sandige Bucht hinein, die östlich ein Leuchtturm überragte. Dicht an der Stadt liegt das Wrack des englischen Kriegsschiffes „Doterel". Eine langgestreckte Stadt, mit ordentlichen, niedrigen Häusern und hier und da roten Dächern, zog sich einen breiten Hügel hinan, hinter dem Waldungen, ein wenig zu flachen Berghöhen aufsteigend, den Horizont schlossen. Viele kahle, strichartige Stämme beeinträchtigten den Reiz des Waldes. Im ganzen also hatte man ein nicht unbedeutendes, doch zu horizontales, planförmiges Landschaftsbild vor sich. Dennoch soll es hübsche Partien geben. Gegenüber zeigte sich das Feuerland mit nur wenig bergiger Küste.

Die Sonne wärmte durch die bedeckte Luft mäßig.

Ich packte, da der Kapitän glaubte, mich wegen Passagier-Verbotes nach Montevideo, meinem nächsten Ziele, nicht mitnehmen zu dürfen. Wie lange ich hier auf einen patagonischen Dampfer der Südamerika-Linie — die Angaben schwankten zwischen 1 bis 3 Wochen— zu warten hätte oder ob ich sonst mit einer deutschen Linie nach Montevideo weiter könne, das wußte ich einstweilen nicht. — Händler mit Fellen kamen an Bord. Wir luden Mehl und Stückgüter aus. — Die Hafen- und Bootsleute von Punta Arenas stammen überwiegend aus Dalmatien. Die Kleinschiffahrt nach allen Häfen der Magellanstraße, von wo aus die Siedlungen versorgt werden, ist sehr bedeutend. Nicht minder ist es der Großschiffahrtsverkehr.

Somit schied ich, besonders verpflichtet ihrem Direktor, Herrn Pepper, dankbar von der Kosmoslinie.

An Land wurde mir gesagt, ein Frachtdampfer der Hamburg-Amerika-Linie, die „Nicaria", liege reisefertig für Montevideo. Sofort machte ich mich mit dem graubärtigen Kapitän Rubarth bekannt, der sich nach einigem Bedenken gutmütig bereit erklärte, mich mitzunehmen. Ich war herzlich froh und kündigte die schon in dem kleinen, doch ganz gemütlichen Hotel „Kosmos" gemietete Wohnung, worauf der deutsche Wirt in der anständigsten Weise sofort einging. — Die Doktoren Stöwer und Philipp blieben in Punta Arenas, da sie einen Ausflug ins Feuerland machen wollten. Nicht ohne Bedauern sah ich die „Theben" entschwinden; mit ihr ging auch Frau Stubenrauch, die Gemahlin des deutschen Konsuls, nach Europa.

Punta Arenas mit seinen breiteren Parallelstraßen und den diese durchschneidenden, zur Reede hinunterziehenden Straßen erinnerte mich ganz an einen nordischen

Ort, wie etwa Hakodate auf Jesso oder eine Stadt in Sibirien. Es gefiel mir mit seinen überwiegend niedrigen Holzhäusern und niederen Verkaufsläden recht wohl, da es sauber gehalten erschien; ja, in dieser Jahreszeit dünkte es mich die reinlichste Stadt zu sein, die ich überhaupt in Südamerika gesehen hatte. Pflaster und Trottoirs waren leidlich. Die sonst nicht üble Plaza mutete schon ein bißchen kahl an. Es wuchs aber Gras auf ihr und dazwischen dufteten Levkoyenbeete. Der Musikpavillon fehlte nicht. Kirche, Feuerwehrgebäude, Klubs und Läden schlossen sich im weiten Viereck ringsum. Einige ganz stattliche Steinhäuser brachten einen städtischen Zug hinein. Eines dieser Häuser am Endpunkte der bewohnten Erde hätte sogar jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereicht; freilich wohnte in ihm die reichste Dame der Stadt. Namentlich im Woll- und Fellhandel, in gesalzenen und getrockneten Häuten und in Hammeltalg, sowie zur Einfuhr in Gebrauchsgütern und Getreide, werden in Punta Arenas, das Freihafen ist, gewaltige Summen umgesetzt und verdient. Die „Bank für Chile und Deutschland", hinter der die Diskonto-Gesellschaft steht, ist besonders vertreten, nachdem die Deutsche Überseebank die erste deutsche Bankniederlassung schuf. Deren Vorsteher war äußerst zuvorkommend. Bis jetzt zählte die in guter Entwicklung begriffene Stadt etwa 11 bis 12000 Einwohner. Ihre Lage an der Heerstraße zwischen den beiden Ozeanen, mit dem an Schafzucht reichen Hinterlande, ist vorzüglich. Verhältnismäßig zahlreiche Deutsche haben sich auch hier niedergelassen. Herr Konsul Stubenrauch, der gastfreie Chef der Firma Stubenrauch und Braun, die ihre eigene Hafenlandungsbrücke besitzt, zeigte mir freundlichst seine hübsche Villa und seinen für die

Breite erstaunlich pflanzenreichen, großen Garten. Die Kieswege durchschnitten guten Rasen; Buchen und Tannen standen in schönen Gruppen; ein Tennisplatz war vorhanden, prächtig blühende Ginsterbüsche, allerlei Blumenarten, darunter Stiefmütterchen von einer ganz überraschenden Größe; sie sollen bis handgroß werden. Es gibt sperlingsartige Singvögel, die ein Häubchen besitzen. Trotz seines schönen Eigentums bedauerte ich den Konsul in seinem jetzigen Strohwitwertum, zumal er noch unter dem herben Verlust seines einzigen Kindes, eines Sohnes, zu leiden schien. — Für bedeutend gilt auch das Haus Wahlen & Co. Ein deutscher Arzt ist ansässig.

Die entferntere Umgebung soll manches sehr Schöne bieten; so zeichnet sich die Kolonie Ultima Esperanza durch herrliche Lage aus. Diese ist durch ihre Höhlen, in denen einige der berühmten prähistorischen Riesen-Faultierskelette entdeckt wurden, sehr bekannt geworden. Deutsche Gelehrte haben sich hierbei besondere Verdienste erworben. Das Feuerland ist teilweise gleichfalls prachtvoll und dazu mehr für landwirtschaftliche Ausnutzung geeignet, als man es bisher annahm.

Wie ich an Plänen ersah, ist alles Land um Punta Arenas, weit ins chilenische Magellan-Territorium und in das patagonische Innere hinein, bereits von Siedlungsgesellschaften zum Verkaufe ausgelegt. Erfahrene Schafzüchter werden hier sicherlich große Erfolge erreichen können.

Mit meinem neuen Kapitän kaufte ich noch eingesalzene Seehundsfelle ein, die er seiner Frau mitbringen wollte. Billig erschienen sie mir nicht. Man kann hier mancherlei Indianerkuriositäten: Pfeile, Bogen, Fell-

arbeiten, Straußenbälge, zu Henkelkörbchen verarbeitete Gürteltiere usw., ähnlich wie in Alaska, einkaufen.

Zwischen die aneinander gebrachten Dampfer „Nicaria“ und „Osiris“ preßte sich eine Hulk, aus der beide mit Woll- und Fellballen vollgestopft wurden. Es roch schlecht. Unser Dampfer lag mit einer gehörigen Salpeterladung schon recht tief. Um ihn zu entern, hatten wir einen schmierigen Schlepper, auf dem gerade geschlachtet wurde, akrobatenhaft zu überklettern. Auf der Hulk hauste ein altes dickes Kapitäns-Ehepaar, das als Idylle vor seiner Kajüte ein grünendes Petersilienkästchen im Kohlenstaub pflegte. — Es wurde getost und geschrien zum Rasseln der Ladewinden. Zunächst fühlte ich mich ziemlich ungemütlich. Allein, ich hatte den Frachtfahrer gewählt und mußte mich demgemäß mit seinen minderen Annehmlichkeiten abfinden. Meine Kammer lag auf dem Oberdeck an der Bordwand. Nur bei übertosender See wäre sie vielleicht schlecht zu erreichen gewesen, sonst gefiel sie mir im Gegenteil recht gut. Alle Decks waren in Eisen gebaut, was für Tropenfahrten nicht erbaulich sein mußte. Ich habe mich aber als einziger und höflichst behandelter Fremder an Bord auf der kurzen Reise, auf der ich gewöhnlich mit dem Kapitän und dem Obermaschinisten oder dem I. Offizier zusammen speiste, durchaus wohl gefühlt, und bin auch in diesem Falle der Hamburg-Amerika-Linie, deren unerschütterliche Liebenswürdigkeit meinen Zwecken seit Jahren in einer Weise entgegengekommen ist, die ich nicht hoch genug veranschlagen kann, äußerst dankbar gewesen. Schwerlich würde ich ohne sie die ebenso weitgehende Bereitwilligkeit anderer Hamburger Linien gefunden haben.

Früh am 15. Januar verließen wir bei schönem

Wetter und achterlichem Winde die Reede. An der ersten der flachumgebenen „Narrows" trafen wir das Wrack eines englischen Dampfers. Nachmittags steuerten wir bei Kap Dungeneß aus der Magellanstraße hinaus. Ich befand mich wieder im Atlantischen Ozean! Der „Luxor" der Kosmoslinie fuhr hinein; wir begrüßten uns mit der Dampfpfeife. — Die Eindrücke der nächsten Tage waren: angenehm steigende Temperatur, glasgrüne See, gelegentlich steifer Nordwest, der aber, wenn nicht gerade „Pampero", der südwestliche Gewittersturm der Pampa, dazu kommt, nichts Schlimmes bringen kann. Bis zum vierzigsten Breitengrade sind hier bei Südoststurm dagegen die allergewaltigsten Wellen gemessen worden. Nichtsdestoweniger wagen sich Schleppzüge mit Seeleichtern hinaus, deren einem wir begegneten.

Am 20. ging die grünliche Wasserfärbung ins Grautrübe über — wir befanden uns im Bereiche des La Plata. Am 21. vormittags lag Montevideo vor uns. Den La Plata aufwärts zeigte sich völliger Meereshorizont. Ein weißer nordamerikanischer Kreuzer, der wohl Furcht hegte, seine Leute zu beurlauben, ankerte in grauer Ferne.

Anfangs holte mich niemand von Bord, so daß ich schon zu fürchten begann, mit nach Europa zu müssen; aber abends erschien der Kosmosagent, ein deutschsprechender Uruguayer, der mich höchst gemütlich ohne jede Umstände durch die Zollwache in die Stadt brachte. — Was für sonderbare Existenzen übrigens an Bord kommen! So war einer der Kohlenzieher ein Komiker, der sich die Überfahrt verdiente. Er spielte Zither mit der Nase, besaß ein „Auszeichnungsband als Weltreisender" und gedachte später durch Afrika zu wandern. Auf einer anderen Reise hatte man einen vor Entkräftung zu-

sammengebrochenen Astronomen als Heizer mitgenommen, der sich als brillanter Rechner zeigte und eine Methode zur kurzen Berechnung der Hubresultate erfand; bei der Maschinenarbeit aber war er unfähig, und nur „zum Leuchten" zu verwenden.

Somit verabschiedete ich mich auf dieser Reise nun endgültig von der Hamburg-Amerika-Linie, deren Generaldirektor, Herrn Ballin, ich mich dauernd für ihren Erfolg mit verpflichtet fühle.



Mein Aufenthalt in Uruguay.

Montevideo, seine Lage und seine Straßen. — Der Dalmatiner Mihanovich. — Seebad Poscitos und Bellavista. — Revolutionen und ein Wahltag. — Inneres Land, Währung und Hafen. — Wo bleiben die deutschen Unternehmer? — Generalkonsul Perl und Herr Dorner. — Mit Empfehlung des Herrn Mahn nach Fray Bentos. — Gründung von Fray Bentos. — Gilbert und Justus v. Liebig. — Englisches Kapital! — Näheres über die Liebig-Compagnie. — Auf dem Uruguay. — Ich werde abgeholt. — Ankunft bei Herrn Dütting auf Laureles. — Direktor Meyer. — Eine alte Beziehung. — Durchwanderung der Fabrik. — Die Todeskandidaten und ihr Ende. — Arbeiterverhältnisse. — Die verschiedenen Betriebszweige. — Die Laboratorien. — Die letzte Kontrolle in Antwerpen. — Verschiffung. — Die Mihanovich-Kompagnie englisch-französisch! — Die Stadt Fray Bentos. — Bei der alten Fabrik. — Die weiße Eule. — Villa Laureles und Umgebung. — Fahrt in die Steppe. — Der Vogelreichtum. — Strauße und Wasserratten. — Estancia La Pileta. — Zuchttiere. — Der „Weg des Todes". — In Herrn Meyers Villa und Familie. — Neue Gäste. — Auf der „Paris" nach Buenos Aires zurück.

Obwohl die Hauptstadt Uruguays keine 50000 Einwohner weniger zählt als Santiago und bald die Zahl 220000 erreicht haben wird, und obwohl sie als Hafenstadt am mächtigen La Plata sozusagen Callao und Lima oder Valparaiso und Santiago in sich vereinigt und dazu,

nach Europa gekehrt, durch die Lage zum Atlantischen Ozean bevorzugt ist, wird sie an großstädtischen Zügen doch von Santiago übertroffen. Das liegt an dem weit kleineren Staate, an den ewigen Revolutionen und vor allem an der Nachbarschaft von Buenos Aires. Sonst ist sie, wie schon die Einwohnerzahl anzeigt, auch eine gewaltig ausgedehnte Stadt, europäischer noch als Valparaiso und von einer guten Instandhaltung, die bis in die fernsten Stadtteile reicht. In diesem Punkte schlägt sie sämtliche Städte Südamerikas, das große Buenos Aires nicht ausgenommen, ja wohl auch manche bedeutende Städte Nordamerikas. Der Fremde, der nur in den ziemlich langweiligen und wie fast überall etwas weniger sauber gehaltenen Hafenstraßen bleibt, gelangt nicht zu diesem Eindruck; wer aber Montevideo nach allen Richtungen durchstreift, wird, glaube ich, meinem Lobe beistimmen. Es ist wirklich schade, daß hier kein stabileres politisches Regiment aufkommen konnte.

Montevideo liegt peninsular an der gelbbraunen schrankenlosen Fläche der La Plata-Mündung, ein wenig mehr äußeräquatorial als Valparaiso-Santiago. Die Pflanzenwelt ist subtropisch und gewährt noch verschiedenen Palmenarten das Fortkommen im Freien. Des mangelnden Berghintergrundes halber hat man den Eindruck des Flachen, dennoch überklimmt die Stadt mit einem weitgedehnten, in „Blocks" karierten Straßennetz auf ihrer Halbinsel ein weites, ziemlich hohes Ufergelände und besitzt Straßen von nicht unerheblicher Steigung, von deren Höhe man nach beiden Seiten vielfach Ausblicke auf das Meer genießt. Der Cerro, der, etwas stromauf liegend, der Stadt den Namen gab, ist als Berg unansehnlich und wenig interessant, auf der Höhe seines Rückens be-

findet sich eine alte Befestigung. Der noch beim Molenbau in Ausführung begriffene Hafen, viele auf der Stromreede ankernde Schiffe und das gestreckte, von Türmen und Baumgrün unterbrochene, etwas amphitheatralische, hellschimmernde Stadtbild wirken hübsch und stattlich, wennschon es nicht an das von Valparaiso heranreicht. Uruguay ist nach radikaler Abholzung seiner Urwälder überwiegend ein fruchtbares, offenes Hügelland mit nicht zu dicker Humusschicht. Fruchtbar ist auch Montevideos Umgebung; unter dem Baumbestand scheint der eingeführte Eukalyptus noch mehr als an der Westküste den ursprünglichen Charakter der Landschaft umzuprägen. Elektrische Beleuchtung, elektrischer Wagenbetrieb fehlen in Montevideo nicht; es gibt hübsche Ladenstraßen, viele sehr anziehende Villenstraßen und verschiedene öffentliche Plätze, die aber meist lange nicht so reich bepflanzt sind wie anderswo, sondern in ihrer Rasenlosigkeit als kiesbestreute Promenaden ziemlich nüchtern wirken. Dies gilt auch von der besonders großen Plaza Indepencia, auf der sich die Statue von Jaquin Juarez erhebt. Einige hübsche alte Bauten haben sich unter den modernen Häusern erhalten. Die Hotels liegen nicht frei, sollen aber zum Teil nicht schlecht sein, ohne etwas Besonderes vorzustellen. Obwohl man ein paar deutsche Wirtsstuben findet, sind die Deutschen nicht zahlreich vorhanden. Italiener und nächstdem Spanier gibt es, ebenso wie in Santiago, viel mehr. Von den 32 Prozent Fremden machen die Italiener 14 Prozent, die Engländer und Deutschen zusammen nur ¾ Prozent aus. Einige deutsche Firmen sind sehr bedeutend; auch unter der katholischen Geistlichkeit ist das deutsche Element, und zwar als Lehrelement wie es scheint, tüchtig vertreten.

Reger Verkehr auf großen, gut gehaltenen Dampfern der Kompagnie des Dalmatiners Mihanovich, der seine Laufbahn zum Millionär als einfacher Leichtmatrose begann, wird mit Buenos Aires und anderen stromauf gelegenen Plätzen des La Plata, Rio Parana, Rio Paraguay und Uruguay unterhalten. Die gesundheitlichen Verhältnisse Montevideos dürfen im Vergleich zu den bisher genannten Städten als sehr befriedigende bezeichnet werden, zum Teil sicher mit eine Frucht der größeren Ordnung und Sauberkeit. Montevideo bietet das besuchte Seebad Poscitos, das den Vorzug der Nähe der großen Stadt genießt und viele moderne Villen besitzt. An heißen Sommerabenden ist die feine Welt Montevideos dort stets zu finden, im Verein mit argentinischen Badegästen aus Buenos Aires, die im Rufe besonderer Wohlhabenheit stehen. Des Besuches wert ist ferner der Prado Park im Villenviertel Bellavista, das ein von einem deutschen Orden bewohntes Kloster nebst Kirche umschließt. Der Park hat prachtvolle Hängeweiden und Eukalyptus-Alleen.

Eigenart der Volkstypen in den Straßen macht sich in Montevideo kaum bemerkbar. Gelegentlich zeigen sich Frauen in Mantas. Das Militär sieht leidlich aus, ganz französisch. Auch die Cafés an den öffentlichen Plätzen, die in den westlichen Städten dem Fremden fehlen, erinnern hier an Frankreich und Italien. Man ist am Atlantic eben schon europäisch. An dem Tage, an dem ich landete, fand gerade keine Revolution statt — fast fühle ich mich versucht, diesen spöttischen Ton anzuschlagen, wenn Montevideo mir nicht so sehr imponiert haben würde. Ein Land mit einer so manierlichen, bedeutenden und offenbar verständig verwalteten Haupt-

stadt verdient keinen Spott! Freilich die vertrackten revolutionären Neigungen sind kaum zu leugnen; wenn man aber dem Urteil erfahrener Leute trauen darf, so hat Uruguay die Treibereien jener Geister satt, und auf absehbare Zeit würde, ungeachtet der stets wieder sich rührenden, nicht genügend an die politische Krippe gelangten Elemente, sowie der drohenden Streikgelüste, die öffentliche Ordnung nicht mehr dauernd gestört werden. Die Hand der Regierung greift scharf durch! War also an jenem Tage keine Revolution, so hatte ich tags darauf Gelegenheit, einem anderen Akte beizuwohnen, der ebensowenig stürmisch und doch höchst charakteristisch verlief: dem der Deputiertenwahlen. Sie verschafften zurzeit der Regierungspartei ein entschiedenes Übergewicht über die Intransigenten. Das Charakteristische lag in der ungeheuer schwachen Beteiligung der Wähler und der militärischen Besetzung aller Wahllokale, Plätze und Verkehrsecken der Hauptstadt. An jeder Straßenkreuzung, sogar vor der Kathedrale, standen Posten mit geladenem Gewehr, Kavallerie-Patrouillen durchritten die Straßen. An einer anscheinend harmlosen Kreuzung sah ich nicht weniger als zwei Kavallerie- und einen Infanterieposten aufgestellt. Wenn man die absolute Stille — fast Leere — in den sonntäglichen Gassen beobachtete, erschien diese Machtentfaltung dem fremden Auge überflüssig. Ich habe eine ganze Reihe von Wahllokalen, die besonders in den Schulen der verschiedenen Distrikte eingerichtet waren, beobachtet und außer den gelangweilt dreinschauenden Herren Kommissaren und Vertrauensmännern hinter den Wahltischen nur ganz ausnahmsweise zu verschiedenen Tageszeiten einige vereinzelte Wähler bemerkt. Auf der Oberfläche erschien demnach alles politische Leben in Monte-

video erloschen zu sein. Ich wurde gewarnt, abends auf die Plazas zu gehen, da Schießereien vorkommen könnten. Nichts dergleichen! Damen und Kinder — vielleicht in geringerer Zahl als sonst — machten ihre abendlichen Promenaden und Spiele; möglicherweise waren die Gruppen der an Ecken und vor den Cafés stehenden, meist ruhig diskutierenden Männer und ein paar gelegentlich brüllende Straßenjungen etwas Ungewöhnlicheres. Kurzum, eine solche Flauheit habe ich an einem bedeutungsvollen politischen Tage noch nirgendwo gesehen. Selbst in der Dunkelheit kam es zu keinen Exzessen, und da waren die bewaffneten Soldaten längst durch die normale Zahl nur mit ihrem gewöhnlichen Seitengewehr umgürteter Polizisten abgelöst worden.

Der Boden Uruguays würde auch dem Ackerbau reiche Erträge liefern, wenn nicht schon durch Rinder- und Schafzucht auf bequemere Weise viel Geld zu verdienen wäre. Durch Einwanderung tätiger Elemente könnte sich das nur durch die Revolutionen geschädigte, sonst aber wohlhabende Land unter stabiler Regierung zu einem sehr reichen entwickeln. Von Industrie ist, abgesehen von der mit der Viehwirtschaft verbundenen Fleischindustrie, nicht viel die Rede. Der Handel schien zurzeit wieder zu gedeihen und sich wohl zu fühlen. Deutsche Firmen sind in bedeutendem Maße an ihm beteiligt. Die Überflügelung durch Buenos Aires, die ein verständig verwaltetes Uruguay, das früher von Montevideo aus den La Plata-Handel beherrschte, hätte verhindern können, ist eine nie wieder rückgängig zu machende Tatsache; Montevideo muß sich für alle Zeit mit dem zweiten Platze begnügen! Sein Hinterland läßt sich mit dem argentinischen Riesengebiet ja auch nicht in Vergleich stellen. Aber

während in Argentinien die Papiergeldwirtschaft noch an der Tagesordnung war, führte Uruguay, auf der Goldwährung fußend, gute Münze. Das englische Pfund Sterling wertete hier 4,70 Pesos Silber, in Argentinien 11,45 Papier. Die öffentliche Schuld von Montevideo ist nicht hoch, die Staatsschuld nicht niedrig, doch bei dem Reichtum des Landes nicht beunruhigend.

Die Schiffe mußten vor Montevideo zurzeit noch auf einer gegen Süden und Südosten offenen Reede liegen. Der nach einem deutschen Projekt ausgearbeitete, dann aber französischen Ingenieuren überantwortete, im Bau begriffene großartige Hafen schien auch nicht wesentlich schneller fortzuschreiten, als der argentinische Konkurrenzbau in La Plata. Für deutschen Unternehmungsgeist, der sich nicht wieder durch kleine Bedenken zurückschrecken ließe, wäre namentlich in technischen Aufgaben in Uruguay ein weites Feld. Die elektrischen Anlagen z. B. waren erst im Beginne, noch ward die weit ausgedehnte, hügelige Großstadt hauptsächlich von Pferdebahnen durchmessen.

Die Regierung steht dem Deutschtum wie dem Deutschen Reiche sympathisch gegenüber; deutsche, geeignete Unternehmer dürften sicher auf Unterstützung zu rechnen haben. Die Gesellschaft neigt wie überall Pariser Idealen zu. — Sollte sich aber auch hier der deutsche Unternehmungsgeist wieder vom englischen und zumal nordamerikanischen ausstechen lassen? Ich fürchte, man wird jeden Optimismus begraben müssen. Das ganze La Plata-Gebiet, so eng, so lange durch noch immer wachsende Handelsbeziehungen mit uns verknüpft, erst am Anfange einer gigantischen Entwicklung stehend, soll es trotzdem wirklich für uns seine Früchte nur im minderen Maße reifen lassen? Und Uruguay stellt einen wichtigen Teil

dieses Gebietes vor! Uruguay wird in nicht zu ferner Zukunft aufhören, ein für die Weltwirtschaft minderwertiges Land zu sein, in dem der Revolutionär die besten Geschäfte macht.

Im einfachen Annex des Globo-Hotels fand ich mich recht mäßig untergebracht, da alle Hotels überfüllt zu sein schienen. Ich aß aber in dem Restaurant Globo ganz gut. Einmal wurde es von nordamerikanischen Marinemannschaften überschwemmt. Man wundert sich bei ihnen immer über die verwischte Vorgesetztengrenze zwischen Deckoffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften.

Zwei sehr angenehme Bekanntschaften machte ich in Montevideo; zuerst die des deutschen Generalkonsuls Perl. Mit Genugtnung verzeichnet man es, wenn man in unserer Beamtenschaft draußen so menschlich anteilnehmende Leute trifft, wie Herrn Perl. Leider konnte ich bei meiner kurzen Anwesenheit von seiner Freundlichkeit wenig Gebrauch machen. Er wurde bald darauf als Generalkonsul nach Valparaiso versetzt. Ferner war ich an einen jungen Herrn Dorner in der Firma Gustav Müller empfohlen, der auch nicht nur in beiläufigem Kontorstil fragte: „Was kann ich für Sie tun?", sondern wirklich ohne weiteres tat, was er konnte. Bei meiner Abreise mit einem Mihanovich-Dampfer nach Buenos Aires besorgte er alles für mich und zwang u. a. dieselben Gepäckträger, die mich bei der Ankunft begaunert hatten, mein Gepäck dafür gratis auf den Dampfer zu schaffen.

Ehe ich nun in meiner Weiterreise nach Argentinien fortfahre, will ich einen später von Buenos Aires aus gemachten Besuch der interessanten Liebigfabriken in Fray Bentos schildern, damit das Kapitel „Uruguay" nicht

auseinander gerissen wird. Zur Besichtigung einer inneren Uruguayer Musterfarm, wie z. B. die des Herrn Tiedemann, kam ich leider nicht mehr.

* * *

Veranlaßt durch die Gefälligkeit des Herrn v. Sanden in Buenos Aires hatte der Leiter der dort beheimateten „Liebig Company", Herr Mahn, mich nach Fray Bentos empfohlen und telegraphisch angemeldet. Von d'Arsena del Sud fuhr ich, abermals in einem großen hübschen Dampfer der Navigacion à Vapor von Mihanovich, dem „Triton", an einem Februartage früh ab und nach Fray Bentos über den La Plata zurück.

Fray Bentos liegt dann noch ein ganzes Stück den Rio Uruguay hinauf, und zwar an dessen linkem Ufer. Dort entwickelte sich eine Industrie und von dort aus verbreitete sich eine Viehzucht, wie wahrlich niemand es sich hat träumen lassen, als noch die Länder um den Uruguay mit dichtem Walde oder Gestrüpp bedeckt waren. Nicht unter gleichen, aber doch verwandten Bedingungen vermag auch in unserer Kolonie Südwestafrika einst Großes geleistet zu werden.

In den Jahren 1858 und 1859 hatten zwei Engländer an diesem Platze einen „Saladero" eröffnet, einen Platz zum Schlachten und Einsalzen von Vieh — die heutigen Züchtereien bestanden also schon in geringerem Umfange — und gründeten daneben das Städtchen, das sie Fray Bentos tauften. Fray heißt Mönch; der Name bedeutet also: Mönch Bentos. Allein als wahrer Vater des heutigen Weltunternehmens ist der Hamburger Kaufmann und technische Industrielle Gilbert anzusehen, der Justus v. Liebigs Fleischextrakt-Bereitung kannte und

vielleicht schon zu dem Zwecke, dieser ein günstiges Feld zu verschaffen, 1863 hinaus gekommen war. Er begann die Herstellung des Extractum carnis im großen, und Liebig, unter dessen Leitung sie bisher nur von der Hofapotheke in München angefertigt und teuer verkauft worden war, erklärte das Produkt für vorzüglich. Im Jahre 1865 entstand aus diesen Anfängen mit englischem Kapital (!) und daher dem Hauptsitz London, die Liebigs' Extract of Meat Company, Limited. Wie mir gesagt wurde, wäre das Betriebskapital an Gold auch heute noch nicht in Deutschland flüssig zu machen! Der große Chemiker erhielt in seiner Gründereigenschaft und wegen seiner wissenschaftlichen Kapazität des Amt als „Erster Direktor der wissenschaftlichen Abteilung". Er gab seinen Namen unter der Bedingung her, daß alle auf den Markt gebrachten Extrakte von ihm oder seinen Nachfolgern untersucht und für tadellos befunden werden müßten. Das gilt bis zu diesem Tage. Nachfolger in seinem Amte waren 1873 Hermann v. Liebig und Max v. Pettenkofer; zurzeit übten es aus: Sir Henry Roscoe, Professor Carl v. Voit, Professor Max Rubner und einige jüngere Autoritäten. Die erste Gesellschaftsgründung erfolgte mit ca. ½ Million Pfd. Sterl.; 1900 wurde das Kapital auf 1 Million vergrößert. 1903 gab man 5 £ Shares aus, die bald 25 £ werteten. Es ward inzwischen eine zweite große Fabrik oberhalb am Uruguay auf argentinischem Gebiete in Colon errichtet. Übrigens entstanden Konkurrenzunternehmen; so das von Buschenthal & Co. in Montevideo, eines in Santa Elena in Argentinien (Kemmerich) usw.

Die Liebig Company besaß zurzeit in beiden Republiken und in Paraguay ungefähr 284000 Hektar Grasland, davon ein gutes Viertel in Pacht, das meiste als

Eigentum. Auf diesen Ländern weideten ihr gehörende 160 000 Stück Rindvieh, 60 000 Schafe und 10 000 Pferde (diese zum Reiten und Ziehen, keine Schlachttiere). Die Rindviehzucht wird durch in jedem Jahr aus England eingeführte Bullen auf der Höhe gehalten. Seit Bestehen der Fabrik hatten 5 100 000 Rinder ihr Leben lassen müssen. Etwa 1500 Leute teilten sich in die Arbeit, auf die ich noch zurückkomme. Sie ist höchst vielseitig, denn verloren geht nichts! Selbstverständlich bedeutet das einen großen Schiffsverkehr und gewaltigen Geldumsatz. Etwa 28 größere Ozeandampfer (darunter auch Lübecker Horndampfer), außerdem viele Segelschiffe löschen und laden an der Fabrikwerft im Jahre, und die eigene Schlepper- und Leichterflotte vermittelt zudem die Transporte nach Buenos Aires und Montevideo. Einer der Dampfer hatte unlängst fast ½ Million Pfd. Sterl. in Gold zur Bestreitung der laufenden Bedürfnisse gebracht. —

Die Einfahrt in den Uruguay erweckte mir etwa den Eindruck der Elbe bei Glückstadt. Zu seiten zogen sich niedrige grüne Ufer hin, dann und wann Pappeln und andere Bäume; alles zeigte sich manierlich und kultiviert. Auf dem gelbfließenden Wasser trieben häufig Krautinselchen. Der Fluß verengte sich. Am Spätnachmittage befanden wir uns bei Nueva Palmira, einem recht netten Städtchen in Uruguay, wo wir Mehl nahmen, Stückgüter abgaben und Passagiere austauschten. Ein Postboot war sehr ordentlich europäisch bemannt.

In großer Gesellschaft gab es eine gute comida, (Abendessen) einschließlich Wein im Fahrpreis. Ein wundervoller Sternhimmel spannte sich über uns; dann und wann blinzelte man behaglich von der Galerie des rauschenden Flußdampfers auf Lichter von Schiffen, die

wir passierten oder überholten; vergeblich versuchte ich aber, in meiner heißen Kammer zu schlafen. Um Mitternacht stoppten wir vor Fray Bentos. Der „Triton“ ging dann noch Tagereisen weiter stromauf.

Ein deutscher Beamter, der gleichzeitig seine Familie in Empfang nahm, war mit einem Dampfer auf den Strom geschickt, um mich abzuholen. Am Hafenpier ragten die Masten großer Schiffe. Ein elegantes Fuhrwerk, mit deutschem Kutscher, stand für mich bereit. Die Pferde griffen scharf aus. Durch ein großes Fabrikgrundstück, dessen Torwächter höflichst grüßte, rollten wir eilig etwa 20 Minuten in das dunkle Hügelland auf ausgezeichneter Straße hin, und hielten vor dem Tor einer vornehmen Villa, die inmitten eines großen Gartens lag. Herr Dütting, der Direktor, der früh aufstehen mußte, konnte mich nicht mehr empfangen, allein bis auf das kleinste (sogar eisgekühltes Mineralwasser fehlte nicht) war alles vorbereitet, und der famose Kutscher, ein schon in Uruguay geborener, mit einer Einheimischen verheirateter Deutscher, sorgte für meine Unterkunft aufs beste. Um das elektrische Licht des behaglichen Schlafzimmers schwirrte es von Grashüpfern und anderen Insekten, lauter harmlosen Tierchen, keinen Stechbestien. Fast märchenhaft zuckten, nachdem ich das Licht gelöscht, die Glühwürmchen über mich fort. Das Frühstück im Gartensaal am nächsten Morgen, das ich ziemlich spät allein einnahm, entsprach den Gepflogenheiten eines reichen Haushaltes. Zwei angenehme deutsche Weiblichkeiten, eine Haushälterin und ein Hausmädchen, bedienten. Nachdem ich den Billardsaal und die übrigen Räume des einst von einem Engländer als Privatbesitz erbauten Hauses flüchtig durchwandert, holte mich der Wagen zur Fabrik ab. Im Kontor begrüßten

mich nun mein liebenswürdiger Wirt, Herr Dütting aus Osnabrück (den ich schon, ohne es zu wissen, bei Herrn Holstein in Santiago getroffen), und der kaufmännische, verheiratete Direktor, Herr Meyer, ein gleichfalls außerordentlich angenehmer Herr. Es freute mich, so eine völlig deutsche Leitung vorzufinden, und später fand ich, daß eigentlich alles, mit wenig Ausnahmen, hier deutsch sei und, soweit es englisch war, in bester Harmonie mit jener zu stehen schien. Ein angenehmer Zufall erhöhte mir die Freude, Herrn Meyer kennen zu lernen. Seine Mutter war eine geborene Hasselmann, bei deren Eltern, in dem traulichen Pastorate Dänischenhagen bei Kiel, ich als Knabe zuweilen zum Besuche geweilt hatte. Die alte Dame, mit der ich noch eine Menge gemeinsamer Bekannte besaß, lebte jetzt hier bei ihren Kindern.

Zunächst bekam ein junger englischer Ingenieur deutscher Abkunft, ein Verwandter des größten Aktionärs, Herr Martin, den Auftrag, mich überall umherzuführen. Es dauerte ein wenig, bis man sich zwischen diesen Vieh-Corrals, Höfen, Gebäuden, Maschinenhäusern, Schlachthäusern, Kochkesseln, Zentrifugen, den Kohlen-, Knochen-, Hörnerhaufen usw. zurechtgefunden hatte. Alle Teile werden getrennt verarbeitet. Überall erregt ein mißliebiger Geruch, sonderlich bei der Guanobereitung, die noch nicht daran gewöhnten Nerven. Vielfach ist der Stein- oder Holzboden vom Blute schlüpferig. Dabei herrscht aber die größte Ordnung und Reinlichkeit; es sind eben nur Nachteile, die das Geschäft unvermeidlich mit sich bringt, vorhanden. Die Arbeiter, Männer, Frauen und Jungen scheinen leicht zerstreut und amüsiert zu sein; die besten von ihnen sind Basken und

Oberitaliener sowie deren Nachkommen. Am interessantesten, aber auch am grausigsten ist die eigentliche Schlachterei. In den Corral, den umzäunten Viehhof, werden die armen Todeskandidaten durch Reiter getrieben. Dieser verläuft in einen gepflasterten Hohlweg, der an einem Fallgatter endigt. Die kräftigen Rinder drängen sich im Corral durcheinander, legen die Köpfe auf den Rücken des Nachbarn, oder prallen mit den breiten Hörnern zusammen. Die meisten sind ruhig, denn gelassot zu werden, ist ihnen nichts Neues; sie blicken stumpfsinnig auf, wenn der Lasso fliegt, den Männer von oben um die nächsten Hörner werfen. In anderen großen Augen aber scheint eine furchtbare Angst zum Bewußtsein zu kommen. Die Häupter drängen zurück, die Leiber fahren entsetzt zur Seite. Mir tat es immer innig leid, wenn die Schlinge saß. Der Gefaßte war unrettbar verloren. Und das scheint er denn auch zu begreifen, denn er stemmt die Vorderbeine ein. Der Strick, der um eine Rolle an einem Querbalken über dem Gatter liegt, zieht ihn sicher heran, mag er auch in dem durch die Angstexkremente glatten, schräg nach unten führenden Gang wie auf einer Eisbahn schleifen. Unter dem offenen Gatter hält ein auf Schienen in die eigentliche Schlachthalle abwärts laufender niedriger Karren. Der Strick holt den Kopf nach oben, wo der Schlächter mit einem kurzen, breiten, zweischneidigen Messer in der Rechten, bereit steht. In demselben Augenblick fährt dieses auch schon hinab, verschwindet bis ans Heft hinter den Hörnern bei der Wirbelsäule und dreht sich um. Wie vom Blitze getroffen, bricht der schwere Körper lautlos auf dem Karren zusammen. Er zuckt noch ein wenig, die Beine strecken sich. Manchmal, aber nur selten, ist ein zweiter Stich nötig. Einmal wurden

zwei Tiere auf einmal gelassot; da war das Abstechen des zweiten, am Kopf des getöteten Kameraden hängenden Tieres schon etwas schwierig. Zuweilen rutscht eines vor dem Stich aus Versehen durchs Gatter in die Halle. Das gibt einen Hauptsport für alle zum Einfangen herbeistürzenden Jungen.

Die Ruhe und Sicherheit des Vorganges schwächt seine Grausamkeit ein wenig ab. Meine Sentimentalität war dem längeren Zuschauen indessen noch nicht gewachsen. Sicherlich kann sonst der unvermeidliche Zweck nicht rascher erreicht werden.

Kaum ist der braune Körper auf der Ebene der weiten Halle angelangt, wo es zu beiden Seiten von Schlächtern an Schlachttischen wimmelt, vor denen Wasser in Steinrinnen fließt, so ist er auch schon im Handumdrehen weiß. Ich hatte zuweilen den Eindruck, als ob er auch dann noch lebte; diese Zuckungen sind wohl Nervenreflexe, die man sogar an Haufen innerer Teile am Boden oft bemerken kann. Ein Moment später, und von dem Koloß ist überhaupt nichts Zusammenhängendes mehr zu erblicken, sämtliche Teile sind fortgewandert, der eine hierhin, der andere dorthin.

Eben hat das eine Tier den Stoß erhalten, steht der Nachfolger auch schon vor seinem Schicksal; müssen doch manchmal so 1000—1500 Kühe und Ochsen — das Kuhfleisch ist übrigens erst recht gut — an einem Tage daran glauben.

Die eigentlichen Mörder der Rinder sind die bestbezahlten Leute, und durchweg gute und brave Kerle, trotz ihres blutigen Berufes. Ihre Arbeit währt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; da aber 2 Stunden

Mittag und etwa 1½ Stunden sonst noch abgehen, sind sie durchschnittlich etwa 10½ Stunden beschäftigt. Auch Sonntags wird gearbeitet. Sozialistische Umtriebe haben bisher keinen Boden gefaßt; noch lautet der Wahlspruch „Union y trabajo“, „Einigkeit (d. h. auch mit ihren Brotherren) und Arbeit“. Die Arbeiter wohnen mit ihren Familien meist recht nett in dem freundlichen Dorfe außerhalb der Fabrikummauerung. Ihr Essen lassen sie sich in der Regel bringen. — Sie haben übrigens ihren ordentlichen Speiseraum, Hospital, Arzt, Schule mit tüchtigen Lehrern für ihre Kinder, einen Tanzplatz und eine aus den Arbeitern selbst bestehende, von einem Fachmann dirigierte Musikkapelle. Sie müssen ferner zu einer Sparbank beitragen, die für Unfall- und Altersversorgung begründet ist. Nicht wenige arbeiten schon seit ihrer Kinderzeit in der Fabrik und besitzen die für 25jährige Dienstzeit gestiftete Medaille.

Die Vielseitigkeit des Betriebes ist wirklich erstaunlich. Man bedenke nur die maschinellen und elektrischen Anlagen, dann die Fabrik der Konservenbüchsen und der Holzgefäße! Die sehr verschiedenen Produkte erfordern eben auch verschiedenartige Packungen. Es ist mit Hörnern, Haaren, Klauen, Zähnen, Schwänzen, Talg, Sehnen, Knochen, Häuten, den verschiedenen Fleischteilen für Zungenpräserve, Corned beef, gekochtes Beef, Oxtailsuppe, Extrakt usw. zu rechnen, die alle Spezialitäten darstellen. Selbst das abrinnende Blut geht nicht verloren. Das Komplizierteste bleibt natürlich, neben dem Einkochen und Einmachen der Zungen, die Herstellung der Hauptsache, des Fleischextraktes, zu dem nur das allerbeste Fleisch genommen wird. Es kocht da mindestens auf einmal, sonst lohnt es die Feuerung nicht, ein puchero — eine Brühe

aus 500 Rindern! Wo fände man eine zweite derartige Küche? Kochkessel, Vakuums, Zentrifugen, Dampfschlangen, Eiskühler, Transportbahnen, und der Himmel weiß, was noch, sind da in Fülle nötig. Fett- und Eiweißteile müssen beim Extrakt beseitigt, alle löslichen Stoffe gewonnen werden. Ein Teelöffel Extrakt entspricht ja ungefähr einem Pfunde reinen Muskelfleisches. Der hohe Wert des Extrakts wird mehr in seiner anregenden, als in seiner eigentlichen, weil eiweißfreien, Nährwirkung gefunden. Bei der Büchsenfüllung sind erfahrene Chicago-Leute tätig, die ein Heer neugieriger, übermütiger und auch ein wenig koketter Arbeiterinnen beaufsichtigen.

Nun kommt die Verarbeitung sämtlichen Abfalls, besonders die Guanofabrikation, hinzu. Man vergegenwärtige sich einmal den nur lokal nötig werdenden wissenschaftlichen Apparat: die Laboratorien für das lebende Vieh, das Fleisch und alle diese Nebenprodukte. In dem ausgezeichnet ausgestatteten chemischen Laboratorium sind ständig akademisch gebildete Herren tätig; daneben besteht ein Veterinär-Laboratorium unter Leitung eines Tierarztes und eines Bakteriologen. Die letzte Kontrolle wird von den genannten europäischen Autoritäten ausgeübt. Der Extrakt kommt nämlich zumeist nicht direkt von Fray Bentos aus in den Handel, sondern wandert erst in vorläufiger Verpackung nach Antwerpen, wo er, nach definitiver Untersuchung, in die bekannten kleinen Kruken verpackt wird und nun erst in alle Welt geht. Diese Umpackung in Antwerpen hängt hauptsächlich auch mit der Zollfrage zusammen. Sehr viel Extrakt geht von dort nach Hamburg. — Bei den transportierenden Dampfern war die norwegische und holländische Flagge vertreten, die deutsche ungenügend. Die Horn-Dampfer

erwähnte ich schon. Sie sind nicht zu groß und pflegen noch Getreide von Paraná zu holen. Die Schiffe nehmen natürlich auch viel Guano, Schmalz, Knochen usw. mit, und bringen Salz und Kohle. Von den italienischen Seglern war einer nach Petersburg bestimmt. Zum Landungsplatz führt eine Bahn hinunter. — Bisher hat sich die deutsche Schiffahrt auf diesem gigantischen Stromsystem von fast unermeßlicher Zukunft von der Mihanovich-Kompagnie den Rang ablaufen lassen, und nun neuerdings einen Schlag erlitten, der wohl schwer wieder auszugleichen sein wird. Seit Anfang 1907 ist nämlich jene Kompagnie in englische und mit ihnen verbündete französische Hände übergegangen, die damit das Monopol der Schiffahrt im wichtigsten Flußgebiete Südamerikas (wie schon auf dem Amazonenstrom) an sich gerissen haben. Das gesamte Kapital, für welches die Flotte der Gesellschaft Mihanovich erworben wurde, betrug 3 800 000 £. Das Direktorium der neuen Gesellschaft besteht aus 6 Mitgliedern der „Royal Mail", aus 4 der „Chargeurs Reunis" und aus 4 der „Messageries Maritimes". —

In einem sehr hübschen, schattigen Garten, auf der sogenannten Barranca, der hohen lehmigen Steilklippe des Ufers, liegt die stattliche Messe der Beamten. Von hier aus genießt man, unter Weiden- und Zypressenzweigen, einen prächtigen Blick, der zunächst die „Mulle" mit den Schiffen unterhalb streift, über die weite Flußbucht, vor deren jenseitiger Uferbank das freundliche Städtchen liegt. Ein Kirchturm strebt schlank daraus empor, ansehnlich hebt sich das Kasino der Società Italiana ab. Die Stadt gefiel mir auch bei näherer Besichtigung später ganz gut. An dem erwähnten Kasino sah man, was Einigkeit ausmacht. Hier sind es die

Italiener gewesen, die sich einen so schönen Zentralpunkt ihrer sozialen und sonstigen Interessen schufen.

Nachmittags machte ich mit Herrn Dütting und Herrn Martin eine Dampferfahrt stromauf zu der Ruine der ersten englischen Fabrik. Sie liegt auch oben auf einer Barranca (hier sagt man nicht Barranco), am Abhang der welligen Buschsteppe, die häufige Ufereinkerbungen zeigt. Die Umgebung der nackten Fabrikmauer, mit dem noch im gelblichen Grase modernden Material, erinnerte mich ein wenig an die Eindrücke am Panamá-Kanal. Der Busch besteht vielfach aus dornigen Akazien, zwischen denen sehr viele hohe, gelbblühende Disteln stehen; er scheint einer äußerst zahlreichen Vogelwelt Nahrung zu gewähren. Auf einem Balken im Innern der Mauern sahen wir eine ganz prachtvolle, sehr große, weiße Eule sitzen. Ich gönnte es ihr, daß ich keine Flinte mitgenommen hatte; hätte man sie erlangt, sie wäre eine Zierde jeden Museums, oder noch besser, lebend, eines zoologischen Gartens gewesen.

Am Abend saßen wir in dem reizenden, blumenreichen Garten unserer Villa Laureles, der „Lorbeer-Villa", unter einem wunderbar schönen Nachthimmel. Ein wenig beeinträchtigend wirkten die Düfte aus einer Ziegelei und der entfernten Fabrik. Das ist aber in Laureles nur ausnahmsweise, bei einer bestimmten Windrichtung der Fall. Die Umgebung der Villa gestattete manchen unterhaltenden Spaziergang, so nach der Stadt zu, wo aus einer wunderschönen Eukalyptus-Allee, über ein Bachtal fort, die hochgelegene Kirche ein malerisches Bild darbot. Ein glutheißer Tag folgte. Der junge Martin holte mich in

einem Dogcart zu einem Ausflug in das „Camp" (die Steppe) ab, zum Besuche der Estancia* (Farm) La Pileta. Diese sowie die Estancia Laureles liegen der Fabrik an und ernähren etwa 10000 Rinder. Wir lösten uns im Kutschieren ab. Es war famos! Flott ging es durch die Steppe, meist auf Graswegen, zuweilen auch in Jagdlust mitten über und durch die heckenartig buschigen Hügel. Teilweise belebte frisches Grün den gelblichen Ton, zuweilen weißblühendes Gebüsch. Wir sahen Unmengen von Vögeln, namentlich Tauben und prachtvoll blauschillernde Elstern mit rotbraunem Schwanz, Pirincho genannt, und den Ornero, den Backofenvogel, so geheißen, weil die Form seines Nestes an einen Backofen erinnert, und viele Strauße. Es sind dies die grauen amerikanischen Strauße (Rhea americana), vielleicht auch die noch kleinere braune Art Rhea Darwinii. Sie dürfen nicht geschossen werden, da sie ihren Nutzen haben; nur zeitweilig, wenn sie als Grasfresser zu sehr überhand nehmen, macht man Jagd auf sie. Die Nachfrage nach ihrem Federschmuck soll eine Zucht wie beim afrikanischen Strauße, nicht genügend lohnen. Mir erscheint das etwas verwunderlich, da ich z. B. in der Villa eine große, schöne und durchaus nicht billige, weiche Decke aus diesen Federn auf dem Flügel liegen sah. Als Naturbild waren mir diese wild lebenden, großen Laufvögel, wenn sie vor uns in die Büsche flüchteten, äußerst interessant. An einem Wasserlauf bemerkten wir biberartige große Wasserratten. Wir bekamen keine. Mein junger Gefährte, der Rifle und Revolver mitführte, schoß beständig; erfreulicherweise meist vorbei. Er tötete aber doch ein paar arme Vögelchen, bis ich ihn endlich dazu bewogen hatte, die Knallerei bleiben zu

lassen. Das schien seine Schwäche zu sein, sonst war er ein jolly good fellow.

Um Mittag trabten wir auf eine von Eukalypten und Koniferen gekrönte Höhe zu. Innerhalb der Bäume lag auf dem Weideplan, mit langgestreckten, niederen Gebäuden, die Estancia. Ein hübscher Garten, mit schattigen Weingängen, Palmen, blühenden Hibiscussträuchern und sonstigen Blumen, gehörte zu ihr. Ein Ziehbrunnen stand davor. Überall hörte man Taubengurren und vernahm die Stimmchen von Singvögeln. Die ganze Anlage erinnerte an einen holsteinischen Gutshof, nur mit anspruchsloseren, niederen Gebäuden. Der Mayordomo, ein älterer irländischer Junggeselle, war nicht daheim. Wir erhielten aber doch eine gute Mahlzeit im niederen, kühl verdunkelten Zimmer. Draußen wehte ein etwas erfrischender Zug, sonst wäre es fürchterlich gewesen, da wir 34° C im Schatten hatten. Ein Neger bediente bei Tische. Der freundliche einheimische Verwalter wies uns „Schlafesel" zur willkommenen Siesta an. Danach wanderten wir über die nächsten, mit Stacheldraht eingehegten Potreros. Die Ausschau über die weite Umgebung zeigte auf buschlosen Weiten laubige Inseln, ähnlich wie bei unseren flachen Marschlandschaften; das waren die in Eukalyptushainen liegenden Estancias. Ich sah bei den Schafherden prachtvolle Rambouillet-Böcke, darunter ein Geschenk König Eduards. Einer der berittenen Peóns, ein malerischer Basco negro — schwarzer Baske — ließ sich von mir photographieren. Weiter besichtigten wir Musterexemplare von Zuchtstieren, zumal einen gewaltigen älteren Herrn und einen ganz ungebärdigen, doch noch nicht ausgewachsenen jungen. Seine unmittelbare Nähe erweckte in mir ein

dringendes Verlangen, über die Umzäunung mit meiner Camera auszureißen, um so mehr, da er bei seinen Sprüngen den ihn haltenden Peón selber attackierte, den starken, großen Kerl wie nichts umwarf und am Stricke schleifte. Ehe ich meine Absicht unauffällig ausführte, „schoß" ich beide aber noch in einem Momente gegenseitiger Mißtrauensbeobachtung. Nebenbei bemerkt, kann ich den von mir benutzten deutschen Voigtländer-Apparat anderen Reisenden nur empfehlen.

Ein breitgetretener Weg durch die Steppe nach der Fabrik heißt „der Weg des Todes". Hunderttausende von armen Hornochsen sind auf ihm der Konservenbüchse vertrauensvoll entgegengewandert. Den Mayordomo trafen wir später noch auf einer anderen Estancia, wo auch alles vor Hitze unter den graugrünen, aromatisch riechenden Eukalypten schnaufte und sich den rinnenden Schweiß wischte.

Abends speisten wir mit Direktor Meyer und seinem Bruder, einem Ingenieur, bei uns. Es gab Sekt, Austernpasteten und allerlei Schönes. Beim Whiskey-Soda genossen wir dann bis spät die Nachtkühle, ohne Duftbeigabe. — Es läßt sich schon in Uruguay leben — wenn man Geld hat!

Gern folgte ich der gütigen Einladung, noch ein paar Tage in Fray Bentos zu verbringen.

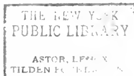
Tags darauf nahm ich wieder Fabrikeinrichtungen in Augenschein und besuchte den schlesischen Gärtner Herrn Meyers, der mit seiner Familie in dem herrlichen, weitausgedehnten Garten — oder Gärten kann man sagen — ein freundliches Häuschen bewohnte. Diese Leute können mit ihrem Lose zufrieden sein! Hohe, geschorene Zypressenhecken trennen die schöne Direktoratsvilla ganz vom Fabrik-



Todeskandidaten in Fray Bentos, Uruguay.



In Uruguay.
(Noch jung, aber schon verdorben)



grundstück. Freilich, hierher ziehen die Düfte; doch wie es scheint, sind die Bewohner so daran gewöhnt, daß sie sich nicht im mindesten mehr dadurch beeinträchtigt fühlen. Sonst hätte ich mir schwerlich einen idealeren Landsitz für einen Fabrikdirektor vorstellen können. Dabei stehen ihm Reitpferde, Equipagen und Dampfer zur Verfügung. Abends waren wir bei ihm eingeladen. Ich hatte die Familie zum Teil schon vorher kennen gelernt, wirklich lauter liebe Leute. Die Dame des Hauses war Mutter einer Reihe von hochaufgeschossenen, hübschen Kindern, schon recht herangewachsenen, da auch die jüngste Tochter, ein 13jähriger Backfisch, mich um ein bis zwei Köpfe überragte. Die älteste Tochter erschien mit ihrem Manne, dem leitenden Chemiker, dazu die jugendfrische zweite und der älteste Sohn. Ferner nahmen noch an der Tafel, außer Herrn Dütting und mir, der zweite Chemiker, ein Buchhalter, Herr Martin, und ein Hauslehrer teil. Es war eine völlig deutsche Versammlung, in der auch nur deutsch gesprochen wurde. Die freundliche Großmutter kam erst später wieder, als wir beim Bier im Garten saßen, und tauschte mit mir Schleswigholstein-Erinnerungen aus. In jüngeren Jahren lebte sie nach ihrer Auswanderung in Brasilien.

Während der nächsten Tage verschafften zur Freude aller Gewitterböen und Regen Kühlung; zur rechten Zeit klarte es auch wieder auf. Ein Londoner Photograph kam zum Besuch, um kinematographische Bilder des Betriebes aufzunehmen. Ferner erschienen aus Buenos Aires der jetzige Direktor beim Bremer Lloyd, Herr Stapelfeldt, vielleicht um eine eventuelle Beteiligung von Lloyddampfern an der Verschiffung zu besprechen, und schließlich kamen noch zwei Landsleute aus Südwestafrika hinzu,

deren Namen mir entfallen sind, und die hier Studien machen wollten, um sie daheim in Windhuk zu verwerten. Erfreuliches wie Unerfreuliches erzählten sie mir, von wenig Neigung zu den verräterischen Eingeborenen erfüllt, aber trotz aller Verluste voll Liebe zum Lande und voll Vertrauen zu dessen Zukunft. Mit Herrn Stapelfeldt fuhr ich, nach einem letzten Abend bei Meyers, reich an neuen angenehmen Reiseerinnerungen, auf der „Paris" nach Buenos Aires zurück, nachdem ich flüchtig noch meinen Nachfolger in Laureles, den jungen Herrn Vorwerk, von Vorwerk & Co. in Hamburg und Valparaiso, getroffen hatte. — Die „Paris" war sehr groß und schön, doch nachts in der Kammer stach's mich.

Auf weitere Uruguay- und eine Paraguayreise mußte ich leider wieder verzichten.



Buenos Aires und sonstige Eindrücke im wichtigsten Staate Südamerikas.

Argentinien und Brasilien. — Panamerikanische Kongresse. — Anschauungen eines argentinischen Staatsmannes und seine Agitation für den Einzug des Nordamerikanismus in Südamerika. — Nochmals Monroe-Doctrin und Drago-Doctrin. — Das südamerikanische Zahlungsgewissen. — Unsere Freundin, die Haager Konferenz. — Subventionierte nordamerikanische Schnelldampfer nach Südamerika. — Schatzsekretär Shaws Blick in die Zukunft. — Allgemeines und deutsche Interessen. — Sozialistengefahr. — Eisenbahnen in englischen Händen. — Ansichten Dr. Wolffs. — Englische Interessen, englische Politik. — Wirtschaftliches und deutsche Beteiligung hieran. — Heuschreckenplage. — Quebracho und Baumwolle. — Buenos Aires. — Herr v. Waldthausen. — Verschiedene sonstige Landsleute. — Kaisers Geburtstag. — Gottesdienst und Empfang beim Gesandten. — Vorübergegangene Verschnupfung. — Bekanntschaft mit Francesco Seeber. — Feier im Palermo Park. — Freundliche Presseglückwünsche. — Herr Tjarks von der La Plata Zeitung. — Der „Falke" am La Plata. — Die Stadt La Plata, ihr Hafen und ihr naturhistorisches Museum. — Sport in Tigre. — Im Bade von Mar del Plata. — Allerlei Schulmeisterliches aus meiner Pension und sonst. — Der Versicherungsdirektor. — Ich mache in der Entfernung eine Revolution mit. — Abermals aufgegebene Pläne. — Bekanntschaft mit Kapitän Hinze. — Auf der „Antonina" alles italienisch. — Als Gast der Hamburg-Südamerikanischen Dampf-

schiffahrts-Gesellschaft. — Italienische Zungenfertigkeit. — Aus dem Jahresbericht der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der Hamburg-Amerika-Linie. — Eindruck modernen Lesestoffes. — Der Trost.

Seit dem Verlassen des Puget Sounds hat die Entwicklung keines Küstenlandes auf der gesamten West-Hemisphäre mir so tiefen Eindruck hinterlassen, als die der La Plata-Gegend der argentinischen Republik. Und diese See- und Flußküstenstrecken besitzen ein Hinterland mit glänzenderen Zukunftsbedingungen als irgend ein anderes auf dem südamerikanischen Kontinent. Man könnte das noch riesenhaftere Brasilien ausnehmen, wenn es nicht eben ein reines Tropenland wäre, das unmöglich mit dem klimatischer günstiger gestellten und leichter aufschließbaren südlichen Nachbarstaate Schritt halten kann. Verfallen auch diese Länder der Pan-Nordamerikanisierung, so steht Nordamerika als Beherrscher der Welt da! Schließen sie sich aber, mit Angliederung von Chile und noch des einen oder anderen besseren Staatengebildes von Südamerika zusammen, fest gewillt, die innere Ordnung und die politische sowie die wirtschaftliche Unabhängigkeit vom Norden aufrecht zu erhalten, so dürften sie damit sich selber wie der ganzen übrigen Welt den größten Dienst leisten.

Hinter Buenos Aires steht ein Reich vom fünf- bis sechsfachen Umfange des deutschen; und zwar überwiegend in günstigem Klima gelegen, überwiegend teils als Grassteppe, teils vom Urwalde befreit, leicht zugänglich und von prachtvoller Humusschicht bedeckt, mit namentlich für Weizen- und Maisbau geeignetem Boden. Was am meisten fehlt, sind Menschen, und diese werden obiger Vorzüge wegen bestimmt kommen. Wo sie sich einge-

stellt haben, folgte in der Regel in erstaunlich kurzer Zeit eine mächtige Entwicklung, die sich in erster Linie in Buenos Aires konzentrierte. Leider haben Italiener statt der Deutschen den Hauptzufluß gebracht, nicht ohne Schuld der argentinischen Regierungen. Leider! Denn zumal Argentinien ist der Staat der Zukunft Süd-Amerikas, der sich, wie ich schon oben betonte, weit früher, als das noch viel größere, an Schätzen noch reichere, auch einer großen Zukunft entgegengehende Brasilien zur führenden Rolle aufschwingen und dadurch sie vielleicht auch dauernd behalten wird. Die freundschaftlichen Beziehungen zu den beiden Riesenländern liegen sowohl in unserem wie in deren Interesse.

Im Gegensatz zu der Hügelküste von Uruguay liegt die argentinische Pampa ganz flach, zum Teil fast marschartig, an dem gelben La Plata, der bei Buenos Aires, 275 Kilometer vom offenen Atlantik landein, noch ungefähr dreimal die Breite der Elbe an ihrer breitesten Mündungsstelle besitzt.

Bisher mochte man glauben, daß gerade Argentinien, das die Sarmientos und ihre Nachfolger, die einheimischen Agenten nordamerikanischer Pläne, nicht mehr dulden zu wollen schien, die Seele des angeblichen südamerikanischen Programms des vorjährigen panamerikanischen Kongresses gewesen wäre, das lautete: „Die südamerikanischen Staaten wollen mit den Handels- und Kulturzentren Europas einen regeren, direkten Verkehr unterhalten, und nicht wie bisher ihre wirtschaftlichen Grenzen sich von Nordamerika diktieren lassen."

Man behauptete, eben Argentinien gegenüber habe Uncle Sams Rundreisender, Mr. Root, seine Absichten auf dem panamerikanischen Kongreß in Buenos Aires

sehr verschleiern müssen. Nun ja, Argentinien will gewiß nicht seine Selbständigkeit einbüßen, aber es will zwei Eisen im Feuer haben. Darüber hinaus sind Gefühle mächtig, deren Illusionsstärke uns warnen soll. Erwünschte Aufklärungen gibt uns der argentinische General-Intendant des Krieges, Francesco Seeber, in seinem hauptsächlich statistischen Buche „Groß-Argentinien. Vergleichende Studien zwischen Argentinien, Brasilien, Peru, Uruguay, Bolivien und Paraguay" (Buenos Aires 1904). Es heißt darin: „Amerikanischer Patriotismus (d. h. panamerikanischer) ist nicht etwa eine nur in Bildung begriffene Idee, die erst in das Bewußtsein der Völker eindringen soll, sondern sie ist ein seit langem greifbar bestehendes, überzeugtes Gefühl. Daher ist die amerikanische politische und wirtschaftliche Solidarität weit durchführbarer und der Durchführung weit näher, als eine europäische. . . . Die Monroedoktrin, die bis zu einem gewissen Grade von den amerikanischen Nationen angenommen ist, und die zahlreichen panamerikanischen Kongresse, die trotz ihrer zweifelhaften praktischen Ergebnisse ein klarumrissenes Ziel zeigen, beweisen die erkannte Interessengemeinschaft." Außer Sarmiento, der seinerzeit besonders eifrig auf dem Gebiete der Schule für Nordamerika tätig war, muß der Kriegsminister Seeber, auf Grund seines Buches, für den angesehen werden, der die treibende Kraft des neuerdings nach Argentinien verpflanzten Imperialismus gewesen ist. Obwohl deutscher Abstammung und von spanischer Muttersprache, fühlt er (nicht minder in weltphantastischen Utopien) ganz nordamerikanisch. Ich nehme an, daß er damit wirklich glaubt, das Glück Argentiniens und die Befestigung dessen Vormachtstellung in Südamerika er-

reichen zu können. Die Tendenz kehrt sich gegen Europa, namentlich soweit es monarchisch regiert wird. Der Verfasser, der zunächst den südamerikanischen Republiken eindringlich das Beispiel des deutschen Zollvereins vorhält und ihnen dessen Geschichte erzählt, um sie zur Bildung von Interessengruppen anzuregen, hat durch ein Programmschreiben an den argentinischen Konsul in New York, Dr. de Toledo, vom 29. September 1902, das bei allen maßgebenden Stellen und in der Presse der Vereinigten Staaten Verbreitung fand, den Stein ins Rollen gebracht. Im November 1902 erhielt er durch Roosevelts Sekretär, Cortelyou, einen Dank des Präsidenten übermittelt; ebenso von dem Senatspräsidenten Frye für einen Artikel „Die Argentinische Republik und die Vereinigten Staaten von Nordamerika"; dann anscheinend für obiges Schreiben und denselben Artikel im „Buenos Aires Standard" vom 4. Oktober, von E. L. Corthell, und Anfang 1903 desgleichen vom damaligen Kriegssekretär Elihu Root und aus Washington von dem Gesandten Argentiniens, M. Garcia Merou, der sich noch auf verschiedene Schriften, so auf eine Publikation von Will. E. Curtis im „Chicago Record" bezieht. Garcia Merou erklärte: „Ich stimme durchaus mit Ihnen in allem, was Sie in dem Essay (obiges Schreiben an Toledo) sagen, überein, und meine, daß es ein Regierungsprogramm darstellt, das ausgeführt unsere finanzielle Lage normalisieren und allen Irrungen ein Ende machen würde, die in den wenigen letzten Jahren die naturgemäße Entwicklung unserer Reichtümer behindert haben." Im Februar 1903 richtete Seeber das Einladungsschreiben an den dermaligen Kriegssekretär Elihu Root, nach Südamerika zu kommen, in dem er auch die Schnelldampfer-

verbindung New York—Buenos Aires vorschlug. Dieses Schreiben enthielt u. a. folgende Sätze: „Wir wissen mehr von eurem Lande, als ihr von unserem, und das ist leicht zu verstehen, da kleine Schulknaben immer die Namen der großen kennen, während diese ihnen keine Beachtung schenken. Wir verfolgen eueren erstaunlichen Fortschritt, unsere Lehrer studieren euere Systeme in euerem Lande, und mit Andacht lauschen wir den philosophischen Reden Präsident Roosevelts und ziehen Nutzen aus seinen Ratschlägen." Zu diesem Briefe ward er im März begeistert von General Fotheringham beglückwünscht, ebenso von Wm. P. Lord über einen Artikel im „Standard".*)

Des öfteren habe ich in diesem Buche die Monroedoktrin erwähnt, die, wenn sie je einen Anspruch auf internationale Verbindlichkeit hätte machen können, diesen sicher verloren haben würde, als der Imperialismus nach Hawaii, Samoa und den Philippinen ging. Es kann nichts schaden, sie sich noch einmal zu vergegenwärtigen. Ursprünglich forderte sie: keine europäische Macht dürfe neue europäische Kolonien in Amerika erwerben. Europa (Deutschland spielte damals noch nicht mit) sagte: „Na, na, Uncle Sam!" ließ ihn aber in seinen Behauptungen gewähren. 1845 ergänzte Präsident Polk die Doktrin mit dem Zusatze: Selbst freiwilliges Übergehen irgend eines Gebietes in Gesamtamerika in europäische

*) E. L. Corthell schrieb im April an Seeber, er habe dessen Brief an Root zu einem Vortrage in der Geographischen Gesellschaft in New York benutzt und hoffe sehr, daß Root gehen werde; desgleichen drückte R. Neild seine lebhafte Zustimmung zu Seebers Buch aus, und später Archer M. Huntington und der nordamerikanische Gesandte Ames.

Hände wäre unstatthaft. Aus Anlaß der Venezuela-Affäre ward die Vormundschaft dann ja dahin erweitert: Keine europäische Macht dürfe sich selbst ihr Recht gegen in Amerika liegende Staaten verschaffen, sondern müsse dies lediglich der Vermittelung des gerechten und großmächtigen Uncle Sams überlassen. Großbritannien und auch andere europäische Kolonialmächte, die alten Besitz in Amerika haben, fanden in letzter Linie dadurch einen Bundesgenossen gegen Dritte, mit denen sie in Amerika in Konflikt geraten konnten. Den Vereinigten Staaten lag nur an der anerkannten Schutzherrenrolle, den wirklichen Schutz wird es je nach der Sachlage ausüben oder nicht. Nachdem Großbritannien Kotau gemacht, beeilten sich alle übrigen, ähnlich den Herren des Prüfungskollegiums des weiland Kandidaten Jobses, nur minder kritisch, ein Zustimmungs-Hm, hm von sich zu geben. Dann aber äußerte sich auf diese und andere Fragen plötzlich indirekt das englisch-japanische Bündnis als ein Uncle Sams Ruhe etwas sehr störendes Novum. Das übrige Europa beeilte sich, wiederum „Hm, hm" zu machen, und mit blinder Schadenfreude auf das abermals mehr beunruhigte, als beruhigte Deutschland zu zeigen. — Die erweiterte Monroedoktrin aber gebar nochmals ein Ei: die Dragodoktrin. Das Küchlein kroch aus und gehört nun mit zur Familie. Diese Dragodoktrin ließ man in Buenos Aires das Licht der Welt erblicken. Solches begab sich ebenfalls 1902, zur Zeit der Venezuela-Vorgänge. Dr. Drago, der argentinische Minister des Äußeren, stellte nämlich in schöner Übereinstimmung mit Washington den von Professor Calvos in Buenos Aires „juristisch begründeten" Satz auf: „daß das Gewissen eines souveränen Staates, zu dessen heiligsten Verpflichtungen

das Bezahlen seiner Schulden natürlich gehöre, selber einzig und allein darüber zu entscheiden habe, ob er sie bezahlen wolle oder nicht. Wer Geld zu hohen Zinsen leihe, müsse das Risiko kennen und tragen. Ein Recht, die Schulden gewaltsam, also ‚unmoralisch‘, einzutreiben, gebe es für Staaten ebensowenig wie für Private. Die Gestattung eines solchen Zwangverfahrens bedeute stets eine Gefahr für — die Monroedoktrin.“

Nun, das „Gewissen“ der südamerikanischen Staaten, für die Herr Drago sprechen will, haben wir bereits ein wenig kennen gelernt. Auch von Argentinien kann man wohl kaum behaupten: „dies Kind, kein Engel ist so rein!“ wennschon es jetzt vertrauenswürdiger wirtschaftet, und sich neuerdings z. B. beeilt hat, das durch die bankerotte Stadtverwaltung von Santa Fé geschädigte Vertrauen schleunigst opferbereit wieder herzustellen. — Mexiko, das zwar nicht die Monroedoktrin, doch in Wahrheit den Kredit der spanisch-amerikanischen Staaten in Europa und deren finanzielle Unabhängigkeit von den Vereinigten Staaten von Nordamerika schützen will, vereitelte die Annahme der Dragodoktrin im panamerikanischen Kongreß, nachdem Elihu Root emphatisch zu ihren Gunsten erklärt hatte, die Vereinigten Staaten hätten noch niemals gewaltsam Schulden eingetrieben und würden dies auch niemals tun.

Freilich trägt der Darleiher ein Risiko. Aber das Geschäft selber ist notwendig, da es im allgemeinen Interesse liegt, die Weltbeziehungen auszugestalten, und sie müssen auch unter Staaten genau so auf Vertrauen sich gründen, wie in Privatdingen. Wie es für diese eine Instanz für Schadenersatz und Strafe gibt, so muß sie auch für jene vorhanden sein. Und hier kommt der

Punkt, wo man den Hasen laufen hört. Herr Drago läßt das Brillantfeuerwerk des südamerikanischen Gewissens spielen und zeigt gleichzeitig allen faulen Kunden, wie trefflich es sich bei Uncle Sams Monroelehre unterkriechen läßt. Zu einer „Instanz“ gehören zwei Eigenschaften: 1) daß sie mit unparteiischen Richtern besetzt ist, 2) daß diese Richter auch die Vollstreckungsfähigkeit ihrer Urteile besitzen. Man merkt, wir nähern uns dem Haag!

Wer glaubt an die absolute Unparteilichkeit eines internationalen Areopags? Wer glaubt an die Vollstreckungsfähigkeit, sobald es sich um Zwangsmaßregeln, die schließlich doch auch auf die Immoralität der Kanone hinauslaufen müßten, gegen einen Staat handelt, der es nicht nötig hat, sich in Lebensinteressen kränken zu lassen? Nur — man verzeihe mir das harte Wort — nur Esel können dies. Und wenn es Deutsche sind, verdienen sie dieses Epitheton dreifach. Denn darüber muß jeder Deutsche, der nicht völlig mit Blindheit gegen die Vorgänge seit Schöpfung des geeinigten Deutschen Reiches geschlagen ist, doch klar sein, daß ein Gerichtshof, der zumeist mit Todfeinden besetzt ist, die Heranziehung von uns treffenden Lebensfragen begünstigen wird, und in diesen nur gegen uns entscheiden **kann**; daß sich eine Exekutive **für** unsere Interessen niemals, aber, sobald wir nicht genügend Furcht einflößen, sofort gegen uns finden **muß**. Nun kann ja das gegenseitige Interessenspiel manches zeitweilig verschieben, aber wehe uns, wenn wir beim Mitraten uns übertölpeln lassen!

Kurz, wenn wir des bösen Scheins halber uns nicht ausschließen wollen, dann heißt es, dort den Hammer in die Hand zu bekommen.

Präsident Roosevelt, der Herrn Drago sogleich in

einer Botschaft an den Kongreß seine lebhafte Übereinstimmung kund tat, hat sich später etwas von diesem Standpunkt wieder zurückgezogen, und zwar Ende 1906, als bei den für die Vereinigten Staaten veränderten Weltverhältnissen, das Hineingezogenwerden in amerikanische Konfliktfragen, zurzeit gefährlich ward. Wie weit die nordamerikanische Nachgiebigkeit unter Umständen geht, bewies dann das kalifornische Schulzerwürfnis mit Japan, und der Jamaika-Zwischenfall enthüllte gewisse englische Stimmungen. Roosevelt verkündete also wieder in einer Kongreßbotschaft, daß böswilliges Nichtbezahlen und dergleichen Sünden denn doch das Einschreiten des Geschädigten mit seinen Machtmitteln rechtfertigen dürften. Natürlich gab er in der Monroedoktrin selber dabei nichts nach und schlug vor, daß alle die Dragodoktrin berührenden Fragen am besten dem Haag zu unterbreiten seien. Allerdings soll nun Rußland, unter dessen gelähmten Fittichen ja auch die zweite Haager Konferenz stattfindet, um andere Ziele nicht zu gefährden, die Dragodoktrin, ebensowenig wie die wegen Finanzbeklemmungen (was mag allein Japan kosten!) vom englischen Kabinettsleiter Campbell Bannerman eifrig angestrebte, freundnachbarliche Abrüstungsfrage einbeziehen wollen. Andererseits hat der russische Staatsrat Martens geäußert: „Wenn diese Doktrin eine Bürgschaft dafür liefern solle, daß eine Macht ihre Schulden nicht zu bezahlen braucht, so werde sie nicht viel Sympathie erwecken, wenn sie aber die Wirkung habe, vor das Haager Schiedsgericht Fragen zu bringen, die durch Schiedsspruch geregelt werden, so könne sie nur sehr nützlich sein.“ Während ich diese Zeilen schreibe, steht das Konferenzprogramm noch nicht

fest;*) doch einerlei, eins bleibt bestehen: Die von einem südamerikanischen Minister formulierte Forderung ist von den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu einer Weltfrage erhoben worden. Da auf den Wunsch Nordamerikas hin die Dragodoktrin auch wahrscheinlich verhandelt werden wird, darf man sich auf Fortsetzung der Rootschen Spiegelfechtereien gefaßt machen. Eben nur im Interesse der noch nicht genügend eingewurzelten Monroedoktrin und der Stärkung nordamerikanischen finanziellen Einflusses gegenüber dem europäischen, haben die Vereinigten Staaten bisher Schritte vermieden, zu denen die Europäer gezwungen waren, aber nicht die Spur aus Gerechtigkeitsgefühl, was die Ursachen der häufig recht brutalen Kriegszüge der Union in Mexiko und Zentralamerika und die drohenden Eingriffe in Südamerika bei sonst belanglosen Anlässen sattsam beweisen. Niemand glaubt Herrn Root, namentlich nicht seinen Versprechungen für die Zukunft; allein trotzdem können wir es erleben, unsere Flagge, dem Union-Jack folgend, auch auf dem Haag wieder im Fahrwasser Uncle Sams zu erblicken.

Von Frankreich aus ward seinerzeit mittels italienischer Blätter die Nachricht verbreitet, Deutschland habe sich der Beteiligung südamerikanischer Staaten am Haager Schiedsgericht widersetzt. Das Gegenteil war richtig. Deutschland hatte sich für die Beteiligung ausgesprochen, als Präsident Roosevelt die Verschiebung des

*) Inzwischen wurde das Einladungsprogramm bekannt. Argentinien entsendet drei Vertreter, darunter Luis Drago. — Mittlerweile hat auch die von jedem national empfindenden Deutschen freudig begrüßte Erklärung des Reichskanzlers vom 30. April d. J. England belehrt, daß sich aus der Abrüstungsfrage kein Geschäft auf unsere Kosten machen läßt.

zweiten Haager Kongresses veranlaßte, damit zuvor der panamerikanische in Südamerika tagen könne. Auch hiergegen sollte Deutschland sich widersetzt haben. Alle diese Hetznachrichten wurden widerlegt, taten aber in der südamerikanischen Presse inzwischen ihre Verhetzungsschuldigkeit. Allerdings lehrte die Geschichte der Dragodoktrin, daß es speziell nordamerikanisches Interessenspiel war, die jener Verschiebung zugrunde lag.

In den neueren Jahren hat Argentinien sich an große Aufgaben herangemacht oder beabsichtigt, sich heranzumachen, wie u. a. sind: Verbesserung seiner Finanzen, Abschaffung der Ausfuhrzölle, Ausbau der Flotte. Die Deputiertenkammer ist aber dem Senate nicht immer sehr willfährig, und umgekehrt. Schon der verstorbene Präsident Quintano erklärte in einer Kongreßbotschaft: „Auch wenn keine Gefahr uns bedroht, müssen wir die Vorherrschaft in Südamerika behalten und müssen notwendigerweise eine Seemacht sein.“

Präsident Roosevelt regte inzwischen die Einführung des Schnelldampferverkehrs nach Südamerika lebhaft an. In einer Sonderbotschaft von ihm (ich sehe hier von den Bemerkungen über Ostasien, Philippinen und Hawaii ab) hieß es, er sei auf diesen Punkt ganz besonders durch die Erfahrungen des Staatssekretärs Root auf seiner Rundreise in Südamerika aufmerksam geworden. Aus diesen Erfahrungen ergebe sich, daß dieses große Land im Süden, das eigentlich mit den Vereinigten Staaten in innigsten Handelsbeziehungen stehen müßte, kaum einen direkten Verkehr mit den Vereinigten Staaten habe und seine Handelsbeziehungen sich fast nur auf Europa beschränkten. Das dem Kongreß vorgelegte Gesetz sei in keiner Weise ein Versuch, sondern auf ausgezeichnete Er-

fahrungen gestützt, so zum Beispiel auf den Kontrakt, den die englische Regierung mit der Cunardlinie abgeschlossen habe. Der Würde der Vereinigten Staaten entspreche es nicht, den Großhandel ihren Handelskonkurrenten zu überlassen. Südamerika müsse dem Großhandel der Vereinigten Staaten gewonnen werden. — Das pro forma der Post zugute kommende, vom Repräsentantenhaus bereits genehmigte, doch einstweilen durch Obstruktion im Senate noch verschobene Subventionsgesetz enthält nun Forderungen für Linien von einem atlantischen Hafen nach Rio de Janeiro, von New York nach Buenos Aires, von einem der Golfhäfen nach Colon und von der Pacificküste nach Panama, Peru und Chile. Hierzu treten dann die bedeutenden Subventionen für den Pacificdienst nach Asien und Australien. — Daß Nordamerika ohnehin schon eine im gewissen Sinne verkehrsbeherrschende Schiffahrtrolle zwischen Chile und San Francisco spielt, teilte ich ja in den früheren Teilen der „Amerikawanderungen" mit. Man darf gespannt sein, wie und unter welchen Bedingungen sich daneben die Deutsche Linie zwischen New York resp. Boston und dem La Plata entwickeln wird. Dazu ist in Buenos Aires eine argentinische transatlantische Dampferkompagnie mit einem auf 40 Millionen zu erhöhenden Kapital von 10 Millionen Pesos begründet worden.

Man wird dabei an die Rede erinnert, die Schatzsekretär Shaw über einen Welthandelskrieg zu Harvardstudenten hielt und in der er sagte: „Das jetzige Jahrhundert wird Zeuge eines bitteren und riesenhaften internationalen Handelskrieges zwischen England, Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten um die Märkte der Welt sein. Gebe Gott, daß der Krieg unblutig

bleibt. (An wem liegt dies?) Aber er wird genau so heftig und unerbittlich geführt werden, wie nur irgendein Krieg in früheren Zeiten. . . . Wir . . . haben nur Märkte für 5 Prozent nötig. Es wird aber nicht lange dauern und wir brauchen mehr Märkte. Wenn Ihr glaubt, Ihr würdet so alt werden wie ich und unser Überschuß würde immer noch so gering sein, wie heute, so irrt Ihr Euch. Seht, wie verhältnismäßig gering unser Anteil an den großen Märkten der Welt ist. . . . Wir müssen diesen internationalen Handel in unsere Hände bekommen. Selbst in Südamerika hört man von den Vereinigten Staaten als Handelsstaat kaum reden. Wir brauchen nicht nur für unseren Handel eine große Kauffahrteiflotte. Ohne eine solche, ohne Schiffe, die sich als Transportdampfer und Kohlendampfer gebrauchen lassen, würde unsere Flotte im Falle eines großen Krieges ernstlich behindert sein."

An Shaws Stelle ist jetzt Roosevelts früherer Sekretär Cortelyou an die Spitze des Schatzamtes getreten, der denselben Faden spinnt. Niemand wird es den Vereinigten Staaten verargen können, ihre Handelsflotte — auch zu Kriegszwecken — so auszubauen, wie sie es für gut halten. Es ist auch nicht zu leugnen, daß zwischen nordamerikanischem und deutschem Kapital einerseits gegenüber englischem andererseits gerade am La Plata eine gewisse Gemeinsamkeit besteht. Allein dieses Moment wird auch von den Staaten ausgenutzt, und Shaws Argumente enthüllten Ziele, die uns wie ein gestörter Ameisenhaufen in Bewegung setzen sollten. Ebenso müssen wir unsere Schlüsse aus den Worten der Botschaft ziehen, mit der Präsident Alcorta den argentinischen Kongreß 1907 eröffnete und in denen er erklärte, der

Besuch des Staatssekretärs Root fange an, seine Ergebnisse zu zeitigen. Das Vorgehen der Vereinigten Staaten zugunsten der Entwickelung der südamerikanischen Staaten sei durchaus aufrichtig!

Nebenbei sei auch auf eine Meldung verwiesen, nach der Carnegie 3/4 Millionen Dollars zu einem Bau für das „Zentralbureau für die südamerikanischen Republiken" stiftete. —

Mit seinen Nachbarn steht Argentinien heute auf befriedigendem Fuße, ohne daß die Gegensätze, z. B. gegen Chile, als ausgeglichen anzusehen sind. Bolivien und Paraguay wurden jüngst veranlaßt, ihre Grenzstreitigkeiten dem Schiedsspruche des argentinischen Präsidenten zu unterbreiten.

Trotz der bedeutenden wirtschaftlichen Zukunft, die den Pacific-Ländern beschieden sein wird, dürfte die zuerst, von Europa aus, entwickelte Atlantic-Seite für absehbare Zeiten die führende bleiben. Und im Süden wird das La Plata-Gebiet, gleich einer Riesenspinne, alles an sich ziehen, d. h. Argentinien ist das Land, dem in erster Linie die Zukunft gehören wird. Nicht völlig durch natürliche, wie politische Bedingungen begünstigt, wie New York, obgleich noch konkurrenzfreier dastehend, wird Buenos Aires schwerlich die gewaltige Weltstadt des Nordens in jeder Beziehung einholen; allein ein New York des Südens dürfte es werden. Schon jetzt die erste Stadt von Südamerika, wird es zum zweiten Brennpunkt der ganzen West-Hemisphäre erwachsen können und wahrscheinlich auch erwachsen.

Argentinien hat sich in den letzten Jahren ganz gewaltig gehoben. Nach den Ermittelungen für 1906 verdoppelte sich der landwirtschaftliche Reichtum Argen-

tiniens in den letzten fünf Jahren. In der englischen, französischen, italienischen, spanischen, nordamerikanischen, norddeutsch-hanseatischen Geschäftswelt weiß man dies recht wohl. Im übrigen wirft das deutsche Publikum es mit sogenannten „Raubstaaten" gern in denselben Topf. Allzuviele, Kleinkapitalisten zumal, würgen noch an den „Argentiniern", die ihnen vor Jahren durch gewissenlose Spekulation mundgerecht gemacht wurden. Argentinien ist verfrüht überschätzt worden, wie es jetzt unterschätzt wird. Es hat sich aber von seiner wirtschaftlichen Niederlage erholt und geht einer, wie schon gesagt, glänzenden Zukunft entgegen. Schwankungen bleiben nicht aus. Am Ende des vorigen Jahres konnte man z. B., infolge der wüsten Spekulationen in Bodenwerten, im Unfug des Hypothekenwesens, bei den zahlreichen Bankerotten usw., wohl wieder schwarz sehen, indessen die Banken und die Börse von Buenos Aires schienen doch das Vertrauen sich erhalten zu haben.

Es soll nicht gesagt werden, daß man sich wieder blindlings auf alle argentinischen Werte zu stürzen hätte; die Putsche, wie der, den ich in den Februartagen mit erlebte, und der von unzufriedenen Militärs angestiftet wurde, sowie auch spätere, mahnen noch immer zur Vorsicht. Sie werden allein aber schwerlich mehr große Bedeutung gewinnen. Die Gefahren der Sozialdemokratie drohen dagegen auch hier in wachsendem Maße das Geschäftsleben zu stören und können sich mit alten revolutionären Neigungen verknüpfen. Für kundig geleitetes Kapital, namentlich in selbst arbeitender Hand, dürften sich im allgemeinen kaum wo anders so gute Anlagen bieten. In Buenos Aires hat man die Freude, ein bedeutendes deutsches technisches

Unternehmen zu finden, das den elektrischen Betrieb in großartigem und erfolgreichem Maßstabe eingeführt hat. Aber die deutsche Beteiligung an Eisenbahnen, die schon ganz erheblich sind, jedoch noch in ungeheuerem Verhältnisse wachsen werden, zeigt sehr geringe Initiative. 260 Millionen Pesos sind seit Ende 1906 wieder für Bahnanlagen hergegeben worden. Auch hier behalten die Engländer das Heft in der Hand. Wenn die Andenbahn 1908 vollendet sein wird, verdankt sie dies der englischen „Argentina Great Western Company". Durch Fusionen verstärken sich die englischen Linien noch mehr; so fand neuerdings die Verschmelzung der Ostbahn mit der Nordostbahn statt.

Die zahlreichen Deutschen im Handel und Landwirtschaft haben es meist zu großer Wohlhabenheit gebracht; es herrscht mehr Großbetrieb, im Gegensatz zu brasilianischen Kolonien. Was ich über Auswanderung in eigene Kolonien oder fremde Länder bei Chile sagte, darf auch für Argentinien mit einem gewissen Auftakte gelten. Beachtenswert erscheint mir, was ich in einem Artikel von Dr. Julius Wolff in Berlin, einem früheren Redakteur der „La Plata Zeitung" und genauen Kenner Argentiniens, über diese Verhältnisse las. Wolff schrieb in der „Monatsschrift des Deutsch-Brasilischen Vereins" (jetzt: „Zeitschr. für Süd- und Mittelamerika"), daß die alten Ackerbauprovinzen Buenos Aires, Santa Fé, Cordoba usw. für neu ins Land kommende deutsche Einwanderer geeigneter seien als die patagonischen Siedlungen, z. B. die des Dr. Vallentin am Rio Pico. Er begründet dies mit der Hilflosigkeit des Einwanderers gegenüber Sprache und Arbeitsmethode, die hier zunächst noch die Erfahrung

eines Gauchos in der Viehzucht verlange, den national deutschen Zusammenschluß durch Schule, Kirche usw. wegen des zerstreuten Wohnens schwer gestatte und die Einwanderer leicht an zu weitgehende Unabhängigkeit gegen berechtigte argentinische Verwaltungsforderungen gewöhne und sie dadurch in ernste Konflikte mit der Regierung brächte. Die Kämpfe der Walliser und Buren-Kolonie im Süden lehrten dies. Mit zunehmender Erschließung durch Eisenbahnen hält freilich auch er den Süden Argentiniens sehr geeignet für deutsche Einwanderung. Er glaubt nicht, daß der deutschnationale Zusammenschluß durch Berührung mit dem spanischen Elemente in den alten Provinzen leide, im Gegenteil bringe die Kenntnis der spanischen Sprache den Deutschen, auch als Nationalgemeinschaft, nur Vorteil, indem dies zumal das Mißtrauen gegen sie mindere. Diese Ausführungen läßt er auf das neue Ackerbausystem, unter dem Argentinien heute mit Erfolg arbeitet, fußen. Früher seien Regierungsansiedlungen in fruchtbaren, aber entlegenen Gebieten für den einwandernden Bauer in Frage gekommen, heute sei es der unabhängige Privatbesitz mit schon entwickelter Bodenbebauung, die, weil sie rationell betrieben und dem Weltmarkt nahe, sich dessen unerschöpfliche Bedürfnisse gesichert habe und somit noch immer Raum genug gewähre und gerade dem neuen Einwanderer verhältnismäßig leicht gestatte, durch dienende Stellung hindurch zu Kenntnissen und zu vielleicht kleinerem, aber einträglicherem Besitz sich durchzuarbeiten. Wolff verweist auch auf die überlegene Sparsamkeit, Ausdauer und das rücksichtslose Zielbewußtsein im Geldverdienen der Italiener, die dadurch Anschluß an den nüchternen Geschäftssinn erlangten, der

neben Nordamerika in Südamerika nun in Argentinien Volksmerkmal geworden sei. Die einheimischen Schmarotzer, die sich um die Staatskrippe streiten, wollen auch hier die Zuwanderung gar nicht. Der Fremde hat den Einheimischen den Reichtum geschaffen — Deutsche und Schweizer z. B. den Ackerbau — doch viele sind weit davon entfernt, solches einzusehen, und bleiben jenem mißgünstig gestimmt. Erst von wachsender Einsicht, wie sie von dem heutigen Präsidenten Alcorta Figueroa erhofft wird, wäre besserer Wille zu erwarten. Eine deutsche Einwanderung würde dem Lande ungeheuer nutzen und bei Hebung der Rechtspflege und energischer Beschützung durch das Mutterland weit ersprießlichere Existenzbedingungen für sich als in Nordamerika finden.

Ich fürchte, diese Einwanderung wird zunächst noch ausbleiben. Italien hat in der Beziehung, wie schon erwähnt, gerade hier einen viel weiteren Blick als Deutschland gezeigt. An Zahl fallen die Deutschen kaum ins Gewicht gegen die Italiener, und darunter leidet ihre sonstige Bedeutung. Ebenso spielt das eingewanderte spanische Element eine weit bedeutendere Rolle in der Bevölkerung. Ich habe übrigens nicht selten noch die alten Klagen von Geschäftsleuten über Schwierigkeiten bei deutschen Banken gehört. Mancher Deutsche wendete sich lieber an die spanische Bank als an die sonst so vertrauenswürdige transatlantische deutsche Bank. Ich erwähne nur die Tatsache, ohne urteilen zu wollen.

Argentinien gestaltet sich zu einer Mischnation mit vorwiegend romanischem Gepräge. Aus Francesco Seebers Buch seien hier einige Notizen angeführt, die sich in einem Berichtigungsschreiben von ihm an Talcott Williams in Philadelphia, der die Chilenen auf Kosten der

Argentinier gerühmt zu haben scheint, finden: Von der ca. 1 Million betragenden europäischen Bevölkerung Argentiniens sind die Hälfte Italiener, dann kommen Spanier (200 000 gegen 8000 in Chile) und auch noch Franzosen in größerer Zahl. Die Deutschen (Deutschvölkischen) machen (unter 50 000) noch nicht die Hälfte der Franzosen aus, die Engländer etwa die Hälfte der Deutschen. In ganz Chile sind es allerdings keine 10 000 Deutschvölkischen. Außerdem hat Argentinien etwa 50 000 Indianer und etwa 10 000 Neger und Mulatten. — Seeber behauptet, die statistische Wissenschaft auf allen Gebieten werde in Südamerika nur von Argentinien zuverlässig betrieben, nur hier könne von einer nationalen Kunst und Literatur die Rede sein. Einzig Argentinien besitze einen europäischen Mittelstand. Der Pampa-Indianer gehöre dem tapferen araukanischen Blute an, aber allein die zivilisierten Guarani hätten mit spanischem Blute Kreuzung erfahren. Der Gaucho sei, wie man irrtümlicherweise annehme, keine Indianerkreuzung, sondern lediglich ein reiner Abkömmling der alten spanischen Eroberer. Infolge ihrer geringen Zahl geht die germanische Nachkommenschaft in die romanische auf. Zwar langen fast täglich Nordamerikaner an. Das sind aber, als Einwanderer betrachtet, auch nur verschwindende Elemente; allein sie kommen zielbewußt und zum Teil wahrscheinlich entsendet. U. a. sei erwähnt, daß in Buenos Aires, das bisher seine Wolle zur Bearbeitung fortschicken mußte, besonders nach England, jetzt eigene Wollwäschereien mit großen Mitteln begründet wurden. Die Gründer und Kapitalisten sind Nordamerikaner. Es steckt sonst noch ungeheuer viel englisches Kapital im Lande, und man sollte das größte Interesse Englands in Argen-

tinien vermuten. Es wird wohl vorhanden sein, obschon auch hier das sattsam besprochene, eigenartige politische Zurückziehen herrscht. Das einzige fremde Kriegsschiff, das ich auf dem La Plata sah, zeigte ja nicht den früher überall wehenden Union-Jack, sondern die Sterne und Streifen.

Viele Engländer sind offenbar mit dieser verschleierten und höchst verdächtigen Politik nicht einverstanden, so heißt es z. B. in dem Buche Trade and Travel in South America von Frederick Alcock in Bezugnahme auf die Monopols-Verkehrspolitik an den spanisch-amerikanischen Pacificküsten: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die ersten und vordersten in dieser Politik gewesen; sie haben sie auf eine Spitze getrieben, der die Schöpfer der Küstenhandelsbestimmungen kaum ihr Einverständnis zollen könnten". Ferner sagt er (allerdings optimistisch): „Ich freue mich, daß der jüngste Versuch unserer nordamerikanischen Vettern, den Atlantic-Handel unter ihre Kontrolle zu bringen, auf den nationalen Widerstand der britischen Regierung gestoßen ist. Der Löwe hat sich schließlich aufgerafft, und wenn dieser Geist lebendig bleibt, wird er den (englischen) Handel nähren, erhalten und vorwärts bringen, der das Ergebnis jahrelanger harter Arbeit und kühnen Unternehmungsgeistes gewesen ist."

Nun ja, das können wir auch von dem unserigen behaupten, aber den Platz an unserer Seite, wo der Vetter, auch unser Vetter, stehen sollte, sehen wir leer, und er wird, zumal unter König Eduard, der Himmel und Hölle für antideutsche Kombinationen in Bewegung setzt, auch leer bleiben. They hate us and we hate them sagte mir einmal knirschend ein Engländer in Kanada, als wir

über Nordamerikaner sprachen. Wir teilen diesen Haß nach beiden Seiten nicht; wir finden aber mit vollem Rechte die Winkelzüge der englischen Politik hassenswert.

Nun noch einige wirtschaftliche Ergänzungen: Seit 1861 bis 1905 hob sich der argentinische Import von ca. 22 Millionen Dollars Gold auf ca. 250 Millionen, und der Export von ca. 14 Millionen auf 300 (gegen das Vorjahr etwas zurückbleibend). England, ohne die Kolonien, importierte im Handelsjahre 1904 für 65½ Millionen, Deutschland, das an zweiter Stelle kommt, für 25 Millionen, Nordamerika annähernd ebensoviel; dann folgte der italienische und darauf erst der französische Import. Der beste Kunde Argentiniens war und ist noch heute England mit ca. 36½ Millionen, dann kamen Frankreich und Deutschland mit ca. 30 Millionen. Entgegen der Statistik kaufen wir wahrscheinlich mehr (Weizen, Lein, Mais, Quebracho usw.) als Frankreich. Nordamerika war ein viel schlechterer Kunde; es folgte mit 10 Millionen, nächst Brasilien, erst weit hinter Belgien. Argentinien besitzt also uns gegenüber die bessere Handelsbilanz und hätte alle Ursache, sich das gute Verhältnis zu Deutschland auch künftig zu erhalten. Denn zu eigenem wachsenden Bedürfnis werden auch unsere westafrikanischen Kolonien, zumal Südwestafrika, sich immer mehr im Getreide- und, wenigstens einstweilen, im Fleischbezug an Argentinien wenden. Sobald Bahn- und Hafengelegenheiten vorhanden sind, kann sich dieser Südatlantic-Verkehr entwickeln. — Nachteile argentinischer Landwirtschaft sind Spätfröste, mehr noch Trockenheit, und vor allem die ungeheuere Heuschreckenplage. Landwirtschafts- und Kriegsminister — der die Soldaten zur Vertilgung komman-

dieren muß — stehen diesem Feinde oft in ohnmächtiger Verzweiflung gegenüber. In Paraguay ist es ebenso. Im Anfang dieses Jahres schrieb der dortige Korrespondent der „Hamburger Nachrichten“: „Der Heuschreckenkrieg hatte hier ebensowenig Erfolg wie bisher in Argentinien. Es schien auch von vornherein aussichtslos, die Schwärme auszurotten, da selbst die argentinische Regierung mit ihren sich auf Millionen belaufenden Unterstützungen der Landplage nicht Herr werden konnte. Man hat verschiedene Systeme erfunden, um die Heuschrecken zu vernichten, die aber alle an demselben Fehler kranken, daß sie nämlich — nichts taugen. Die einen ziehen lange Gräben und verschütten die Heuschrecken darin, die andern suchen sie durch lärmende Blechmusik zu verscheuchen, die dritten versuchen es mit brennendem Stroh, die vierten durch Einsammeln der Insekten. Infolge der ungeheuren Mengen, in denen diese Schwärme die Länder heimsuchen — die Züge werden kilometerweise gemessen —, erweisen sich alle diese Methoden als machtlos, zeitraubend und kostspielig. Am besten scheint mir noch das Eiereinsammeln zu sein. Da aber im Innern des Chacos die wilden Indianer durchaus kein Interesse an diesem Geschäfte zu haben scheinen, werden die Heuschreckeninvasionen solange dauern, bis die Zivilisation an die Brutherde vorgedrungen ist.“ — In Paraguay hat übrigens ein Deutscher, Herr E. Stricker, eine Konzession zum Bahnbau vom Hafen Los Medanos durch das Chaco-Gebiet, auch durch die Ländereien der nordamerikanischen American Quebracho Company, bis an die bolevianische Grenze nachgesucht. (Näheres bringt R. von Fischer-Treuenfeld's „Paraguay“).

Außer der Deutschen Überseeischen Bank vermitteln

auch andere deutsche Finanzinstitute wie Dresdner Bank nebst Schaaffhausenschem Bankverein in Argentinien deutsche Geschäftsinteressen. Zurzeit mögen mindestens 800 Millionen deutsches Kapital im Lande arbeiten, was allerdings gegen etwa 3½ Milliarden englischen Geldes erheblich zurückbleibt. Immerhin steht dort damit schon recht Erkleckliches auf dem Spiel für uns! — Die Deutschen Überseeischen Elektrizitätswerke werden für das letzte Geschäftsjahr voraussichtlich auf eine Einnahme von über 3 Millionen Dollars Gold, d. h. etwa das Doppelte des vorangegangenen Geschäftsjahres, gekommen sein. — Namentlich deutschen Zollsätzen gegenüber hat sich ein Quebracho-Trust in Buenos Aires gebildet, unter Führung eines Deutschen und unter Beteiligung vieler deutscher Firmen. Dies für Gerbereien wichtige Holz und die medizinelle Alkaloide enthaltende Rinde der südamerikanischen Quebrachoarten ist immer mehr in der Nachfrage gestiegen. — Das „Deutsch-argentinische Wochenblatt" hat lebhaft für Genossenschafts- und Konsumvereinsbildungen der germanischen Kolonisten gewirkt, worauf sich nach Mitteilung des sehr unterrichteten Córdoba-Korrespondenten des oben genannten Hamburger Blattes in der Provinz Tres Arroyas ein „Bauernverein" unter einem deutschen Direktorium bildete. — Bemerkenswert ist das Eintreten Argentiniens in die Baumwolle bauenden Länder, besonders im Chaco-Gebiete sind bereits ziemlich ansehnliche Ernten erzielt worden.

Die Hinzufügung einiger noch neueren Mitteilungen aus derselben Quelle dürfte hier willkommen sein: „Einem deutschen Kapitalisten-Syndikat ist die Konzession für den Bau einer elektrischen Schnellbahn von Buenos Aires nach La Plata erteilt worden. Es muß hier fest-

gestellt werden, daß zum ersten Male deutsches Kapital in einem Eisenbahnunternehmen angelegt wird, das in Anbetracht seiner großen Bedeutung mit lebhaftem Interesse aufgenommen ist. Neben dem Schienenwege wird eine gepflasterte Fahrstraße laufen, deren Vollendung eines der hervorragendsten Ereignisse in der argentinischen Geschichte dieses Jahrhunderts bilden wird, es ist die erste Chaussee dieses Landes, mit deutschem Gelde erbaut. Ein weiteres deutsches Unternehmen, das gleichfalls einem großen Bedürfnis entspricht und speziell dem deutschen Kolonisten hier im Lande Schutz gewähren will, hat sich konstituiert unter dem Namen „Germanisch-Argentinische genossenschaftliche Kolonisations-Gesellschaft m. b. H." Als erstes und nächstliegendes Ziel dieser deutschen Gesellschaft wird die Vermittelung von Landgesuchen bei der Nationalregierung ins Auge gefaßt werden, da der Kolonist, der sich heute in den Nationalterritorien irgendwo ansiedeln will, es trotz vieler Schreibereien nicht erreichen kann, ein Stück Nationalland angewiesen zu erhalten.

Das Neueste vom Tage ist die Schaffung einer argentinischen Handelsmarine. Der Gedanke zur Gründung einer Marina Mercante Argentina ging von dem Direktor der Spanischen Bank A. Coelho aus. Die zu diesem Zweck einberufene Versammlung war überaus stark besucht. Der Bankdirektor Coelho entwickelte sein Programm für Schaffung einer Schiffahrt zwischen hier und Europa mit einem Kapital von 10 Millionen Dollar. Binnen wenigen Minuten waren 1854 Aktien à 100 $ gezeichnet. Es ist dies geradezu ein Wunder, denn das argentinische Kapital, sehr scheu und vorsichtig, ist für industrielle und gewerbliche Unternehmungen

sehr selten zu haben, sondern legt sich nur in Landgeschäften und Viehzucht fest, überflüssiges Kapital wird in den Banken deponiert. Die argentinischen Kapitalisten haben jedoch an den europäischen Schiffahrts-Gesellschaften gesehen, daß es ein gutes Geschäft ist. Da das Unternehmen populär sein soll, so wird auf die Beteiligung der argentinischen Großkapitalisten weniger Wert gelegt. So dürfte mit der Zeit in europäischen Häfen die argentinische Handelsflagge als neue Erscheinung sichtbar werden.

Die Verschmelzung der Pacific- und Großen Westbahn ist nun Tatsache geworden. Die Britische Bank für Südamerika und die Nationalbank werden ihr großes Kapital noch ansehnlich erhöhen."

Schließlich sei noch die Gründung einer „Germanisch-Argentinischen Kolonisationsgesellschaft" in Buenos Aires, die germanische Einwanderer unterstützen will, erwähnt.

* * *

Argentiniens staatlicher Mittelpunkt ist allerdings eine überraschend imponierende Stadt, zumal wenn man sie vom Westen kommend zuerst kennen lernt. Ein intelligenter deutsch-argentinischer Junge, — der, wie alle deutsch-argentinischen Jungen, denen ich begegnete, ungeachtet deutscher Erziehung, beleidigt war, wenn man ihn für deutsch hielt, da er nichts als Argentinier sein wollte — erklärte mir triumphierend: Buenos Aires überträfe Berlin bereits an Großartigkeit. Das ist chauvinistische Anschauung, nicht vom Vater gelehrt, doch fast von der ganzen übrigen Umgebung, namentlich von den als altheimischen Argentiniern beneideten Schulkameraden spanischen Geblüts, den Lehrbüchern und manchem Lehrer.

Natürlich stimmt das nicht! Buenos Aires ist nach Einwohnerzahl, äußerer Erscheinung und allgemeiner Bedeutung noch lange kein Berlin. Aber was noch nicht ist, kann Wirklichkeit werden, sonderlich in bezug auf Einwohnerzahl und Gepräge als Welthandelsstadt. — Wenig ragen die Kuppeln, Türme und höheren Dächer der weit, weit am grünen Stromufer dahinziehenden Stadt hinter diesem auf. Im Vordergrund sind sie vielfach durch die Masten der Segelschiffe verdeckt, die, ganz ungeheure Strecken säumend, auf den riesigen Verkehr schließen lassen, der nach dem La Plata noch vielfach in alter Weise den Atlantic kreuzt, während der Glanz ihrer Tonnenzahl doch in den Schatten gestellt wird durch die der Dampfer, welche die Bassins der Binnenhäfen der Stadt füllen. Fabrikschornsteine erheben sich dazwischen noch nicht allzuviele; mir sind u. a. Streichholzfabriken und die enorme Aktien-Bierbrauerei von Quilmes, vielleicht die größte der Erde, im Gedächtnis geblieben. Deutsche leiten die Brauerei, deren Betriebskapital befindet sich hauptsächlich in französischen Händen. Die Hafeneinrichtungen sind zum Teil ganz modern; die imponierenden Getreide-Silos weisen auf den Umfang des Getreidehandels hin. Buenos Aires besaß zurzeit zur Hälfte Pferdebahn, zur Hälfte elektrische Bahn; die Beleuchtung in den besseren Stadtteilen und am Hafen war schon elektrisch. Das in deutschen Händen befindliche elektrische Bahnnetz soll das Berliner an Ausdehnung übertreffen; dies erscheint glaublich, wenn man die Größe der jetzt von ungefähr einer Million Menschen bewohnten Stadt bedenkt, die mit ihren 18 Kilometern Nord-Süd- und 35 Kilometern Ost-West-Ausdehnung über 18000 Hektar (180 Quadratkilometer), d. h. fast die dreifache Fläche von Berlin und weit über die doppelte von Paris

bedeckt. Eine Hoch- oder Untergrund-Bahn gab es noch nicht; da wäre vielleicht für deutsche Arbeit noch etwas zu machen. Der Wagenverkehr war enorm, weil jeder ohne Besinnen in eine der recht leidlich gehaltenen, zweispännigen Droschken springt, die z. B. in der Avenida de Mayo, deren Asphalt keine elektrische Bahn der Länge nach durchziehen durfte, reihenweise auf- und abfuhren und hinter dem Fremden förmlich Jagd machten. Dieser wird zweifellos übers Ohr gehauen, wenn er den Fahrpreis nicht genau kennt. Die Pflasterung der Hauptstraßen — streckenweise Asphalt und Holzpflaster — war recht gut; das Sauberhalten kann nicht so bequem wie in den vielen abschüssigen Straßen von Montevideo bewirkt werden, wo das Regenwetter statt zu schmutzen durch Abfluß bei der Säuberung hilft. In den Hafengegenden zog sich zwischen den ersten Straßen und den Kais noch ein vielfach recht wüster Geländegürtel hin, der, durch Anschwemmung und Aufschüttung beim Hafenausbau entstanden, unbenutzt oder nur provisorisch benutzt dalag. In der dürren Zeit wirbelt hier unendlicher Staub, während Regen und Lastfuhrwerksverkehr zu anderer Zeit die Wege unergründlich machen. Beim ersten Landgange erhielt man daher einen ziemlich mäßigen Eindruck von der Schönheit der Stadt. Schon aber begannen hübsche Anlagen diese noch wüste Zone in das freundliche Gegenteil zu verkehren.

Eine schöne Stadt kann man Buenos Aires auch einstweilen eigentlich nicht nennen. Die Straßen des Weichbildes sind nach spanischem Muster viel zu schmal angelegt; auf eine derartig riesige Entwicklung waren die Verfasser der ersten Straßenpläne wohl nicht vorbereitet gewesen. Ich erstaunte täglich darüber, wie die in drang-

voller Enge sich windenden elektrischen und die übrigen Wagen sich ohne stete Karambolage auseinander wirrten. Hier den Wagenführer zu spielen, ist jedenfalls kein so leichter Posten! Fahrräder wimmelten gelegentlich dazwischen, auch die Automobile begannen schon in ihrer unartigen Hast sich zahlreicher einzumengen. Als Fußwanderer durfte man nicht zerstreuter Natur sein!

Der durchaus nicht bedeutende Anstieg, den man am meisten in Buenos Aires bemerkt, ist der Uferrand nahe der Plaza de Mayo, wo die Kutscher gern den kurzen, ein wenig steilen Anhub vermeiden. Diese quadratische Plaza, die größte von Buenos Aires, übertrifft mit 17 446 Quadratmetern an Umfang weit die von Santiago, ohne sie jedoch an Anmut zu erreichen. Alleen niedriger, aber schattiger Platanen säumen sie; das weite Viereck der Mitte ist mit Rasen, Brunnen, Denkmälern, Blumen und stämmigen Palmen freigebig geschmückt. Das Regierungsgebäude, die Nationalbank und andere staatliche Bauten umgeben den als Promenade beliebten Platz; an ihm liegt auch der ein wenig pantheonartige, ziemlich einfache Kuppel- und Säulenportalbau der Kathedrale. Sie erweckt unwillkürlich den Gedanken, daß in Argentinien die Kirche nie die beherrschende Rolle gespielt haben könne, wie im übrigen Südamerika. Ein Niederes, Gedrücktes in ihrer Physiognomie hilft mit dazu, den in die Breite sich verlierenden Charakter der Plaza zu verstärken. Wichtige Geschäftsstraßen münden hier ein, vor allem die außer einem anderen Straßenzuge einzig großstädtisch breite, oder vielmehr boulevardartige Avenida de Mayo. Sie ist sehr lang, an diesem unteren Teil von modernen, hohen Etagenhäusern gesäumt, von denen ein paar der stattlichsten den verbreitetsten Zeitungen der

Hauptstadt gehören. Unter den die Trottoirs beschattenden Bäumen entwickelt sich da und dort ein Kaffeehaus-Leben. Dieses vor allem verleitet wohl zu dem Ausspruch: Buenos Aires ist ganz europäisch, etwa wie Paris. Die engen Hauptgeschäftsstraßen: die Florida, Calle Cuyo usw. kreuzen oder streichen parallel in diesem lebhaftesten Verkehrsteil. Ich bemerkte wenig bedeutende oder originelle Häuser an ihnen. Im ganzen machten mir die Ladenstraßen einen weniger glänzenden Eindruck als diejenigen von Mexiko-Hauptstadt, wennschon sie in Südamerika die ersten sind. Deutsche Bierwirtschaften sieht man hier ziemlich häufig. Das deutsche Generalkonsulat und die deutsche La Plata-Zeitung haben in diesem Viertel ihr Heim. Im ganzen zählte die Hauptstadt Argentiniens zurzeit 212 Preßorgane, natürlich überwiegend in spanischer Sprache geschriebene. Deutsche Ladenaufschriften täuschen öfters. Wiederholt fand ich, daß die Besitzer ungeachtet ihres vertrauten Namens kein Deutsch verstanden. Immerhin findet man in der Geschäftsgegend wohl Gelegenheit zu deutscher Auskunft. Sonst kommt man mit italienischer Sprache weiter; demnächst mit französischer und dann englischer. Wer etwas Italienisch kann, macht sich dem Spanier leicht verständlich, wobei er mit dem Verstehen der Antwort freilich auch seine Schwierigkeiten finden wird. — Von bemerkenswerteren Gebäuden nenne ich noch die Sarmiento-Schule in der Callao-Avenue, Jockey Club (französischer Barock), Galeria Florida (durch den Einfluß Seebers, als früheren Munizipal-Intendanten, entstandenes Museum der schönen Künste (etwas kaufhausmäßig), die Universität (früheres Seebersches Wohnhaus), die schöne Nationalbibliothek und die im griechischen Übergangsstil gehaltene Schule „Presidente Roca".

Ich habe mich einige Wochen in Buenos Aires aufgehalten, fand es jedoch unmöglich, die große Stadt in dieser Zeit nach allen Richtungen hin durchstreifen zu können. Ich wohnte in einer recht guten und für die kostspieligen Verhältnisse in Buenos Aires nicht zu teueren deutsch-amerikanischen Pension an der Avenida de Mayo, deren Zimmer nach vorn nur zu sehr vom Straßenlärm durchtobt wurden, während nach hinten heraus, sonderbarerweise so mitten in der Stadt, die Moskitos quälten. Es war freilich eine enorm heiße Zeit, die 40° C. im Schatten zeitigte und manches Opfer an Hitzschlag forderte.

In Buenos Aires pflegt das begüterte Publikum zu seiner Erholung in die Richtung der Villenvorstadt Belgrano nach dem Park von Palermo hinauszufahren, dessen eine Seite an den La Plata-Strom grenzt. Hier befindet sich demnach der Korso der Welt, die über sehr schöne Pferde verfügt und viel Geld anwendet, um sich nicht zu langweilen, und sich dafür erst recht langweilt. Die prächtigen wohlgepflegten Anlagen mit ihrer subtropischen Flora, ihren Palmenalleen, Rasenplätzen, Teichen und blühenden Bosketten sind von gewaltiger Ausdehnung und in der Tat schön. Im ganzen aber erweckte alles noch den Eindruck der Weitläufigkeit und Jugend; das umliegende Gelände besaß noch lange nicht das Gepräge der Ordnung, die wir in einer Großstadt beanspruchen. Eukalypten und Wäldchen majestätischer Weiden, staubige Sandwege, riesige Rennbahnen, Eisenbahndämme, Kanäle und Felder — dies alles machte zusammen ein Durcheinander, das erst in Zukunft zur schönen Harmonie herausgebildet werden wird. So umschließt Palermo auch einen noch nüchternen, aber großartig an-

gelegten Zoologischen Garten (gleich dem Historischen Museum ebenfalls mit von Seeber gegründet), der eine Fülle ausgezeichneter Tiere enthält. Der ferner hier befindliche Botanische Garten erfreut bereits durch älteren und schattigeren Wuchs; an Umfang ist er nicht bedeutend. Die Stadt Buenos Aires darf auf den fürstlichen Parkbesitz (u. a. seien noch der 3. de Febrero-Park und der Lezama-Park erwähnt) von vier Millionen Quadratmetern gleich 4000 Quadrat-Kilometern, also auf einen umfangreicheren Bodenreichtum als den des ganzen Herzogtums Braunschweig, blicken! Die öffentlichen Gärten und Plätze sind hierbei noch gar nicht einmal mit eingerechnet. Bei dem gesunden Klima, reichlicher Versorgung mit fließendem Wasser und der den sanitären Einrichtungen, Hospitälern usw. zugewendeten Fürsorge darf man der, trotz Seebers, sonst nicht einwandsfreien Statistik wohl glauben, die Buenos Aires nach Berlin für die Millionenstadt mit geringster Sterblichkeit erklärt. Dabei stellt es sich heraus, daß die halb aus Fremden aller möglichen Nationen, halb aus Argentiniern bestehende Bevölkerung eine weit geringere Sterblichkeit und weit höhere Geburtsziffer in der ersteren Hälfte zeigt. Dies deutet auf den Schmutz, die nachlässige Säuglingspflege und die geringere Achtung vor gesetzlich festgelegter Moral seitens des einheimischen Volkes hin. In der Tat muß auch die Zahl der durch Gesetz ehelich verbundenen Leute unter diesen für eine ganz auffallend geringe gelten. Buenos Aires ist, zum Teil durch die ja sonst höchst dankenswerte Agitation gegen den Mädchenhandel, neben oder über Rio in den Ruf einer ganz besonders unmoralischen Stadt gekommen. Wie es scheint, in übertriebener Weise. Das öffentliche Leben in Straßen und Lokalen weist zudem nicht annähernd das

aufdringliche Treiben zweifelhafter Elemente auf, wie wir es in manchen moralfrohen Kulturzentren diesseit des Atlantic täglich vor Augen haben.

* * *

Auf dem schönen Mihanovich-Schnelldampfer, mit dem ich nach Buenos Aires hinüberfuhr, war ein alter schottischer Viehhändler aus Australien mein Gefährte gewesen. Er hatte geäußert, in Südamerika sei das Geschäft besser, aber weit angenehmer lebe man auf Neuseeland (Südinsel). Die kurzen Erfahrungen, die ich machen konnte, widersprachen dem nicht. — Von meiner Pension Kruse in der Avenida de Mayo sprach ich schon. Für ein Hinterzimmer zahlte ich bei voller, guter Pension ca. 8,50 Mk.; das war nicht teuer, während es sich im allgemeinen sehr teuer, bei wahnsinnig gestiegenen Mietspreisen, in Buenos Aires lebt. U. a. Gästen wohnte noch ein junger Vertreter der Firma Merck in Darmstadt nebst Gattin in der Pension, der ein Serum einzuführen gedachte. — Das großartige Postgebäude, das ich zunächst besuchte, zeigte praktische und moderne Einrichtungen für das Publikum. Die Schreibsitze waren laut Aufschrift „nur für Señoras" vorhanden.

Die Persönlichkeiten, zu denen meine Empfehlungen mich führten, waren der Generalkonsul v. Sanden, der Gesandte v. Waldthausen und Legationsrat Graf Haake. Alle drei zeigten sich zuvorkommend und hilfreich; der Gesandte selber sogar in einer Weise, die wahrhaft herzerquickend wirkte. Es macht mir Freude, ihm an dieser Stelle noch meinen ganz besonderen Dank aussprechen zu können. Herr v. Waldthausen, ein durchaus national empfindender Diplomat, entstammt einer bekannten und

sehr begüterten rheinischen Industriellenfamilie. Seine Junggesellenwohnung hatte er zurzeit noch im Hotel Phoenix. Als ich mit ihm speiste, kam der deutsche Vizekonsul aus Mendoza hinzu, ein akademisch gebildeter Lehrer, der, trotzdem er schon jahrelang dort amtlich tätig gewesen war, nach Buenos Aires hatte kommen müssen, um in einer Prüfung sein Facultas nachzuweisen. Er erzählte viel von dem großartigen Weinbau in Mendoza (eine Hauptstation der Überlandbahn nach Chile). Der dort gekelterte Wein gilt für sehr gut, doch enthält er bis 16 Prozent Alkohol. Ich hörte von zwei Herren, die unlängst für deutsche Einwanderung und Unternehmungen im Lande bemüht gewesen wären; der eine aber habe so gegen die Nordamerikaner, der andere gegen die Engländer gewütet, daß sie schließlich Mißtrauen erregt und die weitere Unterstützung unmöglich gemacht hätten.

Am Vorabend des Geburtstages unseres Kaisers fuhr ich mit dem Minister zum Gottesdienst in die deutsche evangelische Kirche. Das kleine, freundliche Gotteshaus war bis auf den letzten Platz besetzt. Liederwahl und Predigt schienen mir ein bißchen wenig Zugeständnis an neuere Anschauungen zu machen. Am nächsten Abend fand dann eine große Feier der deutschen Kolonie statt. Nachmittags hielt der Minister im Hotel Phoenix Empfang ab. Ich wurde einem Fregattenkapitän, dem früheren Marine-Attaché in Berlin und Wien, vorgestellt. Es freute mich, ihn zu sehen, da man über die argentinische Marine allseitig Gutes hört. Er war freilich wenig in Berlin, niemals in Kiel gewesen. Übrigens soll einmal ein argentinisches Schiff, das einen unserer Kriegshäfen besuchte, dort nicht ganz nach Wunsch beachtet worden sein, was in Buenos Aires beträchtlich verschnupft hat.

Wir sind doch sonst so sehr nett gegen Ausländer, und werden es gegen das im Sommer 1907 in Kiel erwartete argentinische Schulschiff zweifellos wieder sein. Das ist auch vollkommen richtig, falls es nicht mit Übertreibungen und unter Kränkung berechtigter Gefühle von Landeskindern geschieht. Möglicherweise war jene Kühle, falls sie sich wirklich geltend machte, die Folge eines vorangegangenen, etwas ungeschickten Auftretens eines argentinischen Diplomaten in Berlin, das auch die lebhafte Mißbilligung seiner Regierung gefunden hat. Mißverständnisse mit Argentinien sind immer recht schade. Hoffentlich hat man jene längst als olle Kamellen abgetan. Ein früherer Minister des Auswärtigen ist dagegen ganz entzückt von der Behandlung, die er auf einer deutschen Reise erfahren, zurückgekommen. Später machte er seinen entschiedenen Einfluß dafür geltend, daß die argentinische Jugend mehr nach Deutschland als, wie bisher, nach Paris geschickt und der Unterricht im Lande noch mehr nach deutschem Muster umgestaltet werde. Meine Chile-Reisegefährten hatten sich ja auch sehr befriedigt über die Behandlung durch die argentinische Regierung geäußert. Die neuerliche Kommandierung von 18 argentinischen Offizieren nach Deutschland sowie die Beurlaubung von drei deutschen Generalstabsoffizieren nach Argentinien, die dort auf 3 Jahre als Instruktionsoffiziere angestellt werden, werfen ein Licht auf die jetzigen deutsch-argentinischen Beziehungen. Der beim Empfang anwesende frühere Gesandte in Washington stand eben im Begriff, seinen neuen Berliner Posten anzutreten. Sein kluges Gesicht ist mir im Gedächtnis geblieben. Ferner lernte ich Señor Don Francesco Seeber persönlich kennen. Er verehrte mir in verbindlichster Weise sein „Great Argen-

tina". Eine Menge von offiziellen argentinischen Persönlichkeiten und fremden Diplomaten erschienen zum Glückwunsche, darunter als auffallendster wieder der päpstliche Nuntius. Von deutschen Herren begegnete ich noch dem derzeitigen Handelsattaché, Dr. Stöpel, den ich leider nur zu wenig kennen lernte, sowie Dr. Lehmann-Nietsche, Direktor des Museums in La Plata.

Abends fand dann im Pabellón de los Lagos des Palermo-Parks ein großes, von gegen 30 deutschen Vereinen unter Vorsitz der Herren L. H. Krüger vom Deutschen Turnverein und H. Wirth vom Deutschen Kriegerverein veranstaltetes Fest statt, bei dem mir sowohl die große Zahl der Deutschen sowie deren zur Schau tretende Wohlhabenheit auffiel. Nur wenige arme Schlucker schienen ohne Equipage und Mietsfuhrwerk mit der Elektrischen hinausgekommen zu sein.

Die Festrede unseres Gesandten war wirkungsvoll. Die Polizeikapelle (soweit haben es unsere Schutzleute noch nicht gebracht) und eine deutsche Zivilkapelle spielten. Da das Tanzvergnügen und das Offizielle des Abends mich weniger interessierten, schloß ich mich einigen bürgerlichen Landsleuten beim Glase Bier an. U. a. lernte ich ein Vorstandsmitglied, einen etwas politisch einseitigen, aber doch treugesinnten Deutschen, kennen, der mir erzählte, er sei als gelernter Metzger und ehemaliger Unteroffizier mit 100 Mark nach Buenos Aires gekommen, sei Kaufmann geworden und habe ein gutgehendes elektrotechnisches Geschäft begründet. — Fast allgemein brachte auch die einheimische Presse der Hauptstadt Geburtstagsartikel; sie lauteten überwiegend durchaus freundlich.

Von der deutschen Presse lernte ich nur die Herren

Tjarks kennen — besonders Hermann Tjarks — Herausgeber der angesehenen „Deutschen La Plata-Zeitung" und deren Wochenausgabe der „La Plata-Post". Herr Tjarks begegnete mir mit angenehmer Hilfsbereitschaft. — Auch in Buenos Aires sowie in der zweiten Großstadt des Landes, in Rosario, war der Kreuzer „Falke" im Oktober ganz ungeheuer gefeiert worden. Wenn man die Wirkung sieht, begreift man, wie gesagt, gar nicht, daß unsere auswärtige Politik, vielleicht durch den Ersparungsdrang unterstützt, Auslandsverstimmungen, die ihrer Inhaltslosigkeit halber doch einmal verpuffen müssen, für folgenreicher zu halten scheint, als diese so offensichtlich nationalen Nutzen stiftenden Entsendungen. Da man sich bei uns keiner Hinterhaltigkeit bewußt ist, brauchte man vor Anwendung solcher ehrlichen Mittel nicht zurückzuscheuen. Oder sollte hier eine bereits „festgelegte" Entsagung vorliegen? Möge der Pilot sich dann nur nicht im Fahrwasser geirrt haben!

Tags darauf fuhr ich zur Besichtigung des Museums nach La Plata. Von dieser Stadt hört man wenig in Europa. Sie ist die etwa 60 000 Bewohner zählende Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, die gegen 60 Kilometer südöstlich von Buenos Aires nahe dem La Plata liegt und als elegante Stadt gerühmt wird. Mir erschien sie mehr als langweilige Kleinstadt, mit allerdings überraschend großen Schmuckplätzen und vielen großen öffentlichen Gebäuden. Ich kann aber nicht sagen, daß diese anspruchsvolle Stuck-Architektur und der Bildschmuck, in der Nähe betrachtet, Stich halten. Die wichtigsten Punkte sind der Hafen und das Museum. Der Hafen, durch eine Bahn mit der Stadt verbunden, liegt noch fünf Kilometer von dieser entfernt. Ein Kanalsystem, Docks, Molen

und moderne Kaianlagen sind teils im Betriebe, teils auch nach der 1906 stattgefundenen Erweiterung noch immer im Bau. Unter anderen Zwischenfällen wurde der Chef der Baudirektion sowie der Präsident des Rechnungshofes der Republik großartiger Unterschlagungen bei Hafenbaulieferungen überführt und — was am meisten Erstaunen erregte — auch wirklich dafür bestraft. Der Hafen von La Plata hat den Vorzug größerer Tiefe vor den Anlegeplätzen bei Buenos Aires. Die ganz großen Ozeanschiffe können alle bis hierher gelangen. Im Laufe der Jahre werden sich die Schiffs- und Industriebetriebe von Buenos Aires hierher hinausziehen, so daß Puerto de La Plata, bis jetzt hauptsächlich noch Zukunftsmusik, dermaleinst zum direkten Hafenteil jenes Riesenkomplexes auswachsen dürfte. Die Bedeutung von La Plata als Provinzialhauptstadt interessiert uns weniger, wohl aber nun der zweite Punkt, der auf einem ganz anderen Gebiete als dem des wirtschaftlichen und politischen Strebens liegt, nämlich auf dem der Entwicklungsgeschichte des Erdballs. Abseits von der Stadt, zwischen Wäldchen und Wiese, am Rande einer Allee mächtiger Eukalypten, liegt der nicht unansehnliche, nach klassischem Muster aufgeführte Museumsbau. Nicht das gesamte Museum mit seiner widerspruchsvollen Vereinigung ungleichwertiger Dinge fesselt die Aufmerksamkeit, sondern die naturhistorische Abteilung, und in dieser wiederum am meisten jene bedeutende Sammlung von Resten vorsintflutlicher Geschöpfe, von Riesengürteltieren, Riesenameisenbären, den Mylodonten, Megatheriiden, Glyptodonten, Leptodonten, welche, der argentinischen Pampa entstammend, gleichzeitig auf das hohe Alter dieser seltsamen Erdbildung schließen lassen. Als bemerkenswert sei noch das Grypho-

therium Darw. erwähnt, von dem Reste des Fells mit Haut, langen Haaren und Knöchelchen enthaltender Dünger vorhanden sind; dann der Smilodon, der Walroßzähne tragende Pampalöwe, dessen sagenhaft anmutende Gestalt zwei Statuen am Eingangstor zur Anschauung bringen. Zwar besitzen noch andere Museen, wie das von Buenos Aires und das British Museum in London, derartige Schätze, jedoch ist die Sammlung von La Plata wohl neben der paläontologischen Schöpfung Hermann Burmeisters in Buenos Aires, die in dieser Beziehung reichhaltigste und lehrreichste. Die betreffende Abteilung untersteht gleichfalls deutschen Gelehrten, die stets bereit sind, die Besucher belehrend umherzuführen. Wertvoll ist ferner die Sammlung von 140 Indianerskeletten und 1500 Schädeln sowie der ungeheuere, in Chubut gefundene Meteorit. Als liebenswürdiger Führer begleitete mich Dr. Lehmann. — Auch Professor Hauthal in Hildesheim, der die Gryphotherien-Höhle bei Ultima Esperanza durchforschte, arbeitete am La Plata-Museum.

Ein anderer Ausflug führte mich nach Tigre, oberhalb von Buenos Aires im Delta des Paraná. Die etwa einstündige Bahnfahrt war recht unterhaltend. Eukalypten, Araukarien, Kiefern, prächtige hängende Weiden, Rohr, Oleander, Feigen, Mais und fruchtbeschwerte Obstgärten bestimmten das Pflanzenbild; ein wenig Spreewald war's, anscheinend ein Moskitoparadies. Hübsche Villen lagen im Grünen; ein großes Holzhotel machte einen etwas unbesuchten Eindruck. Ich kam gerade recht zu einem Schwimmfeste, das sehr nett und lustig war; hauptsächlich Engländer und Deutsche schienen daran beteiligt zu sein. Zu meiner Genugtuung ward ein junger Deutscher

der Held des Tages. Hier werden eifrig besuchte Ruderregatten abgehalten. Im Jahre 1906 stiftete unser Kaiser dem Deutschen Ruderverein in Tigre als Preis für das auf dem Rio Lujan gewonnene große internationale Rennen einen prächtigen Pokal. Solche Anregungen im Auslande sind hocherfreulich. — Auch 1907 siegte die deutsche „Teutonia" hervorragend bei der internationalen Regatta.

Da die Hitze immer wahnsinniger ward, entschloß ich mich, im Anfang Februar nach dem Bade der vornehmen und reichen Welt der Hauptstadt, nach Mar del Plata, am Atlantic, eine Eisenbahntagfahrt entfernt, zu entfliehen. Herr v. Waldthausen machte es ebenso. Ich fuhr die Nacht hindurch und schaute wenig von den verbrannten Fluren der Pampa. Von der freieren Luft und dem Bad in der herrlichen, nicht ungefährlichen Brandung abgesehen, bot Mar del Platas heißer Sand zurzeit nicht viel mehr Erquickung. Das über die Gebühr gepriesene Bad besitzt ein großes, elegantes Kurhotel, das Bristol-Hotel, in welchem dem Hasardspiel lebhaft gehuldigt wird. Die weitgebaute Stadt ist unschön. Villen, Promenaden, Anlagen waren erst im Entstehen begriffen; nur die hölzerne Wandelbahn vor den häufig salonartig ausgestatteten und von den Familien als Empfangsräume benutzten Badebuden, Cafés und Verkaufsläden stand ungefähr auf der Höhe moderner europäischer Seebäder. Desto mehr tun dies die Toiletten, worin die Damen von Buenos Aires die von Berlin in ihrer Mehrheit erheblich übertreffen. Sicherlich wird Mar del Plata das einst werden, wozu es die argentinische Reklame schon heute macht. Den meisten Besitz in Mar del Plata scheint die große Bankfirma

E. Tornquist, die neuerdings in eine Aktiengesellschaft verwandelt wurde, zu haben.

Einige Uferteile, gegen deren bankförmig getürmte Felsen die Ozeanbrandung großartig anstürmt, bieten sehr lohnende Spaziergänge. Vor dem Wandelgang, vor dem sich das unterhaltende Badeleben abspielt, dürfen die Damen nur von zwei Bademännern gehalten ins Wasser gehen. Ich befand mich noch nicht bis zur Schulter darin, als die Wärter mich schon heftig anschrien. Tatsächlich ertranken an einem Morgen ein Herr beinahe, ein zweiter ganz. Sechs herbeigeeilte tüchtige Schwimmer konnten nicht mehr helfen. Ein paar Sicherheitsvorrichtungen sind vorhanden; sie genügen aber nicht im entferntesten und scheinen im gegebenen Momente wenig zu wirken. Übrigens sind wir selbst in unserem gerühmten Ordnungslande in diesem Punkte gleichgültig genug. Manche unserer Seebäder werden von einer sträflich nachlässigen Behörde behütet, oder vielmehr nicht behütet. Das Publikum ist meist ahnungslos darüber, ob der Wind ablandig ist oder nicht, daß heute eine Stelle unsicher sein kann, die es gestern nicht war, und daß ein halber Zoll Bodenunterschied bei ablandiger Strömung zum Verderben genügt.

Ich hatte Wohnung bei einem Lehrer und seiner Frau genommen, die aus Schleswig-Holstein stammten. Das Haus wurde bis zum letzten Winkel ausgenutzt, der Hausherr zeigte sich gelegentlich von etwas aufgeregter Natur, sonst war man leidlich untergebracht. Die Kinder, die sich zahlreich einfanden, kamen mir meist recht unfröhlich und unzugänglich vor; die jungen Leute ließen die gute Form vermissen. In diesen Einzelfällen erhielt ich einen wenig günstigen Eindruck von der republikanischen Er-

ziehung, die grundsätzlich nichts rügen will. Trotzdem ältere Leute auch bei uns oft meinen, die Kinder seien früher besser erzogen gewesen, können wir mit dem Auftreten unserer Jugend im großen und ganzen doch noch recht zufrieden sein. Ein bedauernswerter Hilfslehrer erteilte in der Ferienpension Unterricht. Es war ein früherer Doctor juris aus Bayern, den eine Folge harter Familienschicksale und vielleicht sonstige Erfahrungen offenbar nervenkrank gemacht hatten. Der sehr gebildete Mann arbeitete zurzeit an einem Trigonometrie-Lehrbuche. Das deutsche Schulwesen, um das sich Herr v. Waldthausen, wie kaum ein Gesandter vor ihm, unter persönlicher Opferwilligkeit hohe Verdienste erworben hat, ist in der Republik Argentinien verhältnismäßig recht entwickelt; am meisten natürlich in der Hauptstadt selbst, wo an mehreren großen deutschen Schulen gegen anderthalb tausend Kinder von 120—130 deutschen Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet werden. In ganz Argentinien mag es zurzeit etwa 3½ Tausend deutsche Schulkinder geben. Über die nationalen Schulfragen hielt Dr. Ruge, der Direktor der Deutschen Germania-Schule in Buenos Aires, auf dem dortigen „Deutschen Lehrertag" 1906 einen Vortrag, in dem er die beiden Wünsche aussprach: Nur deutsche Lehrer, die bereits Spanisch könnten, möchten hinauskommen, und deutsch-argentinischen Schülern und Schülerinnen möchte der Besuch deutscher Lehrerseminare gestattet und durch Stipendien erleichtert werden. — Der mir angenehmste Pensionsgenosse war ein recht wohl unterrichteter deutscher Lebensversicherungsbeamter. Er erzählte mir viel von den gewaltigen Summen, die den Leuten drüben auf dem Versicherungsgebiete abgenommen werden; ein Beweis dafür seien die herrlichen Versicherungs-

paläste. Ich fragte ihn, ob er denn nicht selber versichert sei, worauf er erwiderte, er denke nicht daran. Das war wenigstens aufrichtig! — Sehr unterhaltend erzählte er mir von einem Aufstande in Buenos Aires; wie er sich im Straßenkampfe aus Neugier auf die Straße gewagt habe und dann von den Aufständischen zum Barrikadenbau und Unteroffiziersdiensten gezwungen worden wäre, und, jenen entflohen, beinahe von den Regierungstruppen füsiliert worden sei. Über Willkürlichkeiten von Polizeibeamten und Testamentsunterschlagungen durch Advokaten wußte er geradezu Haarsträubendes zu erzählen. Manchen dunklen Punkt Bestätigendes hörte ich auch von anderen Seiten. Übrigens war die eingangs erwähnte Militärrevolution gerade jetzt ausgebrochen. Die Eisenbahnbeamten der La Plata-Linie streikten teilweise, alle Züge waren militärisch besetzt. In Buenos Aires selbst kam es zum Sturm auf einige Polizeiwachen und kurzen Straßenkämpfen im Hauptstadtteil, nur anfänglich mit etwas Erfolg. Sofort wurde der Belagerungszustand verhängt. Als ich nach Buenos Aires zurückkehrte, — wir hatten inzwischen wieder ganz kühles Wetter bekommen — konnte man äußerlich nichts mehr von den Unruhen gewahren. Auch die Bewegung in den Provinzen, mit Kassenberaubungen, wie in Córdova, Mendoza usw., erloschen zur Genugtuung des Präsidenten Quintana sehr rasch infolge ihrer mangelhaften Organisation und des schnellen Einschreitens. Daß Mar del Plata in Gefahr gewesen war, erfuhr ich erst hinterher. Aufständisches Militär und Zivil hatte sich dorthin aus Bahia Blanca in Marsch gesetzt; jedoch unterwegs waren die Revolutionäre, da die Soldaten die Verführung durchschauten, unter sich in einen Kampf geraten, bei dem die meisten

Offiziere und auch ein deutscher Ingenieur Kuhr getötet wurden. Die entgegengeeilten Regierungstruppen hatten dann nichts weiter zu tun, als den Rest gefangen zu nehmen. (Heute, 1907, streikten die Eisenbahner abermals).

Ich trat nun meinen befriedigenden Ausflug nach Fray Bentos an und gab wieder einmal ein Projekt auf, das mich zu den „größten Wasserfällen der Welt" (der Hauptfall hat 10000 Fuß Breite und 210 Fuß Höhe, gegen 4770 und 167 des Niagara) hätte führen sollen, nämlich zu den Fällen am oberen Paraná und Iguazu im Norden, von wo aus man nach Blumenau in Brasilien hätte gelangen können. Die Reise zu den einst eine Rieseninbustrie in Aussicht stellenden Fällen ist schon mit den Bequemlichkeiten eines besuchten Badeortes verbunden. Augenblicklich aber blieb dort, weil der heißen Zeit halber keine Saison war, alles geschlossen. Die schlechte Verbindung hätte die Fahrt zu zeitraubend gemacht. Ebenso hatte ich den Besuch von Bahia Blanca, dem bedeutendsten Kriegshafen Argentiniens, aufgeben müssen. Die südliche Überlandbahn wird diesen Hafen wohl in wenigen Jahren mit der chilenischen Küste verbinden.

Herr v. Waldthausen gab mir durch freundliche Einladung noch wiederholt Gelegenheit zu nutzbringenden Unterredungen, und Herr Tjark widmete mir gütig einen Abschiedsartikel, bevor ich mich am 17. Februar auf der „Antonina" der Hamburg-südamerikanischen Dampfschiffgesellschaft einschiffte, mit der ich nach Santos weiter zu reisen gedachte. Auch hier wurde ich, und zwar vom Kapitän Hinze, der die Flagge mit dem eisernen Kreuz führte, in hervorragender Gastlichkeit aufgenommen. Herr Platzmann von der Agentenfirma

Delfino hatte mir bereits eine gute Kabine besorgt. Da die „Antonina" besonders dem Verkehr zwischen dem La Plata und Genua diente, herrschte italienischer Stil an Bord; auch die Besatzung bestand, bis auf den Kapitän, die Offiziere und den ersten Maschinisten, aus Leuten aus dem Lande der Zitronen, eingeschlossen den Arzt und einen als Auswanderungsinspektor eingeschifften Kapitänleutnant der Marine, desgleichen sämtliche Kajütenpassagiere und die zum Besuche oder mit Ersparnissen heimwandernden Zwischendecker. Natürlich muß der deutsche Kapitän auf diesem Posten vorzüglich italienisch sprechen können, womöglich jeder Offizier.

Recht bemerkenswert für die La Plata-Schiffahrt sind einige Mitteilungen aus dem letzten Jahresbericht der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft, welche die allgemein geschätzten „Cap"-Dampfer von Hamburg dorthin laufen läßt. Die argentinische Regierung scheint die Hafenausbauten doch zu langsam zu betreiben, und so werden die noch immer mangelhaften Hafenverhältnisse in Buenos Aires und Bahia Blanca sehr beklagt. Dann wird ein großartiger, in Gemeinsamkeit mit der Hamburg-Amerika-Linie in Buenos Aires errichteter Leichter- und Schlepper-Verkehr erwähnt, ferner eine mit dem Verein sämtlicher La Plata-Konferenz-Linien geschaffene Zentralorganisation in Antwerpen, die ein besseres Zusammenwirken mit den großen deutschen Industrie-Unternehmungen bewirken soll. Dieselbe Gesellschaft ist mit der Entwicklung ihrer patagonischen Linie recht zufrieden, da Import und Wollexport sehr zunahmen. Dagegen hat sich ein mit anderen Linien unter brasilianischer Flagge dorthin betriebener Dienst, wegen Konkurrenz des subventionierten Lloyd Brazileiro nicht

aufrecht erhalten lassen. Ähnlich äußert sich der letzte Jahresbericht der Hamburg-Amerika-Linie, deren für den Schnellverkehr bestimmte „König“-Dampfer dem La Plata einen ungemein stattlichen Zuwachs gebracht haben. Gleichfalls dieser Bericht spricht vom wachsenden Verkehr, besonders in der Einfuhr nach Argentinien, meint auch, daß die schlechten Abfertigungszustände in Buenos Aires sich schon besserten. An der durch die vielen Auswanderer lohnenden Genua-Fahrt ist die Hamburg-Amerika-Linie desgleichen beteiligt.

Am 18. nachmittags dampften wir mit Schlepperhilfe aus unserem Bassin in den Vorhafen und auf den Strom hinaus — den gewaltigen Strom! Langgestreckt, am grünen Saum hinter dem erbsengelben Wasser, sank die große Stadt rasch hinter uns zurück. Am nächsten Morgen, einem Sonntage, passierten wir bereits die Lobos-Inseln, wo Tran aus Seehundsfett geschmolzen wird, und Kap Maldonado. Damit war der La Plata endgültig verlassen. Die dünenartige Küste blieb mit niedrigen Höhenzügen landein lange in Sicht. Auf dem Vordeck wurde ununterbrochen dem Lotto gehuldigt. Ein einziger Yankee, der sich unter den italienischen Passagieren befand, erzählte mir von der erfolgreichen Einführung seiner Motorboote auf dem La Plata; die Worte: business und dollars gold rollten beständig aus seinem Munde; sonst war er ein guter Kerl. Bei den Italienern, sonderlich unserem Kapitänleutnant, schwirrten die Worte derart, daß man in einem Staunen über diese turbinenhafte Anlage des menschlichen Sprechorganismus blieb.

Meine Reiselektüre bestand in einem Roman, wie sie jetzt beliebt sind; d. h. manieriert bis zum Unsinn. Über Vers und Prosa scheint manchem der Herren Kritiker



Küste bei Mar del Plata in Argentinien.



Unterhalb des Corcovado in Rio de Janeiro.

und damit Publikum und Verlegern das Urteil in heillose Verwirrung geraten zu sein. Es herrscht eine wahre Originalitätszappelei, und das einmal abgestempelte Genie wird für jede Verrücktheit gepriesen. Große Natureindrücke verwischen aber auf der Seereise dieses ärgerliche Erinnertwerden an eine Welt, aus der wir so wenig heraus können, wie aus der eigenen Haut. Man muß dankbar für solche Unterbrechungen sein. Steigern sich die Eindrücke dann später am Lande noch, gerät man in eine Höhe der Stimmung, die uns, ach, so selten und flüchtig auf Erden beschieden ist! Diese Steigerung sollte ich nun erleben; ich sollte eine der schönsten Dichtungen, vielleicht das schönste Gedicht genießen, das die Poesie der Schöpfung je ersonnen und als körperlich Wirkliches in den Bereich unserer Sinne gestellt hat.



Brasilien und die am schönsten gelegene Großstadt der Erde. Heimreise und Schlußwort.

Kurzer Aufenthalt in Santos. — Konsul Bormann. — Fahrt nach São Paulo. — Großer Eindruck dieser Stadt. — Teuere Preise und Faulheitsrekord. — Doppel-Souper zum Geburtstage. — Nach Rio de Janeiro. — Einige allgemeine Bemerkungen über Brasilien. — Ein Franzose über deutsche Einwanderung. — Ist weitere deutsche Einwanderung wünschenswert? — Wichtigkeit des Schulwesens. — Beherzigenswerte Aufforderung Dr. Scharlachs. — „Deutsche Gefahr“. — Die Missouri-Synode. — Streben in der Marine. — Die Japaner kommen. — Aus Berichten unserer großen Dampfschiffslinien und Sonstiges auf wirtschaftlichem Gebiete. — Kaffeehandel und die Kaffee-Valorisation. — Nordamerika erhält den Zollnachlaß. — Nochmals das Projekt der panamerikanischen Eisenbahn. — Südamerikanische Straßenbahnen. — Die Nationen im Wettbewerb in Brasilien. — Rat an Deutschland. — Wichtigkeit eines deutschen Kabels. — Folge des mangelhaften deutschen Nachrichten-Dienstes. — Vergebungen an Fremde. — Brasiliens Aussichten. — Umschau in Rio de Janeiro. — Umbau der inneren Stadt. — Passeio Publico, Botanischer Garten, Corcovado, Tijuca und nähere Umgebung. — Unabhängigkeitstag. — Unsere Vertreter. — Die deutsche Gründung Petropolis. — Abschied von Rio. — In Bahia. — Familie Wolff. — Fernando Noronha. — Wieder auf der Nordhalbkugel. — Aufenthalt auf Teneriffa. — Über Lissabon und Rotterdam wieder nach Hamburg. — Schlußwort.

Am 22. Februar früh dampften wir ohne Lotsen an den Bänken vorbei in die etwa 5 Seemeilen lange, flußartige Einfahrt zum Hafen von Santos. Üppig bewachsene, mittelhohe Berge schließen ringsherum, oft flachere Uferlandschaften mit Hütten und Palmen frei lassend. Bei dem alten portugiesischen Fort Barra Grande grüßten wir die grüngelbe Landesflagge und erhielten einen Zwangslotsen. Die Kapitäne sollten gut tun, die Tätigkeit dieser Herren nicht aus dem Auge zu lassen. Unter heftigem Regen legten wir uns an den Kai des neu ausgebauten Hafens, wo schon eine Reihe von Dampfern, der Hamburger Südamerika-Linie, der Hamburger Sloman-Linie zwischen New-York und Brasilien, dem Bremer Lloyd, dem Österreichischen Lloyd, englischen, italienischen und anderen Gesellschaften gehörend, lagen. Die erste der genannten Linien hat die Insel „Ilha das Palmas" als Gesundheitsstation für ihre Mannschaften angekauft.

Bekanntlich ist Santos einer der gefürchtetsten Gelbfieberhäfen gewesen; ganze Schiffsbesatzungen starben dort aus. Zwischen Dezember und Juni kommen noch immer Fälle vor, allein der Yellow Jack ist doch recht gebändigt worden. Santos ist der Haupthafen des Staates São Paulo und der bedeutendste Kaffeeausfuhrhafen. Von seiner etwa 6 Millionen Sack Kaffee (das wechselt natürlich) betragenden jährlichen Ausfuhr geht ein beträchtlicher Teil nach Hamburg. Deutsche Firmen bilden die Spitze. Unter den nahezu 50000 Einwohnern wohnen mehrere Hundert meist in guter Lebensstellung befindliche Deutsche. — Bei dem heftigen Regen sah ich von der gesundheitlich umgestalteten, zum Teil neu und gut gebauten Stadt nicht viel, verabschiedete mich auch gleich von der gastfreundlichen „Antonina", frühstückte mit dem, trotz des Post-

tages für mich Zeit erübrigenden, deutschen Konsul Bormann, einem Teilhaber der großen Hamburger Kaffeefirma Theodor Wille & Co., und trat unverzüglich meine Überlandfahrt nach Rio über São Paulo, der gleichnamigen Hauptstadt, an. Die Erledigung meiner Gepäck- und Zollangelegenheiten ward einem jungen, in Hamburg erzogenen Brasilianer übertragen. Das war ein Glück, denn die Zöllner arbeiten unerhört langsam und beanspruchen für alles mögliche Trinkgelder.

Die etwa 3stündige prächtige Fahrt hinauf nach São Paulo lohnte trotz des dichten Regennebels. Es war auch angenehm, aus der feuchten Wärme von einigen 30° C. herauszukommen. Alle diese Bahnlinien in den Staat hinein und nach Rio sind englisch. Neuerdings gelangte jedoch die São Paulo-Rio Grande-Bahn unter die Finanzkontrolle der Kanadisch-Amerikanischen Gesellschaft; das heißt sie wurde nordamerikanisch. Die einzige bisher deutsch gebaute Bahn ist die zu den nördlichen Kaffeedistrikten des Staates Minas Geraes. Eine Dresdener Gesellschaft erhielt von der Regierung von Rio Grande do Sul eine Konzession zum Bau einer Bahn längs des Uruguay-Flusses. — Hinter Santos zeigten sich große Sümpfe; bald begann das Erklettern des steilen Anhubs. In der herrlich wuchernden Tropenvegetation ragten die hohen Palmenwedel geheimnisvoll aus den Nebelschleiern; weiße und rotlila blühende Bäume, weiße Sumpflilien leuchteten und lockten. Ordentliche Stationsbauten, unmittelbar an steilen Abstürzen, fast japanisch erscheinende Häuschen und Tunnels wechselten; zuweilen sah man etwas verwahrloste Kinder mit germanischen Gesichtern. Auf der Höhe des Plateaus angelangt, eilten wir schnell nach São Paulo weiter.

Und wie hat mir diese, etwa 800 Meter hoch gelegene, schon über 200 000 Einwohner zählende Stadt, die beste freilich nach Rio, wieder einmal Bewunderung abgezwungen! Wir kümmern uns in Europa doch zu wenig um diese Dinge, und deshalb betrachten wir sie unzulänglich und unterschätzen sie. — Auf abwechslungsvoll gestalteter, offener Ebene breitet sich die Stadt hin; höhere Hügel und Wäldchen schließen rings herum. Im Weichbilde selber sind noch Höhenunterschiede, die oft für das weit in die Umgebung laufende Netz elektrischer Bahnen ein wenig steil erscheinen. — Der neue Bahnhof kündete gleich an, daß man sich in einer unerwartet zivilisierten Welt befinde; dagegen hatte ich einen Faulheitsrekord, wie die Gepäckbeamten und Träger — diese meist Neger — ihn hier leisteten, wirklich noch nicht gesehen. Die Kerle zogen einen Koffer ein paar Zentimeter mehr als schneckenhaft fort, ließen ihn stehen, gähnten, räkelten sich, zogen ihn wieder ein paar Zentimeter, schwatzten, gähnten abermals, und eilten so beflügelt dem Ziele zu. Wenn ich eine Peitsche gehabt hätte und die Burschen damit hätte durchprügeln dürfen, so würde mir dies die denkbar innigste Befriedigung bereitet haben. Leider durfte ich das nicht, sondern hatte obendrein diese Faulheit, die zum Himmel dampfte, noch mit einem Sündengeld zu belohnen. — Hier fand man Sauberkeit und Eleganz, dort wieder, in engen Gassen, fehlte sie. Die Hauptverkehrsstraßen, mit stattlichen Läden, Bankgeschäften und Verwaltungsgebäuden, sind sehr lebhaft. Alles kam mir rasend teuer vor. Die Kaffeebarone haben in guten Zeiten wohl zu übermütig mit dem Geldausgeben gewirtschaftet. Daneben scheint große Armut zu herrschen; so sah ich arme Kinder, vor Frost zusammengekrochen,

ohne daß jemand sich um sie kümmerte, auf dem Trottoir nächtigen. Ein mäßiger Stadtplan, der bei uns etwa 20 Pfg. kostet, erforderte hier 3 Mk., ein etwas besserer unaufgezogen schon 7 Mk.! — Ich hatte gehört, daß São Paulo fast ganz deutsch wäre. Ich stieß jedoch auf keinen einzigen Laden, in dem man etwas anderes als portugiesisch verstand. Mein angeblich deutsches Hotel besaß auch nur einen deutschredenden „Manager". Da nebeneinander liegende Hotels sich alle als „Grand Hotel" bezeichnen, der eigentliche Name steht sehr klein darunter, speiste ich in Verwechslung des Hauses in einem andern als dem meinigen und mußte so zwei Soupers bezahlen, von denen ich eines gar nicht genossen hatte. Da ich just solo meinen Geburtstag feierte, fand ich dies vom Schicksal überraschend nett ausgedacht. Unseren Konsul traf ich leider wieder nicht; deshalb mußte ich nach Rio eilen, um Auskünfte zu erhalten. Alle deutschen Dampfer nach Europa schienen auf lange hinaus voll besetzt zu sein, auch die sogenannten Prinzendampfer der Hamburg-Amerika-Linie, deren einen ich gern benutzt hätte, um das schöne Madeira einmal wieder zu sehen.

Am nächsten Tage sah ich mich noch ein wenig in São Paulo um, das mir mit seiner Villenumgebung und einem prächtigen, schön gepflegten Stadtpark, der dicht am stattlichen Zentralbahnhofe liegt, immer besser gefiel. — Die Fahrt nach Rio erfordert gegen 15 Stunden. Ich reiste mit einer Offiziersfamilie, die sich im glücklichen Besitz von mindestens fünf, mehr oder weniger brüllenden Babys befand. Als ich am Morgen erwachte, sah ich mich in eine seltsame Berglandschaft versetzt, die mir ein wachsendes Entzücken bereitete. Auf unansehnlichem Bahnhofe, in einem zunächst wieder sehr wenig anziehenden

Stadtteile langte ich dann in der Hauptstadt an, um per Bond (wie man hier den elektrischen Tram bezeichnet) nach der Station der elektrischen Bahn am Largo da Carioco zu fahren, die mich in mein Berghotel außerhalb der Stadt hinaufbefördern sollte. Meinem Hotel in São Paulo hatte ich aufgetragen, hier für mich telegraphisch ein Zimmer zu bestellen. Ich erfuhr dann, daß die Depesche wegen eines angeblichen formalen Versehens nicht abgelassen sei; die Rückzahlung des gütigst angenommenen Betrages aber wurde vom Telegraphenamt verweigert.

* * *

Über Brasilien, wo von Deutschland aus bald eine halbe Milliarde in die verschiedensten Unternehmungen gesteckt sein wird, muß ich mich kurz fassen. Mir lag lediglich daran, es auf der Heimreise zu streifen, um meinem Südamerika-Buche einige vervollständigende Züge beifügen zu können, und weil ich im Schatze meiner persönlichen Erinnerungen das Kleinod Rio Janeiro nicht missen wollte. Eine einigermaßen genügende Beschäftigung mit diesem riesenhaften Lande erforderte sonst Bände; allein schon das, was es über die deutsche Kolonisation dort zu sagen gebe. Ich überlasse eine solche, noch immer zu vervollständigende Aufgabe daher anderen und stelle der auch nur knappen Schilderung Rios zunächst einige wenige allgemeine Betrachtungen voran.

Was Brasilien, der fünftgrößte Staat, d. i. Staatenbund, der Erde, mit dem etwa 16—17fachen Umfange des Deutschen Reiches bedeutet, lehrt ein einziger Blick auf die Karte. Wir sehen über diesen gigantischen Raum ein Netz natürlicher Wasserstraßen verteilt, wie

es kein zweites Land zu bieten hat. Wir wissen, daß es schier unerschöpfliche Schätze unter und über der Erde besitzt. Wir wissen ferner, daß der Schrecken vor den Tropen bei den Menschen der kühlen Zonen im Schwinden begriffen ist. Er wird ganz verschwinden, wenn es auch nicht schnell geht, zumal es einstweilen noch genug Entwickelungsraum auf minder heißerem Boden gibt. Schließlich gilt dies Bedenken für ansehnliche Teile Brasiliens überhaupt nicht. Brasilien besitzt heute etwa 14½ Millionen Bewohner, eine Kleinigkeit im Verhältnis zum Bodenbesitz! Man sagt, die Bewohnerzahl mache die eigentliche Bedeutung eines Landes aus, nicht die Anzahl seiner Quadratkilometer. Jawohl, aber dem ist doch nicht ganz so. Die Erdoberfläche scheint in festeren Händen zu sein, als je zuvor in der Geschichte. Die Möglichkeit von Verschiebungen kann man natürlich nicht bestreiten; allein die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Becken, in welche die politisch geeinigten Nationen ihren Zuwachs ergießen können, in der Hauptsache verteilt sind. Und wären sie noch nicht fest verteilt, würde die Bedeutung, schon heute über ein möglichst großes Becken zu verfügen, doch nicht erschüttert werden, wenn nur dabei die Möglichkeit aufrecht erhalten bleibt, es auch verteidigen zu können.

Der neue Verkehrsminister Dr. Calmon soll die Einwanderung ganz energisch fördern und ihr die größten Vorteile verschaffen wollen. Das haben freilich schon manche Minister vor ihm gewollt. Viele, viele Millionen Menschen können sich noch in das Becken Brasilien ergießen, und werden es. Gelingt es, sie unter das gemeinsame Dach der portugiesischen Sprache zu bringen, wird der alten portugiesischen Welt-

kultur noch eine Rolle vorbehalten sein, wie sie sie nie zuvor spielte. Die Entscheidung hierüber beruht auf den Erfolgen des Nordamerikanertums, das sich zunächst der politischen Führung der brasilianischen Angelegenheiten bemächtigt hat. Die wirtschaftliche Führung durch die Yankees stößt in Handel und Schiffahrt allerdings noch auf sehr starke Widerstände, macht aber täglich langsamere oder raschere Fortschritte. Auch in Brasilien liegt die Gefahr, und vielleicht verstärkt, vor, daß die Sprache der herrschenden Klasse einst englisch, daß dieses gigantische Land nordamerikanisches Monopol werden wird. Unter solchem Gesichtspunkt hat selbst Herr Root, im auffälligen Gegensatze zu der die italienische Einwanderung gegenüber der deutschen begünstigenden Politik der brasilianischen Staaten, nichts gegen deutsche Einwanderung in Brasilien, natürlich nicht! Es ist ganz lehrreich, was der Franzose Erneste Tonnelat über diese in der „Revue de Paris“ sagte. Er unterscheidet die Bewahrer des Deutschtums, die dem Brasilianer in der Kultur überlegenen und Widerstand leistenden Elemente, besonders im Kaufmannsstande, und die große, den Ausschlag gebende, Masse der kleinen Leute, die, ähnlich wie in Nordamerika, in Massen kamen und trotz zum Teil geschlossenen Wohnens früher oder später im Brasilianertum aufgehen würden, genau wie die nach den Vereinigten Staaten Ausgewanderten im Nordamerikanertum. Schon jetzt hätte sich im Süden Brasiliens ein Typ herausgebildet, der darauf hinwiese, daß dieser nicht germanisiert, sondern amerikanisiert werde.

Ein solcher Typ würde sich dem nordamerikanischen freilich als Vorfrucht erweisen und unschwer geneigt sein, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Man kann daher

wohl erwägen, ob ein weiterer deutscher Zustrom nach Brasilien, sogar, wenn er besser behandelt würde, heute noch zu wünschen sei. Um ein Urteil fällen zu können, muß man natürlich die deutschbevölkerten Teile Brasiliens selber genau kennen. Mir will scheinen, daß wir uns aus einem für die Zukunft zweifellos unermeßlich wichtigen Gebiete, um das wir die größten Verdienste haben — schufen doch deutsche oder deutschvölkische Siedler überhaupt erst den brasilianischen Ackerbau! — nicht schlechtweg vertreiben lassen, sondern alle Kräfte anspannen sollten, jenen deutschen Provinzen Rückhalt zu bieten. Wohnt allein doch schon in Rio Grande do Sul (wo auch Dr. Hermann Meyer aus Leipzig kolonisiert) etwa 1/4 Million Deutscher. Die durch kein Schwanken Mißtrauen erzeugende, klug schonende, aber nicht schmeichelnde energische Stütze durch die Politik des Heimatlandes hat dabei die erste Rolle zu spielen. Einen besonderen (übrigens nicht verkannten), vom ganzen deutschen Volk zu unterstützenden Teil solcher Aufgabe bildet die Beförderung des deutschen Schulwesens im Auslande. Auch in bezug auf Brasilien sei hier an die beherzigenswerten Worte erinnert, die Dr. Scharlach auf der Hauptversammlung des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins" in Hamburg sprach: „Halten Sie es nicht für eine Redensart und nicht für übertrieben, wenn ich Ihnen meine Meinung dahin ausspreche, daß es die Pflicht jedes denkenden Deutschen, vor allem aber die Pflicht jedes weitsichtigen Kaufmannes ist, die deutschen Schulen im Auslande womöglich auf einen Stand zu bringen, der durchaus dem entspricht, welchen die deutschen Schulen im Inlande erreicht haben. . . . Ich stehe auf dem Standpunkte, daß uns die Banken und die großen überseeischen

Reedereien Beiträge von fünf- und zehntausend Mark leisten könnten, die aber keine Wohltätigkeitsgabe, sondern eine Aufwendung wären, die sie ganz genau mit derselben geschäftlichen Aussicht begründen können, wie diejenige, die sie veranlaßt, ihre Abrechnungen zu veröffentlichen oder andere Schritte — wir wollen sie einmal mit dem Ausdruck „Reklame" im besten Sinne des Wortes umfassen —, die den Zweck haben, ihren Geschäftskreis zu vergrößern. Denn das müßten alle einsehen, daß die eigentlich festeste Grundlage des deutschen Handels im Auslande der Zusammenhalt der Deutschen im Vaterlande mit denen im Auslande ist, und daß dieser Zusammenhalt wirklich gesichert wird durch die Aufrechterhaltung der deutschen Sprache, der Muttersprache. Das wiederum kann nur dadurch geschehen, daß die deutschen Schulen in den Handelsprovinzen auf die denkbar möglichste Höhe gehoben werden."

Eine „deutsche Gefahr", wie sie immer wieder in der brasilianischen Presse aufgerührt wird, d. h. eine Gefahr, die etwa aufteilen und Südbrasilien annektieren will, ist nichts als Bluff von derjenigen Seite, von der dem Lande eine wirkliche, bereits in Erscheinung getretene Gefahr für die Selbstbestimmung seines Schicksals droht. U. a. war neuerdings der brasilianische Abgeordnete Barbosa Lima, um der „deutschen Gefahr" zu begegnen, äußerst tätig. Zu dieser Agitation schrieb der Blumenauer „Urwaldsbote": „Wenn die Bewohner der Kolonien sich nicht mit großen Opfern selbst geholfen hätten, so wäre dort ein Geschlecht von Analphabeten herangewachsen; das sollte man anerkennen, statt sich darüber aufzuhalten, daß der portugiesische Unterricht bisher nicht zu seinem Recht gekommen ist . . . . Daß wir

die Sprache des Landes lernen, in dem wir eine neue Heimat gefunden haben, kann man von uns verlangen; daß wir die deutsche Sprache aufgeben sollen, wäre eine Zumutung, die wir mit Entschiedenheit zurückweisen müßten." Übrigens besteht auch auf dem Sondergebiete der Schule eine nordamerikanische Gefahr für unsere Landsleute, und zwar durch die verbreitete Missouri-Synode, die gewissermaßen wieder als Bundesgenosse deutscher evangelischer Pfarrer und Lehrer erscheint, doch national im entgegenstehenden Interesse wirkt. Das ist ja, von ihrem Standpunkt aus, ihr gutes Recht; wie ich selbstverständlich nicht entfernt daran denke, irgend einem Nordamerikaner ein berechtigtes Streben im Interesse seiner Nation zu verargen. Was wir wollen, ist nur eins: Fair play! — Die Forderung der Ortsgruppe Hamburg des „D. Schul-V.", daß Auslanddeutschen die reichsdeutschen Schulen und Seminare zugänglich gemacht werden möchten, gilt namentlich auch für Brasilien.

Über brasilianische Armee und Marine kann ich aus eigener Anschauung nicht viel berichten. Nominell besteht allgemeine Wehrpflicht. Es wird der Bummelei entgegengearbeitet; zumal zeigt sich Streben in der Marine, die jetzt auch vom Verlangen nach „Dreadnoughts" (die allerdings und vielleicht nicht ganz ohne Grund als verkappte britische Flottenverstärkung beargwöhnt werden) ergriffen zu sein scheint. Von Auslandsschiffen sucht man den Neger mehr und mehr fern zu halten, worin u. a. ein Beweis erblickt wird, daß selbst in dem reichlich farbigen Brasilien die Rassenfrage im Erstarken begriffen sei.

* * *

Als erwähnenswert sei angeführt, daß sich zurzeit gerade in Rio eine ganze Expedition nordamerikanischer Kapitalisten zum Studium gewinnbringender Anlagen in Südamerika aufhielt. Ferner waren auch japanische Versuche, an den brasilianischen Markt heranzukommen, zu verzeichnen. Um einige weitere wirtschaftliche Notizen zu geben, komme ich noch einmal auf den Bericht der „Hamb.-Südam. D. G." zurück. Die Linie klagt, daß Hafeneinrichtungen und Arbeiterverhältnisse dem großen Warenandrang nicht gewachsen seien; im Hafen von Rio erreichten die Schwierigkeiten ihren Höhepunkt. Der Gummi-Export aus Nordbrasilien mit deutschen Dampfern habe um 100 Prozent zugenommen. Der meiste Gummi geht freilich noch immer nach Liverpool. — Die Hamburg-Amerika-Linie stimmt obigen Klagen zu. Deren Bericht erwähnt noch die Nachteile der sehr schwankenden Valuta Brasiliens. Beide Linien empfinden fortgesetzt die störende Barre vor dem Haupthafen von Rio Grande do Sul. Die Hamburg-Amerika-Linie hat sich neuerdings an der Santa Katharina-Eisenbahngesellschaft beteiligt, welche die von Deutschen besiedelten Gebiete in das Verkehrsnetz einbeziehen will. Der Norddeutsche Lloyd ist mit dem Frachtverkehr nach Brasilien nicht zufrieden, wohl aber mit dem Anwachsen der Kajütspassagiere nach Südamerika. Dieses und das große Steigen des Zwischendeckverkehrs bezieht sich freilich besonders auf den La Plata.

Einem Berichte von anderer Stelle ist zu entnehmen, daß anstatt der bei Santos erwähnten Slomandampfer oder der aus dieser hervorgegangenen Gesellschaft „Union" jetzt die Hamburg-Amerika-Linie und die „Hamburg-Südamerikanische D. G." den Dampferdienst zwischen New York und Brasilien übernahmen. Wie sehr übrigens

diese deutschen und nordamerikanischen und auch englischen Schiffahrts- und Handelsbeziehungen miteinander verschlungen sind, beweist z. B. der Umstand, daß der Chef der größten Kaffeefirma in New York, Croßmann & Sielcken, ein Deutscher und Aufsichtsrat der „Union“ ist, die bisher in Gemeinschaft mit zwei englischen Linien hauptsächlich den Kaffee von Brasilien nach New York brachte. — Der staatlich subventionierte „Novo Lloyd Brasileiro“, der mit allen Mitteln die brasilianische Küste beherrschen soll und auch nach New York fährt, wird von keiner fremden Linie gefürchtet. Immerhin trägt ihn das allgemein beklagte Mißwirtschaftsmonopol der der brasilianischen Flagge vorbehaltenen Cabotage wenigstens an der Küste. Dieser Lloyd war schon sehr herunter, bis er durch Unterstützung des Hauses Rothschild in London wieder auf den Kiel gebracht wurde. Rothschild und J. H. Schröder & Co. in London (also wieder deutsche Namen) sind die englischen Finanzleute Brasiliens und sollen bei allen Geschäften immer gleichzeitig auf politische Vorteile Englands bedacht sein. Freihändlerische Prinzipien spielen dabei keine Rolle, sondern wenn es paßt, wird ebenso gut schutzzöllnerisch gearbeitet. Ein englisches Syndikat wird wohl die großen Hafenbaukonzessionen in Pernambuco und in Torres (R. Gr. d. Sul) erhalten. Bekanntlich ist Brasilien, für das Kaffee das bedeutet, was der Salpeter für Chile, wegen der Überernte im letzten Jahre in große Schwierigkeiten geraten und sucht durch finanzielle Operationen, die sogenannte „Kaffee-Valorisation“ (Zurückhaltung des geernteten Produkts und dessen Verpfändung gegen eine einem angemessenen Preise entsprechende Anleihe seitens der Kaffee-Staaten, garantiert durch die Bundesregierung)

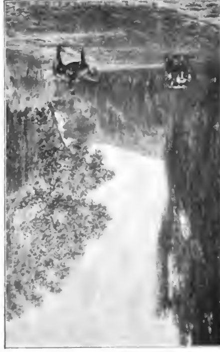
einen vernichtenden Sturz des Kaffeepreises aufzuhalten. Man hat, wie es früher wohl schon im kleinen mancherorts geschehen ist, das verbrecherisch anmutende Mittel der Verbrennung der Ernte angeraten. Das wird zwar nicht geschehen. Die deutsch-brasilianische Presse bezeichnete das Valorisationsprojekt, das schon jetzt Schaden angerichtet habe, als ein Abenteuer, zu dessen Ausführung die Regierung ihren bei Rothschild in London hinterlegten Goldfonds angreifen und damit ihren Kredit schädigen müsse. Es verlautete dann auch, Rothschild habe die 5 Millionen Pfd. Sterl. zu der Valorisation nicht hergeben wollen, da er ohnehin schon zu sehr bei den Kaffeestaaten engagiert sei, und diese unterhandelten mit New Yorker und deutschen Häusern. Die Beteiligung deutscher Häuser aber ward in nationalgesinnten deutschen Handelskreisen als den deutschen Interessen zuwider laufend bezeichnet. — Nach neuesten Nachrichten hat die Regierung von São Paulo mit Hilfe der neuen Bundesregierung das Valorisationsprojekt wirklich durchgesetzt, und zwar hat ein französisches Konsortium den Kaffeeverkauf gegen eine Anleihe von 2 Mill. Pf. St. erhalten.

Deutschland erhebt einen Kaffee-Importzoll, Nordamerika auch, England nicht. Trotzdem bewilligte Brasilien den Zollnachlaß von 20 Prozent auf eingeführte Waren, den England dafür genießt, auch Nordamerika, und verlängerte kürzlich diese einseitige Vergünstigung bis Ende 1907.

Nun noch ein Wort zum panamerikanischen Bahnprojekt. Dieses gedenkt Brasilien mit in ihr südamerikanisches Netz einzubeziehen. Von Panamá reicht es nach Cuzco in Peru, und umschließt von hier ab das Dreieck: Cuzco—Rio—Buenos Aires. Am Pacific

läuft die projektierte Bahn über Antofagasta, Valparaiso und Valdivia nach Punta Arenas. Schließlich hegt es die Bescheidenheit, die beiden argentinischen Kontinentalquerbahnen einbeziehen zu wollen. Nordbrasilien und Venezuela sind bisher noch nicht mit weiterer Ausspinnung dieser Pläne beglückt worden. Gelingt dann einmal die kleine Verlängerung nördlich über San Francisco—Beringsstraße nach Asien (Winnipeg—Chicago—New Orleans stellt einen Zentralzweig vor) und die abgekürzte Verbindung London—New York über New Foundland und Halifax, dann wäre das arme Deutschland ein ausgeschalteter Faktor. Es hat aber noch etwas Weile bis dahin! —

Wie die Deutsch-Überseeische Elektrizitätsgesellschaft sich in Südamerika bereits ein Übergewicht verschafft hat, so verlautet neuerdings das Zustandekommen eines Trusts für südamerikanische Straßenbahnen, an dem die großen Banken Deutschlands hervorragend beteiligt sind. Die deutsche Diskonto-Gesellschaft und die Brasilianisch-Deutsche Bank spielen eine hervorragende Rolle in der Brasilianischen Bankwelt. Brasilien kauft für gegen 160 Millionen Franken jährlich von uns. Die besten Kaffeepflanzungen befinden sich in deutschen Händen. Der wirtschaftliche Aufschwung Brasiliens ist unverkennbar, mag der Wechselkurs auch heute wieder nur 15 Pence betragen, was übrigens mit absichtlichen Finanzoperationen der Bundesregierung zusammenhängt. Die brasilianische Ausfuhr war 1906 höher als je zuvor, der Import nicht schlecht. Alle Nationen folgen dem Aufschwunge mit höchstem Eifer, um in das brasilianische Geschäft hineinzukommen, außer Nordamerikanern die Engländer, Franzosen, Österreicher, Italiener, Japaner und andere.



Weidenbäume bei Buenos Aires.



Pflanzenbild bei Rio de Janeiro.

Die Franzosen entsendeten sogar einen hervorragenden Wirtschaftsagitator, der der französischen Regierung — unterstützt von dem Propaganda-Comité „Franco-Brasilien" — vorschlug, das Kaffeegeschäft, um von Brasilien Zollvergünstigungen zu erlangen, zu monopolisieren, wobei sie obendrein Millionen verdienen würde, jedenfalls aber den hohen französischen Kaffeezoll herunterzusetzen, den Frankreich, um seine 5 Milliarden an Deutschland glatt zahlen zu können, 1870 ungeheuer erhöht hatte und auch bisher noch ziemlich hoch gehalten hat. Wahrscheinlich wird Frankreich, dessen Import erheblich zurückging, Erfolge erzielen. (Vergl. S. 367). Die Nordamerikaner allein erlangten, wie erwähnt, bereits Zollvergünstigungen. (Siehe Anhang.) Italien und Argentinien sind in Handelsvertragsverhandlungen begriffen. Es wird deshalb der deutschen Regierung aus deutschen Handelskreisen in Brasilien dringend empfohlen, mit Brasilien auch in Unterhandlungen zu treten, zumal der Kongreß wahrscheinlich wieder bedeutende Zollerhöhungen beschließen würde. Als politisch und wirtschaftlich außerordentlich wichtig wird es auch für Deutschland bezeichnet, sich von dem englischen Kabelmonopol (Western Telegraph Co.) frei zu machen durch Legen eines, zweifellos rentierenden, deutschen Kabels. Zu unserem unberechenbarsten Schaden beherrschen die englischen Entstellungen, in Verbindung mit den Lügen der „Agence Havas", nach wie vor die öffentliche Meinung Brasiliens, und selbst deutsch-brasilianische Zeitungen sehen sich nolens volens auf diese trüben Quellen angewiesen. In der Tat liegt der Nachrichtendienst des Deutschen Reiches ziemlich auf der ganzen Welt noch betrüblich im argen, und neben unserer zu schwachen Marine darf man diesem

Umstande wohl unbedenklich eine Hauptschuld der in Erscheinung getretenen Koalitionsmöglichkeiten gegen Deutschland zuschreiben. — Die spanische Regierung hat jetzt die Legung eines deutschen Kabels nach Afrika (Südamerika folgt hoffentlich) über Teneriffa gestattet, aber anscheinend nicht den Anschluß an das Emdener Kabel in Vigo.

Neuerdings sieht man in Brasilien wieder Silbergeld, das allerdings schlecht geprägt ward, so daß man die neuen Goldmünzen in Paris prägen lassen wird, wohingegen Postwertzeichen von der American Banknote Company hergestellt wurden. Zur Beseitigung der Barre in Rio Grande hat auch ein Nordamerikaner, L. Corthell, den Auftrag bekommen.

So scheint im allgemeinen Brasilien unter seiner neuen Bundesverwaltung guten Tagen entgegenzugehen, obschon seine Zoll- und Steuerpolitik nach wie vor als Klassenpolitik nach innen und kurzsichtig nach außen bezeichnet wird. Der neue Finanzminister Dr. Moritzsohn Campista gilt für eine sehr tüchtige Kraft.

* * *

Rio de Janeiro heißt zu deutsch „Januarfluß", und zwar weil die im Januar in die Bucht von Rio einsegelnden Entdecker diese zuerst für eine Flußmündung hielten.

Ich hatte ja manches über Rio gelesen. Ich war darauf gefaßt, ein Juwel der Schöpfung zu erblicken; allein, nach den Schilderungen hatte ich mir eingebildet, erst einen prachtvollen Anblick zu genießen und dann nach Betreten des Landes enttäuscht zu werden; so etwa, wie man es von Konstantinopel-Fahrern behauptet. Ich genoß zwar später den Blick vom Hafen aus, doch vielleicht

half der Umstand, daß ich vom Innern her anlangte, dazu, mein Urteil zu beeinflussen, ich möchte sagen: zu verbessern. Hiernach erkläre ich unumwunden: Rio de Janeiro, gegen das die Reize der Mutterstadt Lissabon völlig verblassen, ist die schönste Stadt der Erde, die zu erblicken, ich das Glück hatte; und ich habe deren ja ziemlich viele gesehen.

Kein Zweifel, die innere Stadt besteht zum Teil aus garstigen Gassen, nirgend findet sich bis jetzt — die Ausdehnung ausgenommen — ein wahrhaft weltstädtischer, selten einmal ein großstädtischer Zug, wie er sich doch in Buenos Aires oder Mexiko häufig ausprägt, und dennoch — es ist eine herrliche Stadt!

Man kann meines Erachtens nach sein Urteil, wie es die Regel zu sein scheint, hier nicht zutreffend, in die Formel fassen: die Umgebung alles, die Stadt nichts. Man kann es nicht, weil beides ein so vortrefflich harmonierendes Ganzes bildet. Nicht bewußt ist es entstanden, sondern wahllos, nur aus Augenblicksbedürfnissen und Willkür heraus, aber das Ergebnis war wie ein Meisterwerk der Natur selbst. Die Fülle einzelner, reizender Stadtbilder ist unerschöpflich. Ich habe mich jeden Tag von neuem daran entzückt, ohne bei meinem, leider zu kurzen Aufenthalte auch nur annähernd allen nachspüren zu können. Jener Vorwurf, der die innere, flache, enge und zum Teil wirklich schmutzige Stadt trifft, bedarf aber ebenfalls der Berichtigung. Die engen und daher gegen Sonnenstrahlung geschützteren Straßen sind häufig recht fesselnd. Sie gewähren eine orientalische Intimität, man sieht die Bevölkerungstypen, die dem Auge allerlei Beobachtungsstoff bieten, in der Nähe, die Ladengeschäfte der Rua Ouvidor drängen sich basarartig. Kein Wagen darf

hier fahren, und ununterbrochen schiebt sich der Menschenstrom, etwa wie in einer Geschäftsstraße Kantons, und erweckt so zu gewissen Stunden den Eindruck ungeheurer Belebtheit und Geschäftigkeit.

Nun aber befand sich gerade jetzt dieser Zentralteil der Hauptstadt in völliger Umwälzung, deren Wüstheit das Urteil ungünstig beeinflussen mußte, wenn man sich nicht das Ziel des stäubenden, geräuschvollen Zerstörungswerkes vorgestellt hätte. Wie seinerzeit in Paris, Rom, Hamburg usw. ward nämlich der Durchbruch durch ein ganzes Viertel dieses Gassengewirrs vorgenommen, der voraussichtlich den Anfang der Umprägung der inneren Stadt bedeutet, aber auch für sich schon wesentlich einen luftigen, stattlichen und modernen Zug in sie hineinbringen wird. Es wird eine Avenida entstehen, ähnlich der Avenida di Mayo in Buenos Aires, während die engen, kreuzenden Ladenstraßen wohl auch hier ihre Bedeutung bewahren werden. Nur eins steht zu befürchten: Die Entfaltung der Spekulationsbau-Pracht, mit elendem Stuckzierat. In Deutschland machen wir uns allmählich frei davon; die italienischen Architekten, die in Südamerika viel gelten, scheinen noch dergleichen zu lieben. Der Portugiese neigt im Bau des Wohnhauses mehr zum Einfachen, ja zum Öden. Die meisten Villenvorstädte Rios zeigen einfache Häuser, in unendlicher Wiederholung eines Bautyps — in der Regel drei Fenster Vorderseite, lange Seitenflügel, nebst Veranda, und rosa, bläulichen, grünlichen oder sonstigen Anstrich. Der spanische Patio inmitten des Gebäudes scheint nicht Erfordernis zu sein. Der blühende Garten ist die Hauptsache. Die Ausstattung der Innenräume verblüfft geradezu durch Anspruchslosigkeit; ich habe häufig nur die notwendigsten Möbel

und kahle Wände mit spärlichem, ärmlichem Schmuck bemerkt. Reiche Leute prunken natürlich hier wie überall.

Rio darf auf schöne öffentliche Plätze und Promenaden stolz sein, da die Vegetationsüppigkeit noch ganz anders zu Hilfe kommt, als in den bisher beschriebenen Städten. An tropischer Pracht schien mir der kleine Park Passeio Publico, mit der dicht und anmutig vom Ficus übersponnenen Mauer, die umfangreiche Praça da Republica weit zu übertreffen. Einen Cerro, wie den von Santiago, hat es jedoch nicht aufzuweisen. Es ist auch keine Plaza vorhanden, die die strahlende Lebensfreudigkeit so auf einem Punkte vereinigt; dazu ist die Stadt, gleich Buenos Aires, eben schon zu groß geworden. Die Verwaltung hat alle modernen Errungenschaften eingeführt, z. T. früher als in Buenos Aires, aber die Durchführung ist noch nicht allgemein. Noch fuhren viele schlechte Pferde- oder Maultierbahnen neben den elektrischen (durch englische Gesellschaften begründeten) Linien durch Stadt und Vororte. Die Hafenfähren besitzen nicht die Großartigkeit derer von New York oder San Francisco. Bedeutend ist das Netz der Gasbeleuchtung. Die verschiedensten, durch ungebührliche hohe Zölle geschützten Industrien nehmen merklich zu; leider sogar schon unter Beeinträchtigung stimmungsvoller Naturbilder.

Genau hat die Statistik die Einwohnerzahl noch nicht feststellen können; man darf auf eine halbe Million schließen, von denen gut ein Drittel aus Fremden, zumal Portugiesen und Italienern, bestehen dürfte. Sie verteilen sich auf ein Weichbild von 100 Quadratkilometern (Berlin 63½, Hamburg 77), während der ganze, ähnlich wie Washington, bundesstädtische Bezirk 1394 Quadratkilometer begreift.

Die Einwanderung ist mäßig, Geburts- und Sterbeziffer halten sich ungefähr die Wage. Doch ist Rio nicht mehr als ungesunde Stadt zu bezeichnen, wenigstens lange nicht so, wie man in Europa anzunehmen geneigt ist. Die furchtbar sorglose Behandlung der Säuglinge fordert die meisten Opfer. Seit Jahren hat es kein epidemisches gelbes Fieber gegeben; es ist begründete Aussicht vorhanden, diesen unheimlichen Gast einmal ganz zu bannen. Ich bin in der Fiebersaison, während der heißesten Zeit, in Rio gewesen, habe wenig von Erkrankungen bemerkt und gehört und mich fast täglich der Sonne, nur im europäischen Strohhut, ohne Schaden ausgesetzt; so z. B. in dem berühmten Botanischen Garten. Dieser könnte besser gepflegt werden, hat nicht den nachwirkenden Eindruck auf mich gemacht wie sein vorzüglich gehaltener javanischer Rivale in Buitenzorg, der auch in Pracht der Bergumrahmung dem von Rio kaum nachstehen dürfte. Aber dennoch scheint sein Pflanzenreichtum unübertroffen zu sein; dennoch gab es auch außer den weltbekannten Alleen der riesigen Palma real unendlich viel Schönes zu bewundern. Diese Ausblicke aus den von tiefroten Blütentrauben übersäten dunklen Laubengängen der Ipomea zu dem Berghorn des Corcovado; diese geheimnisvollen Bambushaine, diese Teiche voll bunter Wasserblumen und mächtiger Gramineen vor schlanken Wachspalmen und der seltsamen Palma oreodoxa; diese rankenden Lianen, prachtvollen Orchideen, Baumfarne, die Topfbäume mit weißen Blüten und rosa Blättern, die gelben Winden mit braunviolettem Kelch, die hohen Blütenkerzen der Yucca, — alle diese nur einen winzigen Bruchteil der Formen- und Farbenfülle andeutenden Individuen, welches Ganze geben sie doch!

Solche Hitze wie in Buenos Aires hatten wir niemals. Am Hafen war es bei Seebrise kühler als oben in den Bergen, und auch in diesen habe ich Fußmärsche gemacht, die mich nicht mehr anstrengten als ein sommerlicher Marsch in Europa. Wer Rio in der guten Jahreszeit, in unseren Sommermonaten, besuchen will, braucht überhaupt keine Angst zu haben, und kann ruhig in einer Pension oder einem Hotel der unteren Stadt leben.

Ich wohnte in einem deutschen Hotel, einige hundert Meter über der Stadt, unterhalb der prachtvollen Bergzacke des Corcovado. Es ist dort nicht billig, bei erträglicher Nahrung. Die Moskitos plagten ein wenig, da die Netze fehlten. Man kann sein eigenes kleines Häuschen haben mit unvergleichlicher Aussicht. Dicht unter dem Corcovadogipfel liegt ein Hotel desselben Wirtes in noch kühlerer, bewaldeter Ecke, die auf ein anderes Tal schaut. Elektrische und Drahtseilbahn bewirken den Verkehr. Jede Fahrt nach und von der Stadt, abends wie morgens, bot mir immer neuen Genuß. Ich konnte es nie müde werden, diese sich wechselvoll und malerisch aufbauenden Häusergruppen und Villen, inmitten der vollen tropischen Üppigkeit von blühenden Bäumen und Büschen, von Palmen, Laub- und Nadelholz zu bewundern. Und abends, wenn in allen Tälern die Lichter funkelten, war es ebenso schön; ein wahrhaftes Sternenmeer breitete sich da unten aus. Dabei blickt man gleichzeitig über Hafen und Bai wie über einen herrlichen, inselbedeckten Schweizer See, nur daß hier große Segelschiffe und Ozeandampfer ziehen oder ankern.

Der Ausdruck „paradiesisch schön", hier trifft er zu! Man sieht, wie die Stadt sich durch die verschiedenen

Täler in die Berge zieht und schlängelt, etwa wie eine Harzstadt, gleich Wernigerode, in großartigem Maßstabe. Die dazwischen liegenden bergartigen Hügel oder Bergwürfel sind bewaldet, gehören aber zum Weichbilde. Hier schaut man Stadtgruppen, dort einzelne lange Straßen, und dort wieder ragt es hoch aus den grünen Staffeln wie weiße Dörfer; und von krönenden Punkten, oft unter den stolzen Wedeln der hier ebenso häufigen, wie prächtigen Königspalmen, schimmern Kirchen und einfache oder schloßartige Landhäuser. Von manchen sah ich sonntäglich die vertraute schwarzweißrote Flagge wehen. Dahinter aber immer als Rückkulisse das höhere, üppig grüne, wunderbar zackige, ja fast märchenhaft eigenartig geformte stattliche Gebirge, sich abzeichnend gegen den Tropenhimmel: der Corcovado, die Berge bei Tijuca, und vor Petropolis die nebeneinander sich türmenden Pfeiler des Orgelgebirges, und weiter im Kreise die Inselberge im satten Blau; dann das buchtenreiche Festland wieder, mit den berühmten Zuckerhutbildungen. Von diesen steigt der echte Zuckerhut mehrere hundert Fuß nackt und turmartig aus den Uferfelsen, während die gebogene Spitze des Corcovado, leicht von nebelnden Wolken umspielt, dahinter 717 Meter aufragt. Leider entzieht diese Haube oft plötzlich dem enttäuschten Besucher „die schönste Aussicht der Welt".

Wie oft habe ich die Geschäftsleute beneidet, die abends mit mir fuhren, da und dort von der aufwärts klimmenden elektrischen Bahn sprangen und vor ihren zauberhaft gelegenen Heimstätten von Weib und Kindern in Empfang genommen wurden. Frohe und gesunde Kinder! Freilich sieht man drunten in der Stadt auch blutarme Tropenpflänzchen, die nicht besser, aber auch

nicht schlechter, als häufig unsere Großstadtkinder ausschauen. Nein, die Tropen sind bei vernünftiger Fürsorge gar nicht so schlimm! Und welche Fülle ewiger und gefährlicher Erkältungskrankheiten bei uns, die doch Millionen fortraffen! Hier weiß man kaum von ihnen.

Wer Rio kennen lernen will, darf sich also nicht auf das gerühmte Hafenbild beschränken; er muß hinauf in die Berge, so oft als möglich! Denn erst der Ausblick von ihren Hängen und Gipfeln aus bringt es unauslöschlich vors Auge, wie schön Rio ist.

Das Dorf und die Villen von Tijuca liegen überaus herrlich in die Waldtäler eingebettet; traulich ragt auch ein Kirchturm aus den Wipfeln heraus. Königspalmen, gelbblühende Akazien, weißblühende Mimosen, Clematis, Bambus, Rhododendron, mit Blumen bedeckte Quaresmas und Rhexien-Bäume überall, häufig umgaukelt von großen, leuchtend farbigen Schmetterlingen und Libellen. An Sonntagen sieht man viele Ausflügler, meist zu Pferde oder in vierspännigen Maultierwagen. Trifft man Fußwanderer aus den gebildeten Ständen, sind es meist Deutsche oder Schweizer. — So viel ich konnte, habe ich auf gut gehaltenen Wegen Ausflüge in die Umgebung gemacht, leider vielfach durch die bereits einsetzende Regenzeit im Genuß gestört. So auch nach dem mehrere Dampfschiff- und Eisenbahnstunden entfernten Petropolis, der, namentlich in den umliegenden Dörfern, noch viel von Deutschen bewohnten Fremdenresidenz, in der ja auch unser Freund, der arme, gute Dom Pedro, so gern seinen Aufenthalt nahm. Ich schaute die Berge von Petropolis in erhabenster, schwarzblauer Gewitterstimmung, und während des bedeutenden und prachtvollen Anstieges der Bergbahn sah man das Gewölk sich in wilder Groß-

artigkeit um die schroffen, dicht bewaldeten Bergwände ballen. Unaufhörlich umzuckten die Blitze das Orgelgebirge. Petropolis selbst ist eine reizende, bergumschlossene Hochtal-Idylle, schier holländisch oder japanisch, von einem umblühten und überschatteten Fluß, über den rotbraune Holzbrücken führen, kanalartig durchwunden.

Wenn ich an Rio zurückdenke, vergesse ich leicht alles Störende, was ich auch dort fand, und es ist mir, wie die Erinnerung an ein geträumtes Märchen, voll Zauber und Schönheit. Wahrlich, Südamerika wäre schon beneidenswert, wenn es nichts hätte, als diese eine einzige Stadt!

* * *

Am 24. Februar kam ich gerade recht zur Feier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Brasilien, d. h. des Tages der Annahme des republikanischen Verfassungsentwurfes durch den Kongreß. Es gibt zahlreiche gute Republikaner, die bis heutigen Tages der Ansicht sind, daß die Verjagung Dom Pedros eine heillose Torheit gewesen ist. Präsident ist zurzeit, bis 1910, Dr. Moreira Penna.

Mein „Grande Hotel International" lag 300 Meter hoch am Santa Thereza; auf 500 Meter befand sich das erwähnte, ebenfalls dem Deutschen Mentges gehörende kleinere Haus „Das Paineras". — An dem deutschen Generalkonsul, an den ich die besten Empfehlungen hatte, fand ich wenig Anhalt. Nicht nur amtliche Tüchtigkeit, sondern auch die Eigenschaft menschlich einfacher Zugänglichkeit sollte bei Besetzung von Posten, die nationale Interessen im Auslande wahrzunehmen haben, recht hoch

veranschlagt werden. Andererseits ward mir wieder ein erfreuliches Entgegenkommen zuteil durch den Diplomaten des Reiches, den zurzeit die Gesandtschaftspflichten wahrnehmenden, jungen Dr. Haniel in Petropolis. Gleich Herrn v. Waldthausen entstammt auch dieser (inzwischen geadelte) Herr der rheinischen Großindustrie. — Den stattlich eingerichteten, mit großer Bibliothek versehenen deutschen Klub Germania am Kai Flamengo lernte ich nur oberflächlich kennen. Ich schloß dort keine Bekanntschaften, und die Gelegenheit dazu, ein Kegelfest, konnte ich nicht mehr benutzen.

Man kann ganz mit der Bahn die ein paar Stunden währende Fahrt nach Petropolis machen, oder auch dabei teilweise auf gut eingerichteten, großen Fährdampfern die innere Bucht kreuzen. Eine Menge von draußen wohnenden Beamten, Geschäftsleuten, studierenden Damen und Schülern benutzte mit mir den Wasserweg. Nach Nummern und Buchstaben ist die Verteilung in den drüben in Mauá wartenden Zug geordnet, ohne daß es das Publikum dabei so strenge zu nehmen scheint. Sümpfe, aus denen weiße Lilien leuchten, werden durchfahren; an den ersten Berghängen scheinen Fabriken die Wasserkräfte schon reichlich auszunutzen. Der steilste Aufstieg zwischen den grünen Wänden der Serra d'Estrella geschieht mittels Zahnradbahn, auf der Höhe eilt der Zug wieder auf gewöhnlicher Bahn dahin und wieder etwas abwärts in den großen Talkessel von Petropolis. Noch heute könnte man in dieser Schöpfung des deutschen Ingenieurs Köhler, trotz Fächer- und Ölpalmen und sonstiger tropischen Vegetationsformen, wähnen, in einem süddeutschen Bade zu weilen. Blonde Schulkinder sieht man in Scharen in die sehr stattliche, neben der hübschen Kirche liegende

deutsche Schule wandern. Annähernd ein Drittel der ungefähr 6000 Einwohner mag noch deutsch sein. In Geschäftsstraßen der auch industriellen Stadt scheint das romanische Element wachsende Vertretung zu finden. Über die Rasenböschungen der kanalisierten Flußverzweigungen wölben sich Baumkronen, die von großen fünfblätterigen, mit langen Fruchtstempeln gezierten, rosa Blüten bedeckt sind. Ich wohnte in einem mitten im Garten liegenden, recht guten Hotel. Auch die deutsche Gesandtschaft, das ehemalige Palais der letzten Kronprinzessin, der Gräfin d'Eu, die den alten Kaiser, ihren Vater, so ungünstig beeinflußte, liegt anmutig an weitem Rasenplatz zwischen Parkbäumen und Büschen. Dr. Haniel wollte mit mir einen Reitausflug in die weitere Umgebung machen; doch leider war ich schon an die Abfahrtszeit meines Europadampfers gebunden. Bei dem Agenten der Hamburg-Südamerikanischen D. G. hatte ich noch einen Platz für die „Petropolis" erhalten, die nicht so überfüllt war, wie es bis dahin verlautete. Die Hafenbeamten Rios schienen mir an übermäßiger Höflichkeit nicht zu leiden. — Trotz Verlangens zur Heimat hätte ich gern länger in Brasiliens Hauptstadt geweilt. Nie werde ich sie vielleicht wiedersehen, aber daß ich sie überhaupt sehen durfte, bedeutet mir unvergängliches Glück.

* * *

Am 7. März langten wir mit der „Petropolis", Kapitän Feldtmann, in Bahia an. Wenn man nicht noch die Rio-Eindrücke so frisch im Gedächtnis gehabt hätte, würde man das stattliche Bahia mit seiner Unterstadt und stolz die grüne Höhe krönenden Oberstadt (im großen Maßstabe und ohne das Insulare auch etwa Helgo-

land vergleichbar) außerordentlich bewundert haben. In den unteren belebten, ziemlich eng zusammengeschachtelten Straßen herrschte zwischen den bunten, hohen Häusern viel Leben und bei der Hitze eine luftlose, drückende Schwüle. Ein Aufzug an der Felswand erleichtert den Personenverkehr nach oben. Großartig öffnet sich von hier der Blick über die Stadt, die weite Bai und das unendlich blauende Meer. Hier oben dehnt sich mit weiteren Straßen, zurzeit noch von Maultiertrambahnen durchzogen, der Hauptteil, dem die Villenvorstädte sich angliedern. Mangos und andere schön gewipfelte Bäume verschönten Plätze und Villengärten. Auch der deutsche Klub, ein sehr anheimelndes, jetzt gerade im Umbau begriffenes Gartenhaus, liegt hier draußen. Die Häuser prangten gerade im bunten Karnevalschmuck; die Leute lagen in den Fenstern, schreiende, meist unschöne Masken, darunter viele Neger, durchtobten die Gassen. — Der Kanzler des deutschen Konsulats, Herr Wolff, dessen zerhacktes Antlitz ihn als alten Korpsstudenten auswies, nahm sich aufs gastlichste meiner an. Ich folgte auch gern der Einladung, eine Nacht unter seinem Dache zu wohnen. Sein Haus lag sehr hübsch, unten außerhalb der Stadt, nicht weit hinter dem malerischen alten Leuchtturm und nahe einer prachtvollen Brandung. Als wir uns hinausbegaben, sahen wir ein Boot im Sinken begriffen; glücklicherweise wurden die zwei Insassen durch ein herbeieilendes Segelboot und einen kühnen Schwimmer gerettet. Ich verbrachte so noch einen Abend in Brasilien sehr angenehm mit Herrn Wolff, seiner liebenswürdigen Frau und einer jungen norwegischen Lehrerin.

Heftiger Regen verzögerte das Nehmen unserer Ladung von Tabak, Kakao und Kaffee. Händler boten

in Fülle liliputartige Bahia-Äffchen an, die aber selten die Reise überstehen. Als wir um Mitternacht endlich in den Ozean hinaussteuerten, gewährte der doppelte Lichterkranz der Stadt einen prächtigen Anblick. Es war der letzte, den mir die Feste Amerikas bot. Am 10. März sahen wir das einsam im Atlantic gelegene Fernando Noronha, ein höchst fesselndes Bild! Wir steuerten nahe den Felsen, zwischen denen Wäldchen und Palmen sich zeigten, bei prachtvoll bewegter See, vorüber. Das Blau stach wirkungsvoll gegen das umbrandete Land ab. An der Westspitze öffnete sich im Gestein ein natürlicher, wohl von den Wellen gebrochener Tunnel; geradezu imposant aber wirkte der Peak, ein tausend Fuß hoher Monolith, der in seiner Turmartigkeit ein höchst eigenartiges Inselbild schafft. Eine weiße Zitadelle lugt über der, wie es schien, sauber aus roten Backsteinen erbauten Stadt. Die Insel dient Brasilien zum Deportationsort. Tags darauf hatten wir die gute, alte Nordhalbkugel wieder erreicht. Wären die vielen Kinder der deutschen Familien an Bord und diese selber anders geartet gewesen, hätte es eine Linientaufe als hübsches Kinderfest geben können. Es befanden sich aber auch manche angenehme Reisegefährten in der ersten Kajüte. Ich beschloß, einen achttägigen Übergangsaufenthalt auf Teneriffa zu nehmen, wo wir am 19. auf der Reede von Santa Cruz ankerten. Ich hatte es schon einmal gesehen, zwar vor 35 Jahren, war mir der großen Veränderungen aber doch lebhaft bewußt. Die Beschreibung meines Aufenthaltes, der hauptsächlich dem von zahlreichen Deutschen besuchten Orotava galt, gehört nicht mehr in dieses Buch. Kurz sei nur erwähnt, daß ich, eben aus den Tropen kommend, in Sturm, Nebel, Schnee

und Eis einen aufregenden Tag bei dem Versuch, den Peak-Sattel oberhalb der Cañadas zu kreuzen, erlebte. Die Führer hatten sich völlig verstiegen. Es war großartig schön, aber anstrengend und nicht ohne Gefahr. Gern gedenke ich der Freundlichkeit des deutschen Konsuls Ahlers in Santa Cruz. Am 26. fuhr ich mit der „Pernambuco", Kapitän Köhler, der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrt-Gesellschaft, deren Herrn Amsinck mein gebührender Dank hier auch nicht vorenthalten werden soll, nach Europa weiter. Es war sehr nett an Bord, zumal ich Konsul Bormann aus Santos nebst seiner ganzen Familie vorfand. Am 28. hieß es: Europa in Sicht! Unterhaltende Tage verlebten wir dann noch in Lissabon, wo wir gerade recht kamen, um unseren Kaiser mit zu begrüßen, und in Rotterdam. An dem bei üblichem Hamburger Regenwetter unangenehm trübkalten Morgen des 5. April — ein Datum, das mir wegen des schleswigholsteinischen und deutschen Ruhmestages von Eckernförde immer im Gedächtnis bleibt — durfte ich, gesund zurückgekehrt, die Meinigen wieder umarmen.

* * *

Hiermit beendige ich nun den Schlußband meiner „Amerikawanderungen". Ich hoffe, man wird mit mir zu der Überzeugung gelangt sein, daß wir uns den Bau unserer wirtschaftlichen Beziehungen zu Süd- und Zentralamerika nicht zertrümmern lassen dürfen. Mit Recht fordert man heute, bei Kapitalanlagen aus Sicherheits- und nationalen Gründen, die heimischen Unternehmungen, wozu auch die in unseren eigenen Kolonien

rechnen, mehr zu berücksichtigen. Damit will man aber die desgleichen sicheren und national werbenden Anlagen in anderen Ländern und übersee durchaus nicht beeinträchtigt sehen. Unheilvoll wirkt nur die übertriebene Spekulation in nordamerikanischen Werten und die wachsende Abhängigkeit unseres Geldmarktes vom nordamerikanischen Markte.

Wenn ich auch nur einen Teil der Umrandung des „Kontinents der Mitte" meinen Betrachtungen unterziehen konnte, so wird der Leser die Wahrheit dieser Bezeichnung Friedrich Ratzels wohl erkannt haben. — Es ist der Kontinent, der, unabhängig vom Menschenwitz, den Pol des ozeanischen Weltverkehrs umschließt, dessen Südhälfte die gewaltigen Bedingungen ebenso einmal zu Gebote stehen werden wie der Nordhälfte. Zu einem politisch-wirtschaftlichen Ganzen vereinigt, würden sie die übrige Welt zum besten der Nordhälfte auf die Knie zwingen. Dies nicht zuzulassen, ist für Europa das Gebot einfacher Selbsterhaltung. Wir haben einen Gegenpol zu schaffen, dessen Anziehungskraft gleich stark ist. Ebenso, wie wir durch unsere Arbeit einen Boden siegreich werden lassen können, den die Natur zum Unterliegen bestimmt zu haben schien. Die Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt mehr als einen solchen Sieg. Nordamerika steht Südamerika nicht minder als fremde Individualität gegenüber, wie Europa dies tut. Meere scheiden oder binden hüben wie drüben; die geographische Trennung ist schärfer als die Europas gegen Asien, die völkischen Gegensätze bestehen hier nicht weniger als dort. Es läuft eben alles n u r auf die Machtfrage hinaus, und dies ist gegen die nordamerikanischen Verschleierungen, die unter der Firma „Amerika für die



Petropolis, eine deutsche Schöpfung im irdischen Paradiese.

Amerikaner" die Welt bluffen, nackt und klar festzustellen. Europa bildet eine Interessengemeinschaft, ebensogut wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika nebst Kanada. Das imperiale Weltreich Großbritannien steht in beiden und greift noch darüber hinaus. Es muß, will es sich nicht mit Deutschland verständigen, alle anderen Nationen je nachdem gewinnen oder unter sich verhetzen, um bestehen zu können. Europa begreift kaum, daß Großbritannien eine antieuropäische Politik verfolgte, indem es Japan zur ostasiatischen Vorherrschaft verhalf; es begreift erst recht nicht, daß nicht Großbritannien Europas Interessen verficht, sondern Deutschland. Den Irrtum wird es mit uns büßen müssen, und Großbritannien, das durch skrupellose Mittel die Quadratur des Zirkels lösen will, muß es selber mit empfinden, da sein Hauptfundament trotz allem ein europäisches bleibt. Diese Gegensätze bilden den gigantischsten gordischen Knoten, den die Welt gesehen hat.

Es ist gänzlich zwecklos für uns, zur Abwendung solchen Schicksals irgend einer Macht nachlaufen zu wollen. Auch ein einseitiges Bündnis mit den Vereinigten Staaten, sogar wenn dieses möglich wäre, würde sich an uns rächen, weil wir nicht aus unserer Interessengruppe herauskönnen. Eine ehrliche Freundschaft müßte zwar, wie ich mehrfach betonte, schon der gesunde Menschenverstand der Union so gut wie uns gebieten. Indessen diese Freundschaft wird niemals durch unsere zweifellos aufrichtig gemeinten und auch nicht immer unpolitisch angewendeten guten Formen erreicht, sondern einzig und allein durch die Aufgabe einer Ausbeutungspolitik seitens Nordamerikas. Dafür besteht nur eine geringe Aussicht, und wir werden eines Tages uns wohl entscheiden müssen,

ob wir Alexander sein wollen oder nicht. Einige fürchten, andere hoffen, wir hätten den Termin schon verpaßt. Das glaube ich nicht. Ich hoffe es auch nicht, weil man Notwendigkeiten nicht aus dem Wege gehen soll.

Menschen wie Nationen werden eben durch Glück oder Unglück erzogen. Die erste, angenehmere Methode haben wir uns noch nicht genügend zu eigen gemacht. Die Folgen hiervon scheinen uns nicht erspart zu werden. Eine zeitweilige politische Entwölkung ohne durchgreifende Sinnesänderung der Völker ändert daran gar nichts, und nicht wir haben unseren Sinn zu ändern, sondern andere. Aber in der harten Schule des Unglücks hat der Deutsche noch immer seinen unverwüstlichen Kern bewiesen. Ich begrüße daher jenen Tag mit der Zuversicht, daß er uns den letzten notwendigen Rest einer schweren Lehrzeit bringe, damit das deutsche Volk endlich in Ehren sein Meisterstück macht.



Anhang.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Band I.

Bei der Unterschrift unter dem Titelbild muß es „Quezaltenango" statt „Quezaltenango" heißen.

Inhaltsverzeichnis u. ff. Statt: San José di Costarica — San José de Costarica.

Seite 67 u. ff. (resp. Band II Seite 321) betr. Panamá-Kanal: Die drei ersten Chefingenieure Wallace, Shonts und John F. Stevens traten nacheinander zurück. Kriegssekretär Taft erklärte unlängst, die Regierung sei froh, daß die Oberleitung jetzt lediglich in den Händen der Armee-Ingenieure läge, bei denen Betrügereien, die bisher vorgekommen seien, ausgeschlossen wären. — Im Frühjahr 1907 verlautete über die Fortschritte am Kanal folgendes aus Panamá: „Es werden in der Kanalzone von der amerikanischen Regierung augenblicklich 31000 Arbeiter beschäftigt, von denen 11773 an dem Bau direkt beteiligt sind. Die übrigen sind mit Bahnarbeiten und im sanitären Dienste tätig. Man wird dem Kanal eine Höhe von 85 Fuß geben. Bei Gatun, in der Nähe des atlantischen Endes des Kanals, wird eine dreifache Schleuse gebaut, mit einem Aufzug, der Schiffe zu einem künstlich hergestellten See heben resp. aus diesem senken kann. Dieser See wird durch einen Damm von 7700 Fuß Länge gestaut werden. An dem pazifischen Ende des Kanals wird bei Pedro Miguel ebenfalls eine Schleuse angelegt werden, deren Aufzug es möglich machen soll, Schiffe dreißig Fuß hoch zu einem künstlichen See auf Höhe von 55 Fuß zu heben. Man berechnet, daß für den Bau des Kanals im ganzen 110 Mill. Kubikmeter Erde auszugraben sein werden. Die schwerste Arbeit wird an dem Einschnitt von Culebra erwartet, dicht hinter Pedro Miguel. Die Ingenieure müssen dort 95 Fuß tief in die Erde einschneiden. Die Fertigstellung des Culebrateiles des Kanals nimmt nach Ansicht Sachverständiger sieben Jahre in Anspruch, während die Arbeiten an dem Damm und an den Schleusen bei Gatun auf acht Jahre

berechnet werden." — Wie ich schon dachte, werden vorliegende Inseln, von denen Tortola, Flamenco, Naos, Taboga usw. zu nennen sind, der nordamerikanischen Kanalzone zu Verteidigungszwecken einbezogen werden. Daß die abliegenderen Perlinseln später auch noch einmal diesem Zwecke dienen werden, scheint nicht ausgeschlossen zu sein.

Seite 132. Dominierende Stellung des Nordamerikanertums in Costarica. Neue briefliche Mitteilungen aus Costarica melden mir eine Abnahme der Nordamerikaner-Furcht, dafür aber eine neue vor den — Japanern! Auch hier machen die Nordamerikaner aus der Not eine Tugend, indem sie mit Erfolg die öffentliche Meinung für den Vorteil der Monroe-Doctrin einzunehmen verstehen. (Zum Herbst 1907 plant Mr. Root eine Reise nach Mexico!)

Seite 261. Kriegszug nach Honduras. Dieser ist 1907 zur Tat geworden und endete zugunsten Nicaraguas, trotzdem Honduras von San Salvador unterstützt ward. Bemerkenswert bleiben das Eingreifen Nordamerikas unter ostentativer Zuziehung des zurückhaltenden Mexikos und die Überlassung des eventl. Schutzes aller europäischen Interessen an nordamerikanische Kriegsschiffe. Der Wolf schützt die Schafe! Wie wichtig Corinto und Amapala für uns sind, sollte bekannt sein. Nach Rückkehr des „Falken" ist für Westamerika wiederum auf die deutsche Kriegsflagge zu verzichten.

Seite 302 u. ff. Statt: Riforma — Paseo de la Reforma.

Seite 305. Bank für Zentralamerika. Leider inzwischen wieder aufgegeben. Der Geschäftsbericht der Deutschen Bank für 1906 sagt hierzu: „Die im Jahre 1905 von uns im Verein mit befreundeten Firmen gegründete Zentralamerika Bank Aktiengesellschaft entschloß sich im Berichtsjahre zur Aufgabe ihres Tätigkeitsprogramms, als sie bei ihren Vorarbeiten zur Eröffnung von Niederlassungen in Guatemala und San Salvador feststellte, daß im Gegensatz zu der vorher vielfach bestandenen Annahme, nach der eine genügende Konsolidierung der allgemeinen Verhältnisse in diesen Ländern vorhanden zu sein schien, tatsächlich mit einer weiteren starken Unsicherheit der politischen und damit der wirtschaftlichen Verhältnisse gerechnet werden müsse — einer Unsicherheit, welche den Aufbau einer soliden Banktätigkeit unmöglich machte. Die Gesellschaft änderte ihre Firma in „Aktiengesellschaft für überseeische Bauunternehmungen" um und befaßt sich nunmehr mit der Vorbereitung, Ausführung und Finanzierung von Eisenbahnbauten,

Verkehrs- und Industrie-Anlagen besonders in überseeischen Ländern." Schade! Der Argwohn, daß auch hier die nordamerikanische Hand im Spiele war, läßt sich nicht zurückdrängen. (Vgl. Bemerkung zu Bd. II Seite 28). — Auch in dem neuerdings zwischen Guatemala und Mexiko wegen Ermordung Barillas durch Guamalteken entstandenen Streite scheint Nordamerika zu versuchen, Mexiko zu gefährlichen Schritten zu verleiten. Dies ist aber ebenso vorsichtig, wie energisch. Der mißbeliebte, angeblich durch ein Attentat bedroht gewesene Präsident Cabrera hat inzwischen das Vertrauen der Ausländer zu Guatemala noch weiter erschüttert.

Seite 319. Statt: Calvera — Cabrera.

Band II.

Seite 3: Coatzacoalcos heißt jetzt offiziell: Puerto Mexico.

Seite 12. Statt: Der Ferrocaril mexicana — dem Ferrocaril mexicano.

Seite 17 u. 31. Statt: Guanthémoc — Guauthémoc.

Seite 24. „Die großen Hüte sind Wähler" — Zurzeit kommen diese „pelados" als Wähler nicht in Betracht, da Senatoren- und Deputierten-Wahlen dem Willen des Präsidenten unterliegen.

Seite 25 u. 26. Die Pickelhaube ist bei der Garde du Corps in Mexiko eingeführt worden.

Seite 28. Deutsche Überseeische Bank in Mexiko: Deren Jahresbericht für 1906 schreibt: „Die Filiale in Mexiko wurde im Verein mit nordamerikanischen und mexikanischen Freunden in eine mexikanische Aktienbank umgewandelt." — Wie betrübend!

Seite 36: „Dem älteren Sohn" usw. — Diaz hat nur den an erster Stelle genannten Sohn. Der mir als „älterer Sohn" bezeichnete Herr war wahrscheinlich der Gatte seiner Tochter Amada Don Ignacio de la Torre y Mier.

Seite 41. Statt: „Die Mausergewehre, mexikanisches Modell" — „deutsches Modell". (Infolge besonderer Erlaubnis des deutschen Kaisers.)

Seite 56. „Deutsche Zeitung" in Mexico. Ist jetzt in den Besitz der Lübecker Dr. Müller und A. Plessing übergegangen. Hoffentlich wird sie jetzt aufblühen, unterstützt werden und die nationalen vor den nörgelnden Quellen bevorzugen.

Seite 70 u. 71. Isthmuskanal und Golfhandel betr.: Das zukunftreiche Golfgebiet hat neuerdings durch die Yoakum-Bahn

zwischen Galveston und Brownsville, die die früher für unfruchtbar gehaltene Texasspitze aufschließt, wesentliche Förderung erfahren.

Seite 75. „Mexikanische und nordamerikanische Truppen." — Eine genauer unterrichtete Stelle schätzt die Leistungsfähigkeit der mexikanischen Soldaten noch höher ein als ich, gibt also den nordamerikanischen geringere Chancen.

Seite 92. San Pedro. Dieser kostspielige Hafen, den die Bundesregierung schuf, hat seit Vollendung der Bahn nach Salt Lake City ein neues Hebemittel erhalten. Bedeutend ist der Holzimport.

Seite 129. Unions. Diese übten neuerdings eine wahre Schreckensherrschaft in San Francisco aus und behinderten durch brutale Ausstände den Wiederaufbau erheblich.

Seite 150. Portland: Die Hamburg-Amerika-Linie betreibt von hier einen befriedigenden Dienst, z. Zt. mit vier großen Dampfern nach Ostasien. (In der Portland-Asiatic Steamship Company an Stelle der früheren Beteiligung der Liverpooler Indra-Linie).

Seite 166. Mount Mc Kinley. Am 16. September 1906 zum erstenmal von den Nordamerikanern Frederick A. Cook und Edward Barrile bezwungen, wobei seine Höhe auf 20,391' engl. festgestellt wurde.

Seite 216. Grand Trunk Pacific Railway: Von Moncton in New Brunswick (Atlantikküste) Quebec (über den St. Lawrencestrom), südlich der Hudsonbay nach Winnipeg und dann nach Port Simpson (5000 engl. Meilen). D. D. Mann und William Mackenzie haben von Manitoba eine Zinsgarantie für eine dritte Pacific-Linie „die Canadian Northern R." erhalten, die von den großen Seen über Prince Albert in Saskatschewan führen soll.

Seite 270. Wapiti-Hirsch (Elch). Wapiti und Elch sind sehr verschieden voneinander. Auf Vancouver u. a. O. scheint das Wapiti jedoch auch Elk genannt zu werden (roundhorned Elk).

Seite 274: Puget-Sound, Seattle: Zunehmende Beteiligung der Japaner am Verkehr bis nach Chile hinunter, und zwar durch die Linien „Nippon Yusen Kaischa" (in Verbindung mit der Great Northern Railway Co. nach Ostasien) und „Togo Kisen Kaischa".

Seite 301. Salina Cruz. Im April 1907 hat der ganze Strich zwischen Acapulco und Salina Cruz, namentlich die Provinz Guerrero, durch Erdbeben gelitten.

Seite 313. Statt: Fouseka Bai — Fonseka Bai.

Seite 333. Guayaquil. In Rios, nördlich von Guayaquil, liegt die einer Hamburger Gesellschaft gehörende Hacienda La Clementina mit den größten Kakaokulturen der Welt.

Seite 334. Ecuador. Hat seit 1907 eine neue liberale Verfassung erhalten, die auch die Rechte der Fremden besser wahrnimmt; hoffentlich bewährt sie sich in der Praxis.

Band III.

Seite 17. Peruvian Corporation. Zum Ausbau der überlassenen Staatsbahnen mit dreimal so hohem Kapital begründet, als die Anleihe betrug. Ursprünglich vorwiegend englisch ist die Gesellschaft noch in England registriert.

Seite 33. Pozuzo. Die Verkehrsverhältnisse sind wohl mangelhaft. — Deutsches Leben pflegende Landsleute wohnen u. a. auch weiter südlich in und bei Huancayo.

Seite 48. J. Matth. Gildemeister ist in Peru selbst seit längerer Zeit nur hervorragend an Zuckerplantagen beteiligt.

Seite 49. Deutsche Bank und Peruvian Corporation. Neuerdings verlautete von einer „Verständigung" zwischen der D B. (resp. deren Interessenten) und der P. C. Es muß also Differenzen gegeben haben. — Über heutige 3% Peruaner konnte ich nichts erfahren. Der jetzige Aufschwung Perus bleibt Tatsache.

Seite 52. Pintados. Die merkwürdigen Petroglyphen und Piktographien finden sich zumal in Nord-Chile, weniger in Süd-Chile. Man hat sie mit dem Sonnenkultus in Verbindung gebracht. Näheres bringt: A. Plagemann „Über die chilen. Pintados".

Seite 141. Japan in Südamerika. Japan macht durch die technische Großfirma J. Nakatar auffallende Fortschritte in Valparaiso.

Seite 292. Liebig Company. Diese erwarb inzwischen noch mehrere Estancias in Argentinien und Paraguay hinzu und gab 1906 20 % Dividende.

Seite 360. Einwanderung in Brasilien. Die Municipien händigen neuerdings den Kolonisten ihre definitiven Besitztitel ohne Schwierigkeiten und kostenfrei aus.

Seite 369. Zollvergünstigungen der Nordamerikaner in Brasilien. Diese, nebst Anerkennung der Monroe-Doctrin Fragen, wurden erkauft gegen Zusicherungen in der Grenzregulierung mit Peru zugunsten Brasiliens.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 33 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

Bodenstedt, Fr. v., Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

Sybel, H. v., Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

Schmidt, Adolf, Historische Epochen und Katastrophen.

Reitlinger, Edm., Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

Löher, Fr. v., Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

Richter, H. M., Geistesströmungen.

Heyse, Paul, Giuseppi Giusti, Gedichte.

Bodenstedt, Fr. v., Shakespeares Frauencharaktere.

Auerbach, Berthold, Tausend Gedanken des Collaborators.

Gutzkow, Carl, Rückblicke auf mein Leben.

Hoyns, Georg, Die alte Welt.

Frenzel, Karl, Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

Vambéry, Hermann, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

Lorm, Hieronymus, Philosophie der Jahreszeiten.

Büchner, Ludwig, Aus dem Geistesleben der Tiere.

Lindau, Paul, Alfred de Musset

Bodenstedt, Fr. v., Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

Goldbaum, W., Entlegene Kulturen.

Reclam, C., Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

Woltmann, Alfred, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Strodtmann, Ad., Lessing. Ein Lebensbild.

Lazarus, M., Ideale Fragen.

Lenz, Oscar, Skizzen aus Westafrika.

Vogel, H. W, Lichtbilder nach der Natur.

Büchner, Ludwig, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper“ II. Teil.)

Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.

Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.

Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.

Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.

Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.

Kreyßig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.

Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.

Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.

Das moderne Ungarn. (Herausgegeben von Ambros Neményi.)

Abteilung VIII

Ehrlich, H., Lebenskunst u. Kunstleben.

Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper“ III. Teil.)

Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.

Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)

Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)

Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)

Gottschall, Rud. v., Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.

Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.

Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.

Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.

Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.

Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

Meyer, Jürgen Bona, Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

Herrmann, Emanuel, Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

Meyer, M. Wilh., Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

Falke, Jacob von, Aus dem weiten Reiche der Kunst.

Herrmann, Emanuel, Sein und Werden in Raum und Zeit.

Henne am Rhyn, O., Kulturgeschichtliche Skizzen.

Preyer, W., Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

Bodenstedt, Fr. v., Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

Hellwald, Fr. v., Die Welt der Slawen.

Spielhagen, Fr., Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

Büchner, Ludwig, Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

Sterne, Carus, Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

Gottschall, Rud. v., Studien zur neuen deutschen Literatur.

Falke, Jacob v., Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

Werner, Reinhold, Auf fernen Meeren und Daheim.

Ullrich, Titus, Reisestudien.

Jähns, Max, Über Krieg, Frieden und Kultur.

Dierds, G., Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.
Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.
Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
Fitzner, Rud., Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

Falke, Jakob von, Aus alter und neuer Zeit.
Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.
Ehrlich, H., Modernes Musikleben.
Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Tl.)
Dove, Karl, Südwest-Afrika.
Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

Wegener, Georg, Zum ewigen Eise.
Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
Hirschfeld, G., Aus dem Orient.
Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch.
Dove, Karl, Vom Kap zum Nil.
Seidel, A., Transvaal, die Südafrikanische Republik.
Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper" VIII. Teil.)
Zabel, Eugen, Russische Literaturbilder.
Below, Ernst, Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
Lindau, Paul, An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

Gottschall, Rud. von, Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper" IX. Teil.)

Abteilung XXVII

Münz, Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.
Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
Zimmermann, A., Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Allg. Verein für Deutsche Literatur, Berlin SW. 68, Kochstr. 67.

Abteilung XXVIII

Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.

Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.

Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.

Lanera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.

Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".

Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.

Meyer, M. Wilh., Im Bannkreise der Vulkane.

Abteilung XXX

Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.

v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.

Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.

Kienzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.

Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.

Dehn, Paul, Weltpolitische Neubildungen.

Genthe, Siegfried, Korea. Reiseschilderungen.

Abteilung XXXII

Genthe, Siegfried, Marokko. Reiseschilderungen. Herausg. von Dr. Georg Wegener.

Heigel, Karl Theodor von, Biographische und kulturgeschichtliche Essays.

Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. I. In der Mitte des Kontinents.

Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. II. Zwischen Alaska und Peru.

Abteilung XXXIII

Vosberg-Rekow, Nation und Welt.

Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. III. Im Süden des Kontinents der Mitte.

Als nächste Veröffentlichungen des Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur werden demnächst erscheinen:

Dehn, Paul, Von deutscher Kolonial-, Flotten- und Weltpolitik.

Ottmann, Victor, Nach dem Pharaonenlande. Eine Reise auf Umwegen.

Hoerstel, W., Korsika, Elba, Monte-Christo.

Grothe, Hugo, Im Lande der zwei Ströme.



Im **Gutenberg-Verlag, Hamburg**, erschienen vom gleichen Verfasser:

Kriegsflagge und Fischersegel

Novellen aus dem Seeleben

Band 1. Kadetten- und Kapitäns-Abenteuer. 184 Seiten.
Band 2. Boots- und Bord-Novellen. 188 Seiten.

Preis jedes Bandes geheftet 2.50 Mk., gebunden 3.50 Mk.

So groß die Liebe des deutschen Volkes zur See ist, so wenig schöne Seenovellen besitzt es doch. Denn bisher waren Seegeschichten fast eine Domäne der Jugendschriftsteller. Echten Dichtern ging meist die genaue Kenntnis des Seewesens zu sehr ab. Da ist es denn mit besonderer Freude zu begrüßen, daß Johannes Wilda, der auch nach seinem Abschiede von der Kriegsmarine auf verschiedenen Weltreisen alle großen Meere befahren hat und dessen starke dichterische Begabung selbst in seinen Reiseschilderungen spürbar ist, zwei Bände ansprechend, flott und energisch geschriebener Seenovellen veröffentlicht. Man kann an diesen Büchern seine helle Freude haben.

Im ersten Bande, „Kadetten- und Kapitäns-Abenteuer", werden zunächst in ungemein humoristischer Art die Erlebnisse zweier deutscher Seekadetten zur Zeit des deutsch-französischen Krieges geschildert. Darauf folgt die Erzählung von einem Schiffsjungen, der gern zur Marine gehen möchte und dem dies durch eine merkwürdige, unerlaubte Segelfahrt gelingt; endlich die famose Erzählung „Kapitän Karpfs Abenteuer in Haiti", in der ein alter Seebär vor seinen Zuhörern aufschneidet, daß sich die Balken biegen.

Der zweite Band, „Boots- und Bord-Novellen", beginnt mit einer Kriminal-Erzählung „Bei der Glockenboje", in der ein auf der See verübter Mord nach mehreren Jahren aufgedeckt wird. Nach einer zweiten Erzählung, ebenfalls ernsten Inhalts, folgt dann eine dritte, „Dünung" betitelt, die wieder humoristisch gehalten ist und in der ein großer Ball an Bord eines im Mittelmeer stationierten deutschen Kriegsschiffes beschrieben wird. Bei heiterem Himmel stellt sich plötzlich Dünung, d. h. hoher Seegang ein, der unter den Gästen die Seekrankheit ausbrechen läßt. Welche Folgen diese für die Entwickelung der Dinge hat, wollen wir nicht verraten.

Scharfe Beobachtungsgabe und prächtiger Humor zeichnen diese Novellen in hohem Grade aus.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder durch den Gutenberg-Verlag, Hamburg.





